YH03192

SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
LVX
FIAT
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS

MAR 26 1926

DIE GEGENWART

POSTVERTRIEB AB BERLIN

ZEITSCHRIFT FÜR LITERATUR, WIRTSCHAFTSLEBEN U. KUNST

HERAUSGEBER: HEINRICH ILGENSTEIN

AUS DEM INHALT:

Unsere Pensionäre — Von Mentor

Kredithilfe für den Hausbesitz — Von Hugo Nansen

Mode und Kirche — Von Richard Förster

Die Triebfeder der Fremdenfeindlichkeit in China — Von G. A. Küppers-Sonnenberg

Gustav Renner — Von M. Springer-Stuttgart

Bei meinen Brüdern unten in der Tiefe — Von Otto Suchland

Randbemerkungen

Das hundertorige Theben / Sir Roger Casement

Das Gemeindebestimmungsrecht

Börsenspiegel

JANUARHEFT 1926 / JAHRGANG 55

VIERTELJÄHRLICH 3 HEFTE

HEFTPREIS M. 0.30

VERLAG: GEGENWART G·M·B·H / BERLIN W57 BÜLOWSTRASSE 66

AP30
.A4
1926

UNIV. OF

Die Gegenwart

55. Jahrgang Januarheft 55. Jahrgang

Unsere Pensionäre

Von Mentor

Der dem Reichsrat für 1926 vorgelegte Haushaltungsplan ist in Einnahmen und Ausgaben mit 7,7 Milliarden Reichsmark angesetzt. Davon fallen auf die allgemeine Reichsverwaltung 4116 Millionen, der Rest auf die Länder. Die sachlichen Ausgaben und die Gehälter für Beamte, Angestellte und Arbeiter des Reichs betragen rund 2½ Milliarden (60 Prozent), für Pensionen 1,5 Milliarden (40 Prozent der Gesamtausgabe).

Das sind, in dürren Ziffern ausgedrückt, die Summen, die durch Steuern und Zölle zur Aufrechterhaltung der Reichsbilanz aufgebracht werden sollen. Hierbei fällt zunächst das ungeheure Mißverhältnis, das zwischen den sachlichen Ausgaben mit Einschluß der Beamtengehälter und den Pensionen besteht, in die Augen. Es ist richtig, daß der Krieg uns mit gewaltigen Verpflichtungen belastet hat. Es ist auch gar nicht daran zu deuteln, daß Männer, die ihre Gesundheit und Erwerbsfähigkeit ganz oder teilweise im Kriege eingebüßt haben, einen berechtigten Anspruch auf eine entsprechende Entschädigung haben. Andererseits kann es dem Steuerzahler niemand verargen, wenn er sich den Pensionsetat etwas näher betrachtet. Auch Sache des Reichstages wäre es, zu prüfen, ob nicht einige Abstriche hier möglich wären. Selbstverständlich darf nicht bei den Kleinpensionären, die dem Staate ihr Leben lang gedient haben, und bei den kärglich besoldeten Kriegsinvaliden mit einer Pensionsverkürzung angefangen werden. Es würde sich aber lohnen, in den oberen Regionen nachzuforschen. So bezieht Herr Ludendorff vom Reich, dessen Verfassung er in Grund und Boden schmäht, eine Jahrespension von 18 000 Mark. Der bayerische Kronprätendent und ehemalige Kronprinz Rupprecht bezieht als Feldmarschall ein noch höheres Ruhegehalt. Nach hunderten zählen die Generäle und höheren Stabsoffiziere, die, a. D. oder z. D. gesetzt, ihre unfreiwilligen Mußestunden dank der Freigebigkeit der Republik ohne Sorge um den morgigen Tag ganz nach Wunsch und Eigenneigung verbringen können.

Etwas weniger reichlich bedacht sind die Frontoffiziere des früheren deutschen Heeres und die abgebauten mittleren Beamten, aber sie sind immerhin so günstig gestellt, daß sie nicht, wie zahlreiche Kriegskrüppel, im Nebenberuf auf den Bettel zur Erhöhung ihrer Einnahmen angewiesen sind. Im Gegenteil erschließen sich diesen im besten Mannesalter stehenden Pensionären in der Industrie Betätigungsgebiete, die mit recht ansehnlichen Einnahmen verbunden sind. Es sei nur auf die Siemens-Schuckert-Werke hingewiesen, deren Beamtenstab sich ausschließlich aus ehemaligen Offizieren, die sich eine gegen

 037933

die Reichsregierung und den Locarno-Vertrag gerichtete Propaganda angelegen sein lassen, zusammensetzt. Selbstverständlich darf weder auf den Beamten noch auf den Pensionär ein Gesinnungszwang ausgeübt werden — die Gewissensfreiheit des Staatsbürgers ist ja auch in der Reichsverfassung verankert —, andererseits kann man aber von den Nutznießern des Staates fordern, daß sie sich solcher Handlungen enthalten, die geeignet sind, die Existenz des Staates und der gegebenen Staatsform zu erschüttern.

Man gewinnt auch in anderen Zusammenhängen den Eindruck, daß gewissen Pensionären nicht Staat und Vaterland, sondern die Pension über alles geht. So hat sich der Reichsminister a. D. Schiele für seine neunmonatliche Ministertätigkeit eine Jahrespension von 10 000 Mark erwirkt. Da ein Minister erst nach zweijähriger Amtsdauer Anspruch auf Ruhegehalt erheben kann, so mußte er notgedrungen andere „amtliche" Zeitleistungen mit einrechnen, wie sein Dienstjahr als Einjähriger, um die an eine Pensionierung geknüpften Bedingungen zu erfüllen. Sollte sich diese Praxis weiter durchsetzen, würde es bald keine prominenten Staatsbürger ohne Pensionsberechtigung mehr geben. Ein Zustand, den Friedrich Naumann einst mit den Worten charakterisiert hat: Deutsch, treu und pensionsberechtigt!

In der Jagd nach der Pension um jeden Preis charakterisiert sich andererseits ein recht beachtlicher Mangel an Staatsgefühl, sintemalen der Staat gerade von denen, die sich nach außen als die stärksten Staatsstützen aufspielen, am nachdrücklichsten als milchende Kuh benutzt wird. Nicht nur abgebaute Generäle und entlassene Minister hauen in diese Kerbe, sondern auch die ehemaligen deutschen Dynastien suchen aus dem Staatssäckel, ohne auch nur einen Augenblick unsere entsetzliche wirtschaftliche Notlage zu berücksichtigen, herauszuholen, was sie nur können. Das Gefeilsche über die Abfindungssummen der Fürsten hat nachgerade die Form eines öffentlichen Skandals angenommen. Gewiß soll man dem Kaiser geben, was des Kaisers ist, ebenso den anderen Fürsten. Das heißt, ihr Privatvermögen darf ihnen in einem geordneten Staatswesen nicht vorenthalten werden. Sie haben, wie jeder andere Staatsbürger, Anspruch auf gesetzlichen Schutz ihres Eigentums. Wenn sie aber darüber hinaus Ansprüche auf Staatsdomänen und andere Besitztitel des Staates erheben, so muß hier im Interesse der Allgemeinheit ein Riegel vorgeschoben werden. Es geht auch nicht an, daß die Fürsten volle Aufwertung ihres Realbesitzes erhalten, während alle anderen Staatsbürger nur einen Bruchteil aus dem Debakel haben retten können, und daß ihnen ungeheure Renten zugesprochen werden, während die Masse des deutschen Volkes im Elend verkommt und die Wirtschaft das allernotwendigste Betriebskapital entbehrt. Wollte man die Ansprüche aller ehemaliger Dynastien erfüllen, müßte das deutsche Volk sich auf einen Aderlaß von einer Milliarde einrichten!

Dem Beispiel der Dynastien folgend, rücken auch die reichsunmittelbaren Herren mit Ansprüchen auf Aufwertung ihrer Rente heran, um eine „standesgemäße" Lebenshaltung weiter führen zu können. Die Jahresbezüge dieser höchst überflüssigen Menschenklasse, mit der sich schon verschiedene Könige von Preußen herumgeschlagen

haben, die ihre Ansprüche lediglich auf alte „Gerechtsame" stützen, beziffern sich, wenn kapitalisiert, auf rund 50 Millionen. Es ist die höchste Zeit, daß der Reichstag durch ein Abfindungsgesetz allen veralteten und nichts mehr zu rechtfertigenden Ansprüchen der Dynastien und der Standesherren ein Ende macht. Der Staat ist keine Pensionsanstalt für Nichtstuer!

Kredithilfe für den Hausbesitz

Von Dr. Hugo Ranfen

Einer der besten Kenner der wirtschaftlichen Praxis hat als das einzige Heilmittel gegen das Hauptübel unserer Tage, das er in der allgemeinen Illiquidität erkennt, die Wiederherstellung des Realkredits empfohlen. Diagnose und Rezept sind zweifellos richtig. Sowohl die Landwirtschaft wie der Haus- und Grundbesitz haben infolge der Inflation und ihrer Folgewirkungen eine der Grundlagen ihrer Existenz, nämlich den Realkredit eingebüßt, der ihnen allein die Möglichkeit gab, Teile ihres toten Besitzes zu mobilisieren und mit den flüssig gemachten Kapitalien Land und Gebäude zu erhalten oder zu verbessern. In normalen Zeiten war es leicht, zu einem niedrigen Zinssatz Hypotheken auf Immobilien aufzunehmen, und mit Hilfe des geliehenen Geldes den Ertrag von Grund und Boden derart zu steigern, daß für den Besitzer noch ein ansehnlicher Überschuß übrig blieb, der auch vom volkswirtschaftlichen Standpunkt aus als ein Gewinn zu buchen war. Heute sind Hypotheken entweder überhaupt nicht oder nur zu Bedingungen erhältlich, die einen Überschuß nicht mehr übrig lassen, vielmehr die Verwendung solcher Kredite für produktive Zwecke als unrentabel erscheinen lassen.

Wenn Landwirtschaft und städtischer Hausbesitz beide unter der Zerstörung des Realkredits schwer leiden, so ist doch die Lage des letzteren insofern die bei weitem ungünstigere, als die Landwirtschaft im großen und ganzen wenigstens ihre Produktivität behalten hat. Es war schon aus Gründen der Volksernährung — ganz abgesehen von dem politischen Machtfaktor — unmöglich, die Rentabilität der Landwirtschaft in ähnlicher Weise zu zerstören, wie das durch die Wohnungszwangsgesetzgebung mit der des städtischen Hausbesitzes geschehen ist. Von der Rentabilität des Immobilbesitzes hängt aber der Beleihungswert ab. Der städtische Haus- und Grundbesitz ist nicht nur, wie die Landwirtschaft, infolge der Zerstörung des Realkredits illiquide geworden, sondern er hat auch einen sehr erheblichen Teil seines Substanzwertes, der die Basis für jede Kreditgewährung bildet, eingebüßt. Schuld daran trägt die verfehlte Mieterschutz- und Mietreglungsgesetzgebung, die den Hausbesitz ertraglos machte, und die sich auch in Zukunft noch lange in der gleichen Richtung auswirken wird. Während man im Jahre 1913 den Wert des städtischen Hausbesitzes in Deutschland auf 100 bis 120 Milliarden Mark schätzte, ist er jetzt infolge der fehlenden oder minimalen Rente höchstens auf 30 bis 36 Milliarden Mark zu beziffern. Das bedeutet einen großen Verlust am Nationalvermögen, der erst nach Wiederherstellung einer normalen Rente des Hausbesitzes allmählich wieder wettgemacht werden kann.

Die wirtschaftliche Schwächung des deutschen Hausbesitzes durch die Niedrighaltung der Mieten führt aber auch dazu, daß die Hypothekenaufwertung ihn weit stärker belastet und vor weit schwierigere Probleme stellt als die Landwirtschaft, die immerhin hoffen kann, daß die staatliche Wirtschaftspolitik ihr die Tilgung ihrer Aufwertungshypotheken aus Produktionsüberschüssen unter allen Umständen ermöglichen wird und muß. Der Hausbesitz dagegen, dem man durch Zwangsgesetze und Erhebung der Mietzinssteuer die Ertragfähigkeit seines Eigentums zerstört hat, sieht dem 1. Januar 1932, dem Termin, an dem die aufgewerteten Hypotheken fällig werden, mit den schwersten Sorgen entgegen. Gewiß bringt die 25 prozentige Aufwertung der Hypotheken den Gläubigern eine Einbuße von drei Vierteln ihres Kapitals, die besonders die Sparer und Rentner hart trifft. Aber sie verschafft keineswegs etwa dem Schuldner und Hauseigentümer einen entsprechenden Gewinn, denn der hat ja, wie wir sahen, zwei Drittel des Substanzwerts seines Eigentums verloren, und den Rest kann er infolge der Zerstörung des Realkredits nicht mehr flüssig machen (es sei denn, daß er sein Eigentum zu einem Bruchteil seines früheren Wertes verschleudern will). Soll also der deutsche Hausbesitz nicht wirtschaftlich zusammenbrechen, so müssen Mittel und Wege gefunden werden, um es ihm möglich zu machen, am 1. Januar 1932 die fälligen Aufwertungshypotheken zurückzuzahlen. Volkswirtschaftlich betrachtet, macht das ja nicht etwa die Festlegung eines sehr großen flüssigen Kapitals notwendig, denn das Kapital, das dem Hausbesitz zur Ablösung der Aufwertungshypotheken zur Verfügung gestellt wird, wird ja durch die Rückzahlung an die Aufwertungsgläubiger wieder liquide. Über die Rückzahlung der Aufwertungshypotheken hinaus muß dem Hausbesitz freilich bei dieser Gelegenheit noch ein Betrag an Krediten gesichert werden, der ausreicht, um die notwendigen Erhaltungs- und Erneuerungsmaßnahmen an den fast 12 Jahre lang vernachlässigten und heruntergewirtschafteten Häusern durchzuführen.

Die beiden Aufgaben, die hier gestellt sind, nämlich einmal die Ablösung der alten, nunmehr grundsätzlich auf 25 % aufgewerteten Hypotheken, und zweitens die Neuaufnahme von Realkrediten auf die Häuser hat nun einer der Führer des organisierten deutschen Hausbesitzes, der Münchener Stadtrat Josef Humar, in mustergültiger Weise zu lösen versucht. Das von ihm entworfene und ausgearbeitete Projekt, das kürzlich in einer Denkschrift („Der Wiederaufbau des Städtischen Realkredits")) vom Zentralverbande Deutscher Grund- und Hausbesitzervereine der Öffentlichkeit und besonders den deutschen Hausbesitzern unterbreitet worden ist, hat vor allem den großen Vorzug, daß es im wesentlichen auf dem Wege der Selbsthilfe von dem organisierten Hausbesitz durchgeführt werden kann.

Stadtrat Humar knüpft mit seinen Vorschlägen an den bisher wenig beachteten § 7 des Aufwertungsgesetzes an. Dieser gibt nämlich dem Eigentümer eines Grundstücks das Recht, im Range nach der an erster Stelle eingetragenen aufgewerteten Hypothek und vor den dieser nachgehenden Hypotheken eine Eigentümerhypothek in Höhe von 25 % des Papiermarkbetrages der ersten Hypothek für sich selbst mit dem üblichen Zinsfuß eintragen zu lassen. Wenn also zum

Beispiel auf einem Grundstück von 100 000 M. Friedenswert eine erste Hypothek von 60 000 Papiermark und eine zweite Hypothek von 20 000 Papiermark lasten, die auf Grund des Aufwertungsgesetzes auf 15 000 und 5000 Reichsmark aufzuwerten sind, so kann der Eigentümer hinter der ersten Aufwertungshypothek von 15 000 M. und vor der zweiten Aufwertungshypothek von 5000 M. eine Eigentümerhypothek von gleichfalls 15 000 M. zu seinen eigenen Gunsten eintragen lassen (allerdings nur soweit dadurch die Grenze des halben Friedenswerts, in unserm Beispiel also die von 50 000 M. nicht überschritten wird). Diese freie Stelle für die Eigentümerhypothek sollte wohl nach dem Willen der Urheber des Aufwertungsgesetzes dazu dienen, daß die Eigentümer auch vor Fälligkeit der Aufwertungshypothek flüssige Mittel zur Erhaltung ihres Besitzes und zur Ablösung der Aufwertungshypothek sich sollten verschaffen können. Praktisch ist das jedoch infolge der Zerstörung des Realkredits unmöglich geworden. Der Hausbesitzer würde für seine Eigentümerhypothek heute bei unerschwinglichen Zinsen nur einen Teil des Betrages erhalten, auf den die Hypothek lautet. In ihrer heutigen Gestalt ermöglicht die Eigentümerhypothek dem Hausbesitzer weder die Rückzahlung der Aufwertungshypothek noch schafft sie ihm zu erträglichen Bedingungen neue flüssige Mittel.

Diese für den Hausbesitzer unter den gegenwärtigen Verhältnissen nutzlosen Eigentümerhypotheken sollen nach dem Humarschen Plane in eine bereits gegründete Hausbesitzerbank eingebracht werden, um dort gemeinschaftlich als Garantie für aufzunehmende Kredite verwendet zu werden. Zu diesem Zweck müssen sich die Hausbesitzer, um die Rückzahlung der Aufwertungshypothek zu sichern, für ihre Eigentümerhypothek einen Grundschuldbrief ausstellen lassen und ihn an die Hausbesitzerbank abtreten. Als Gegenleistung übernimmt diese die Rückzahlung der ersten Aufwertungshypothek und beschafft dem Hausbesitzer auch flüssige Mittel zur Rückzahlung nachstelliger Hypotheken sowie für große Instandsetzungsarbeiten an den Häusern. Der Grundschuldbrief bleibt 20 Jahre lang im Besitz der Bank. Innerhalb dieser Zeit wird aber der Betrag, auf den der Grundschuldbrief lautet, durch jährliche Spareinzahlungen des Hauseigentümers bei der Bank in Höhe von 0,3 % des Vorkriegswertes des Hauses getilgt, so daß der Grundschuldbrief nach Ablauf der 20 Jahre an den Hauseigentümer unentgeltlich zurückgegeben werden kann. Die Spareinlagen würden in dem von uns gewählten Beispiel (Vorkriegswert des Hauses 100 000 M.) jährlich 300 M. ausmachen, sind also durchaus erschwinglich. Mit Zins und Zinseszins aufgesammelt genügen sie aber zur Tilgung der Grundschuld innerhalb von 20 Jahren.

Ohne Zweifel bilden die einer Bank vereinigten Grundschuldbriefe eines erheblichen Teiles des deutschen Hausbesitzes eine bessere Unterlage für die Aufnahme von Krediten als die einzelnen Eigentümerhypotheken. Es wird der Hausbesitzerbank sicherlich gelingen, auf diese Garantien hin die nötigen Gelder zu erträglichen Bedingungen aufzubringen. Ein großer Teil der Aufwertungshypotheken, insbesondere soweit sich diese im Besitz von Sparkassen und anderen öffentlichen Instituten befinden, wird ohne weiteres in von der Sparbank auszugebende Goldmarkpfandbriefe, für die die Grundschuldbriefe der Hauseigentümer solidarisch haften und deren Zinsen aus den

Spareinlagen der Hauseigentümer geleistet werden, zurückgezahlt werden können, so daß neue flüssige Mittel für die Rückzahlung dieses Teiles der Aufwertungshypotheken überhaupt nicht erforderlich sind. Auch sonst wird es im Inlande nicht allzu schwer sein, Kredite für die Hausbesitzerbank zu beschaffen oder deren Goldpfandbriefe unterzubringen, z. B. bei den Lebensversicherungsgesellschaften, die angesichts des wiederaufblühenden Lebensversicherungsgeschäfts gute, langfristige Anlagen für ihre Gelder brauchen. In diesem Zusammenhange ist es von Interesse, daß der Zentralverband Deutscher Grund- und Hausbesitzervereine, der der eigentliche Träger der geschilderten Selbsthilfeorganisation des Hausbesitzes ist, kürzlich bereits die Aktienmajorität einer großen deutschen Lebensversicherungsgesellschaft erworben hat. Ferner werden Reich, Länder und Gemeinden aus ihren Steuerüberschüssen und aus sonstigen für Kredite an die Wirtschaft bestimmten Fonds wohl der Hausbesitzerbank, unter der Voraussetzung der vorzüglichen Sicherung durch die Eigentümergrundschuldbriefe, beträchtliche Mittel zu verhältnismäßig niedrigen Zinsen zur Verfügung stellen können, die von volkswirtschaftlichen Gesichtspunkten aus gut angelegt sind, da sie dem Zwecke der Entschuldung und Mobilisierung des Haus- und Grundbesitzes dienen und entsprechende flüssige Mittel für die Wirtschaft frei machen. Endlich wird die Hausbesitzerbank auf der Grundlage der ihr übergebenen Grundschuldbriefe der Hauseigentümer auch beträchtliche Auslandskredite zu annehmbaren Bedingungen erhalten können, deren Rückzahlung bzw. Tilgung ja durch die Spareinzahlungen der Hausbesitzer von vornherein aufs beste gesichert ist.

Dieser von Stadtrat Humar entworfene Selbsthilfeplan zur Beschaffung von Krediten für den deutschen Hausbesitz scheint erfreulicherweise bereits bis zur praktischen Durchführung gefördert zu sein. Die Funktion der Hausbesitzerbank soll die im Jahre 1916 mit einem Grundkapital von 3 Mill. Mark gegründete „Deutsche Hauptbank für Hypothekenschutz A.-G." in Berlin übernehmen, deren Aktienmehrheit dem Zentralverband Deutscher Grund- und Hausbesitzervereine übertragen worden ist. Für die Verwirklichung des Plans ist es natürlich wichtig, daß recht viele Hausbesitzer diesen Weg zur Rückzahlung ihrer Aufwertungshypotheken und zur Beschaffung flüssiger Mittel für die Instandhaltung ihrer Häuser beschreiten. Schließt sich auch nur die Mehrheit der deutschen Hausbesitzer (soweit sie Aufwertungshypotheken zurückzuzahlen haben) der neuen Selbsthilfeorganisation an, so wird wenigstens nach Verlauf von 20 Jahren der Realkredit des städtischen Haus- und Grundbesitzes in vollem Umfange wiederhergestellt sein.

Voraussetzung für die erfolgreiche Durchführung des Projekts ist freilich, daß, wenn nicht sofort, doch innerhalb kurzer Zeit die Rentabilität des deutschen Hausbesitzes in den Grenzen, in denen es volkswirtschaftlich vertretbar ist, wiederaufgebaut wird. Denn auch die 300 M., die der Besitzer eines mittelgroßen Hauses nach dem oben umschriebenen Plane als Spar- und Tilgungsbetrag an seine Selbsthilfeorganisation zu zahlen hat, müssen aus Mietüberschüssen gedeckt werden können. Heute aber sind ausreichende Mietüberschüsse in der Regel nicht vorhanden. Auch für die Realisierung des Humar-

schen Planes ist es also notwendig, daß die Mieten in Bälde wieder auf Vorkriegshöhe gebracht werden, und daß die Hauszinssteuer, mindestens soweit sie nicht für Neubauzwecke Verwendung findet, in Wegfall kommt. Aber selbst die Neubautätigkeit würde durch die allmähliche Wiederherstellung einer natürlichen Mietpreisbildung eine weit größere Förderung erfahren, als sie durch Zuführung von Hauszinssteuermitteln an den gemeinnützigen Wohnungsbau jemals wird erreicht werden können. Das für die ganze Volkswirtschaft so überaus wichtige Baugewerbe wird erst dann seine frühere Bedeutung und Blüte wiedererlangen, wenn der Aufbau des zerstörten deutschen Realkredits gelungen sein wird.

Mode und Kirche

Eine kulturgeschichtliche Plauderei von Richard Förster

„Diese ganze Mode-Narrenwelt meint nach Belieben nur ihrer geschmacklosen Eitelkeit zu frönen und gehorcht in Wahrheit unbewußt einem unsichtbaren Regenten, der sie nötigt, den inneren Charakter einer Zeit, ihre Stimmung, Gesinnung, Auffassung, Sitte symbolisch im Äußern, im Kleide, darzustellen."
Friedr. Theod. Vischer.

Empörung herrscht unter der Geistlichkeit aller Länder über die Frauenmode von heute! Allerdings kann man es ihr nicht verdenken, wenn sie gegen die jetzt übliche Zurschaustellung weiblicher Reize eifert und verlangt, daß Frauen die Kirchen nur in einer dem Ernste des des Ortes angemessenen Kleidung betreten. An den Kirchen Roms angeschlagene Zettel verkünden, daß Damen mit nacktem Hals und nackten Armen der Eintritt in die Gotteshäuser verboten ist. Die modernen Italienerinnen, die auf die neueste Mode nicht verzichten wollen, hüllen sich daher auf dem Gang zur Messe in große, buntbestickte Tücher. Zahlreiche Bischöfe erklären in ihren Berichten an den Papst über den Kampf gegen die jetzigen Modetorheiten, daß mit einem Erfolg derartiger Bestrebungen erst gerechnet werden könne, wenn es der Kirche gelinge, ihren Einfluß an den für die Modeschöpfungen maßgebenden Stellen zur Geltung zu bringen. Man stelle sich vor, daß Poiret erst mit dem Pariser Erzbischof Dubois konferieren soll, ehe er ein neues Kleidermodell herausbringt! Der Kardinal hat übrigens geäußert, daß er seinen Pariserinnen niemals verbieten werde, sich nach der Mode zu kleiden, wenn sie es mit Takt und Geschmack täten. Tatsächlich sind auf Veranlassung des Heiligen Vaters gewisse Richtlinien für die weibliche Kleidung gegeben worden, sofern sie Gnade vor den Augen der Kirche finden soll. Das Amtsblatt der Diözese Genua brachte unlängst einen strengen Modeerlaß der ligurischen Bischöfe mit erläuternden Illustrationen.

In Deutschland hat sich die Konferenz der Bischöfe in Fulda mit der „unziemlichen Frauenkleidung" befaßt und der Erzbischof von Breslau von den Kanzeln herunter den kurzen, fast ärmellosen Röcken die Fehde angesagt. Genutzt hat das nichts und die Kleider unserer „Précieuses ridicules" werden wohl sobald nicht länger werden. In dem sonst gewiß nicht soliden Polen wüteten zuerst die Rabbiner gegen den

tiefen Halsausschnitt der Damenkleider, und die Vertreter der anderen Religionsbekenntnisse schlossen sich ihnen an. Es kam sogar zu widerlichen Tätlichkeiten in den Kirchen gegen Frauen mit kurzärmeligen Kleidern. Auch im Süden Europas, wo man doch sonst so manches verzeiht, predigt die Geistlichkeit mit feurigen Zungen gegen die neue Mode und der Bischof von Barcelona schloß Damen vom Abendmahl aus, die seiner Ansicht nach nicht schamhaft genug gekleidet waren. Priester haben sich geweigert, Bräute in ausgeschnittenen Kleidern zu trauen. Auf italienischem Boden ging man besonders in dem recht vergnügten Bologna streng mit den Modedamen ins Gericht. Der Bischof ließ durch Posten an den Kirchentüren, welche die Pfadfinder (!) stellen mußten, den nicht tugendhaft angezogenen Damen den Eintritt in die Kirche verwehren. Die Jungens sollen sich in ihrer neuen, ihnen bisher ganz fremden Betätigung sehr wichtig vorgekommen sein und recht genau inspiziert haben — vermutlich nicht gerade zur Hebung ihrer eigenen Moralität. Merkwürdigerweise begann man zuerst in dem für die Mode tonangebenden Paris, allerdings auf Grund eines päpstlichen Erlasses, von der Kanzel herab die sicherlich vom Teufel inspirierten Launen der Göttin Mode zu bekämpfen. In einer dortigen Kirche rief der Pfarrer den andächtig lauschenden Gläubigen zu, man dürfe in ernsten Augenblicken des Lebens, also in der Kirche und bei der beruflichen Tätigkeit, „nicht auf Erotik eingestellt sein", und wies dann in nicht mißzuverstehender Weise auf die neueste Mode der nackten Hälse hin, die er als „erogene Zonen" bezeichnete.

Doch genug der Beispiele von dem heiligen Eifer der heutigen Geistlichkeit gegen die sündhafte Frauenwelt! Der Kampf der Kirche gegen die Auswüchse der Mode ist nicht etwa ein Zeichen unserer Zeit, sondern uralt. „Die Kenntnis mancher Modegrotesken — schreibt Alexander von Gleichen-Rußwurm — verdanken wir den eifrigen Sittenrichtern, die sich nicht träumen ließen, daß ihre haßerfüllten Schmähreden einst eine so treffliche Modeschau geben sollten." Der Mystiker Ruysbroek (1293—1381) sagt in einer seiner Strafpredigten gegen den Luxus, die Hörner und Wülste am Kopfputz der Frauen, geben „rechte Nester für den Teufel ab" und der tief enthüllte Busen „locke Satanas herbei". Von den Venetianerinnen des 14. Jahrhunderts wird berichtet, daß sie ihre Busenknospen rot und weiß bemalt und ganz offen zur Schau getragen hätten. Der Geistliche Casola ist besonders entrüstet über die sehr entblößten Hälse, und was er darüber gesagt hat, könnte sich auch manche Schöne unserer Zeit merken: „Sie tragen die Röcke so tief ausgeschnitten, daß man sich wundert, ihr Gewand nicht zu Boden gleiten zu sehen". Der geistliche Dichter Robert aus dem malerischen französischen Städtchen Blois reimt:

„Verhüllt ist keine. Ihre Brust
Die eine zeigt mit freier Lust,
Die an der Seite ihren Leib,
Das Bein entblößt ein ander' Weib.
Der Brave lobt nicht, wie sie's treib."

Konrad Celtes, ein Humanist, der von 1459 bis 1508 lebte und 1487 von Kaiser Friedrich III. auf dem Reichstag zu Nürnberg zum Dichter gekrönt wurde, nannte in einer seiner Bußpredigten die Schlitze im Gewand der Frauen „Fenster der Hölle". Thomas Connecte, ein

Karmeliter aus Rennes, der später als „Häretiker" verbrannt wurde, begnügte sich nicht damit, gegen die Mode von der Kanzel herunter zu eifern, sondern er veranlaßte, daß die Buben auf der Gasse Damen in modisch prunkhafter und nicht gerade züchtiger Kleidung verspotteten.

Mit recht derben, dem Geschmack seiner Zeit entsprechendem Hohn schalt der berühmte Kanzelredner Geiler von Kaisersberg (1445—1510) im Straßburger Münster auf die Eitelkeit seiner Zuhörerinnen. Wenig Glück aber mit seinem frommen Eifer hatte Johann Capistrato. Als er 1461 in Ulm leidenschaftlich gegen die kostspieligen Modetorheiten loszog, warf ihn der Rat der Stadt zunächst ins Gefängnis und bald darauf trieben ihn die schwer beleidigten Bürger aus den Mauern. In sittlicher Entrüstung grollt er hinterher: „Nach wie vor ziehen die frouwen lange schwentz uff dem estrich nach und von der Nackenheit Christi in den armen denken sie nit. Es sind etlich, die haben sovil cleider, daß sie die ganze wochen alle tag zwei cleider hent, eins vormittag, eins nachtmittag; wenn man zu dem danz geht oder zu einem andern spil, so holen sie andere cleider und wellen liber, daß die motten sie essen, wann daß es sei, es armen leuten geben." Damals also waren den geistlichen Herren die Kleider zu lang und heute . . . ? Der Geschmack ändert sich eben, und jede Zeit hat ihre Modeschrullen. So lange es Menschen gibt, haben sie darüber gegrübelt, wie sie sich putzen sollen, um zu gefallen, und daran werden die frommen Männer auf der Kanzel ebensowenig etwas ändern wie die Schriftsteller und Dichter mit beißenden Satiren. „Wer über die Mode schreibt, wäre ein Narr — sagt Friedrich Theodor Vischer —, wenn er meinte, auch nur das Geringste zur Heilung ihrer Verrücktheit beitragen zu können."

Die Triebfeder der Fremdenfeindlichkeit in China

Von G. A. Küppers-Sonnenberg

Es hält schwer, sich von deutscher Seite aus ein objektives Bild über die Vorgänge in China zu machen. So schwer, wie es den Chinesen hat fallen müssen, die Vorgänge im Westen während des letzten Krieges zu beurteilen. Denn alle Nachrichten, die von drüben kommen, entstammen interessierten Kreisen, sind tendenziös gefärbt, die der deutschen Kaufleute nicht ausgenommen, erklärlicherweise.

Doch uns Deutsche sollten die Erfahrungen des Lügenfeldzuges, den England und Frankreich gegen uns geführt, darüber belehrt haben, wie man tendenziöse Berichte aus dem Ententelager zu lesen hat. Die Wahrheit kann nicht über den Wall von Verstellungen dringen, wenn sie nicht systematisch den Kampf dagegen führt.

Englands politische Logik grenzt ans Kindliche. Ein Beispiel dafür: Es fühlt sich berechtigt oder genötigt, Singapore zu befestigen, weil — Amerika Honolulu befestigt. Und diese Logik wird durch die amerikanische noch überboten: Amerika befestigt Honolulu, weil — es eine pazifische Flotte besitzt. Schließlich hat die Kuh einen Schwanz, weil sie einen Schwanz hat.

Wenn Frankreich sich berufen fühlt, die Selbständigkeit Chinas zu verteidigen, so wissen wir Deutschen nach den Erfahrungen am Rhein, was das zu bedeuten hat. Verteidigt doch vorgeblich Frankreich auch

unsere deutschen Interessen in seinem grenzenlosen Altruismus. Daß es daneben die Ordnung wiederherzustellen bemüht ist, versteht sich von selbst. Wir haben an der Ruhr ja auch diese Ordnung kennengelernt. Schließlich aber ist Briand ehrlich gewesen, als er erklärte, daß es für Frankreich sich darum handle, das Beste aus den Reichtümern Chinas herauszuholen. Und das ist es ja gerade, wogegen das chinesische Volk sich wehrt, gegen diese rücksichtslos imperialistische Ausbeutungspolitik. Mag sein, daß die politischen Führer die ganze Welt für politisch unmündig halten nach den Erfahrungen des Krieges und sich nicht scheuen, gegen kultivierte Völker von Methoden Gebrauch zu machen, die ein wahrhaft zivilisiertes Volk selbst einem kultivierten gegenüber nie anwenden würde; jedenfalls hat Frankreich sich in Marokko so gründlich verrechnet, wie England in Indien und China. Eine Saat geht auf. Wer Gift sät, wird Gift ernten.

Der chinesische Haß richtet sich nicht gegen das Fremde überhaupt; obgleich es der Chinese von nationalem Ehrgefühl als wesensfremd ablehnt, sondern in erster Linie gegen die europäische Anmaßung, die sich bedenkenlos über alle chinesische Tradition glaubt wegsetzen zu können. Dieser Sachverhalt geht einwandfrei aus den Mitteilungen des Prof. Chu Chia-hua vom Germanistischen Seminar der Universität Peking hervor. Er sieht in der englischen Politik den Bolschewismus der Welt, die heuchlerisch verspricht, ohne auch nur den Versuch zu machen, Wort zu halten, sich höchstens einen Anschein von Gerechtigkeit gibt. Es muß doch zu denken geben, daß im Orient gerade von christlich eingestellter Seite so schwere Anklagen gegen die Europäer, insbesondere das christlichste europäische Volk: England erhoben werden. Chinesische christliche Generale werfen der englischen Mission Spionage und unchristliche Gesinnung vor. Gandhi in Indien zeigt den Engländern an seinem praktischen Verhalten, was Christentum ist. Ihr Europäer seid ja Christen nur dem Namen nach; in eurer Gesinnung schlagt ihr den Christengott ans Kreuz zehntausendmal am Tag: das ist der Ruf, der eindringlich in Indien wie in China erhoben wird.

Daß diese fremdenfeindliche Einstellung nicht neu ist, in China hat das der Boxeraufstand gelehrt. Ihm liegen dieselben Triebkräfte zugrunde wie den heutigen Unruhen. Wir Deutschen haben damals über die Stimmen chinesischer Verzweiflung hinweggehört und haben uns durch englische Interessen gefangennehmen lassen, wie so oft in unserer Geschichte. Aber die Stimmen sind damals vielleicht klarer und eindringlicher erhoben worden als heute, wo China in sich so sehr zerrissen ist.

Selbst ein deutscher Offizier, Major Scheibert, Teilnehmer auf deutscher Seite an der Expedition gegen die Boxer, warnt eindringlich vor der einseitigen europäischen Ausbeutungspolitik China gegenüber, da man es in den Chinesen mit einem alten Kulturvolk zu tun habe. Er schreibt wörtlich:

„Von allen Europäern, die seit zwei und einem halben Jahrhundert ihren Fuß auf chinesischen Boden gesetzt haben, hat sich keiner um die traditionellen Anschauungen der Chinesen gekümmert, sondern, obschon meist in bester Absicht, seinen eigenen Absichten und Wünschen Geltung zu verschaffen gesucht und dadurch dem Einflusse Europas mehr Schaden als Nutzen gebracht. Die Bekehrungsversuche der Jesuiten,

denen später die protestantischen Missionen folgten, mußten den einheimischen Priestern ein Dorn im Auge sein; die Eisenbahnbauten der letzten Jahrzehnte bedrohen eine Unzahl von Fuhrleuten, Schiffern, Karrenführern, Lastträgern, Gastwirten und ähnlichen kleinen Geschäftsleuten in ihrem Broterwerb und reizen sie zum Widerstand auf: endlich mußten die Annexionen mehr oder minder großer Gebietsteile durch die fremden Mächte die chinesische Regierung erbittern, so daß die Feindschaft gegen Europa eine ziemlich allgemeine geworden ist."

Im Anschluß an diese Äußerung mag auch die eines Chinesen selbst mitgeteilt sein, wie sie ebenfalls Major Scheibert in seinem sehr lesenswerten Buch: Krieg in China (1901) mitteilt, die der „Daily Expreß" erstmalig veröffentlicht hat:

„Die westliche Zivilisation ist in unsern Augen wie ein Pilz, wie ein Ding von gestern. Die chinesische Zivilisation dagegen ist ungezählte Jahrtausende alt. Wir glauben daher, daß wir euch um mindestens zweitausend Jahre voraus sind. Auch bei uns gab es eine Zeit, da wir unsern Kampf ums Dasein, unsere Jagd nach Reichtum, unsern Machthunger, unser Hasten und Hetzen hatten. Auch wir hatten unsere klugen Erfindungen, das Schießpulver, den Buchdruck und vieles andere, aber wir haben lange genug gelebt, um zu erkennen, wie wenig notwendig und wie nutzlos das alles ist. Wir haben auch unsere Zeit des Zweifels, des Fanatismus in Religionssachen gehabt, wir hatten unsere Märtyrer, unsere Reformationen, unsere Intoleranz und schließlich unsere Toleranz. Aber das alles vor tausenden von Jahren. Heute sind wir diesen Dingen entwachsen. Aus den ungünstigen Erfahrungen vergangener Jahre haben wir Weisheit gelernt, aus den Fehlern und Unfällen unserer Ahnen ersehen wir, daß keines unserer Dinge, nach denen wir strebten, des Strebens wert war. So haben sich unsere Leidenschaften und unser Ehrgeiz allmählich abgesetzt in dem ruhigen Wunsche nach Glückseligkeit in der diesseitigen Welt, unsere Religion ist zu einer Lebensphilosophie geworden, die sich in der Probe der letzten zweitausend Jahre als gesund erwiesen hat.

Die Arbeit ist ein Teil unseres Vergnügens, weil sie ein Teil unserer Pflicht ist. Wir glauben, das Beste im diesseitigen Leben leisten zu müssen, weil es das einzige ist, von dem wir etwas Sicheres wissen. Das ist der letzte Sinn chinesischer Philosophie. Und nun kommt ihr mit dem, was ihr „neue Ideen" nennt. Ihr bringt uns eure Religion — ein Kind von neunzehnhundert Jahren. Ihr fordert uns auf, Eisenbahnen zu bauen, damit wir von einem Ort zum andern fliegen können mit einer Eile, die uns weder Bedürfnis ist, noch Reiz für uns hat. Ihr wollt Fabriken bauen und dadurch unsere schönen Künste und Gewerbe verdrängen, ihr wollt blendenden Flitter verfertigen statt der schönen Gebilde und Farben, die wir durch Jahrhunderte erprobt haben. Gegen das alles erheben wir Einspruch."

Es ist ein wenig schmeichelhafter Spiegel, der dem so selbstbewußten, von seiner Unübertrefflichkeit überzeugten Europa vorgehalten wird. Aber die kritische Einstellung des, was innere Kultur betrifft, fraglos dem Okzident überlegenen Orients, ist verständlich, wenn man bedenkt, daß die konfessionelle und politische Zerklüftung hüben, ja, doch drüben nur Mißtrauen gegen die vorgebliche Unfehlbarkeit auslösen muß. Wenn damals schon ein großer Teil Chinas

so dächte, nämlich der nationalgesinnte, hinter den Boxern stehende, etwa unserer völkischen Bewegung entsprechend, so ist es verständlich, daß der Fremdenhaß heute allgemein ist nach dem Beispiel schamloser Selbstbeschmutzung, den das Europa des zwanzigsten Jahrhunderts im letzten, dem eigentlich europäischen Krieg gegeben hat. Und vielleicht hat Deutschland schicksalmäßig darum den schweren Weg von Versailles gehen müssen — der sich heute erst auszuwirken beginnt —, weil es davor bewahrt bleiben sollte, sich an den politischen Verbrechen mit schuldig zu machen, wie sie vielfach unter dem Deckmantel der Kolonialpolitik begangen wurden. Die Vorgänge in China fordern selbstverständlich eine Entscheidung der öffentlichen Meinung in Deutschland heraus. Es würde unser Verhängnis sein, wenn wir diesmal, wie so oft, wieder englischen Interessen zum Opfer fielen. Unser Verhalten muß selbständig sein. Wir sind weder für noch gegen England oder China eingenommen. Denn wir sehen die tieferen Zusammenhänge zwischen all den Ereignissen, seien es nun die Aufstände in Marokko, in China oder Indien oder innereuropäische Schwierigkeiten. Europa hat bislang seine hochgespannten Bedürfnisse aus den Reichtümern aller Welt bestritten. Die ausgebeuteten Völkerschaften haben die Falschheit des europäischen Kulturglanzes kennengelernt, da sie nichts als Bedrückung zu fühlen bekommen. So rückt der Tag der Abrechnung heran: Europa wird lernen müssen, sein Dasein durch eigene Arbeitsleistung auf eigenem Lebensraum zu fristen! Ein schwieriges Werk, zu dessen Inangriffnahme Deutschland durch den Versailler Vertrag infolge seiner Abgeschnürtheit vom Weltmarkt und seiner Abdrosselung gezwungen ist in erster Linie. Ein Werk, das das Vierhundertmillionenvolk der Chinesen längst fertig gebracht hatte, ehe Europa kam, seine Ruhe zu erschüttern, die zwar zum Teil Unregsamkeit war, zum Teil aber auch Beherrschung aus den Erfahrungen schwerer nationaler Erschütterungen errungen, denen Europa heute erst entgegengeht.

Noch ist Deutschland allerdings nicht so weit, in seiner Niederlage seine Schicksalsaufgabe erkannt zu haben und seine Arbeit unverzüglich in Angriff zu nehmen. Es blinzelt immer noch nach den aus aller Welt zusammengeschacherten amerikanischen Goldmilliarden hinüber, die ihm doch bestenfalls nichts weiter sind als der Strick, seine Abdrosselung zu beschleunigen oder kürzere oder längere Zeit aufzuhalten. Soll die Welt dem Chaos entgehen, dem sie entgegentreibt, so wird sie lernen müssen, ihr Verhalten nach Grundsätzen der Vernunft anstatt nach den Absichten des Machthungers einzurichten. Rom ist an seiner Unersättlichkeit zugrunde gegangen.

Gustav Renner

Von M. Springer, Stuttgart

Wir Deutsche sind in literarischen Dingen doch eine seltsame Nation! Nachdem Lessings „Minna" längst geschrieben und sogar mit größtem Erfolg in Berlin aufgeführt worden, spielte man allerorten noch die seichtesten französischen Komödien, der Dichter des „Don Carlos" wurde durch eine häßliche Theaterpersiflage von Mannheim vertrieben, dem-

selben Mannheim, das einst seinen „Räubern" zugejubelt, Goethes „Iphigenie" und „Tasso" wurden selbst von dem gebildeten Weimarer Kreis nicht verstanden. Und jetzt? Werden wir etwa jetzt dem Genius mehr gerecht? Behüte! Jetzt spielt man auf allen Bühnen Ausländer — Pirandello, Strindberg, Wilde —, als ob Deutschland nichts mehr zu bieten hätte, und den Dramatiker Gustav Renner läßt man links liegen. Freilich hat man ihn einmal kurze Zeit auf den Schild gehoben, als seine heißatmige, gedankenbefrachtete Lyrik plötzlich auftauchte. Der Kritiker Dr. Döhler nannte ihn „einen König mit der blitzenden Strahlenkrone des Gedankens auf dem Haupt, vor dem sich die andern Lyriker alle neigen müßten," und sprach von der „dantesken Kühnheit" seiner Bilder; aber sein „Merlin" wurde nur von wenigen verstanden und gewürdigt, und da der Dichter in diesem Drama wie in seiner „Alkeste" und „Francesca" den fünffüßigen Jambus anwandte, hatte man ihn gar schleunig klassifiziert: er war ein Epigone, ein Dichter, der besser in die Zeit Schillers und Goethes gepaßt hätte als in unsere. Dem deutschen Publikum aber, dem brachte man, abgesehen von vereinzelten Fällen, den Dichter gar nicht näher, damit dieses sich für oder wider ihn entscheide; und wenn dies geschah, und wenn nun das Publikum seinen Beifall offen kund gab, so beeilte sich die Kritik — mit wenig rühmlichen Ausnahmen —, dem Publikum klarzumachen, daß es sich geirrt, daß ein modern eingestellter Mensch Renner nicht bewundern dürfe, man setze sich damit der Gefahr aus, für rückschrittlich, für unbelesen, kurz, für aus dem vorigen Jahrhundert stammend zu gelten. Und das wollte man doch nicht! Darum, darum ist Renner der heutigen Generation so gut wie unbekannt, obwohl er es mehr als hundert andere verdient, von ihr gekannt und geliebt zu werden.

Doch ich wollte ja von Renner und nicht von verständnisloser Kritik sprechen. Von Renners äußerem Lebensgang ist nur weniges bekannt. Gustav Renner ist am 17. Oktober 1866 zu Freiberg in Sachsen geboren, jenem Bergstädtchen, das er in dem erschütternden Gedichtzyklus „Eine Mutter" so anschaulich liebevoll schildert. Nach kurzer Lehrzeit und eifrigem Eigenstudium kam er auf die Malerschule nach Breslau und zog dann als Maler und Schriftsteller nach Berlin, wo er später eine Anstellung als Hilfsbibliothekar an der Kunstschule bekam und sich mit einer schönen Ostpreußin verheiratete. 1896 erschien sein erstes Gedichtbändchen, 1902 seine episch-dramatische Dichtung „Ahasver". 1904 folgte der „Merlin", seine erste Tragödie, dann ein noch ungedrucktes Trauerspiel „Medusa", 1906 seine „Alkeste", 1909 „Francesca", 1911 „Dunkle Mächte". 1904 erschien auch eine erweiterte Auflage der „Gedichte", und im Laufe der letzten Jahre veröffentlichte Renner im „Türmer" einige Novellen, die demnächst, zu einem Bändchen gesammelt, erscheinen werden. Auch in verschiedenen anderen Zeitschriften erschienen Erzählungen und Abhandlungen von Renner. Aus der „Merlin"-Zeit stammt auch ein prächtiges Versluſtspiel. Auch ein Einakter und ein Roman harren noch des Druckes.

Während seiner Ferien pflegte Renner größere Fußwanderungen zu machen. Auch im Süden Deutschlands hielt er sich zeitweise auf. Aber noch ist es ihm nicht vergönnt gewesen, das Land seiner Sehnsucht, Italien, zu schauen; denn er hat bis jetzt keinen Gönner gefunden. Nur

die Sprache des Landes versteht und schreibt er, wie auch Französisch und Englisch, Sprachen, die er ebenfalls neben seiner Dichter- und seiner Berufsarbeit auf eigene Faust lernte.

Schon in Renners Lyrik fällt uns die außerordentliche Plastik der Darstellung und der Wohllaut der Sprache auf sowie eine große Formenfülle. Aber was diese Gedichte besonders kennzeichnet, das ist die Tiefe und Schärfe des Gedankens neben leidenschaftlich starker Empfindung. Man fühlt es diesen Gedichten an, daß sie nicht gemacht, sondern entsprungen sind, wenn schon der Kunstverstand bei der Vollendung ein gewichtiges Wort mitsprach. Vom schlichtesten volksliedähnlichen Gedicht bis zu schwerster Gedankendichtung ist hier eine reiche Skala von Schöpfungen zu finden.

Im „Ahasver" zeigt uns der Dichter seinen eigenen Werdegang und den Werdegang der Menschheit auf dem Wege nach Glück und innerer Befriedigung. Seherisch schildert er die Versuche, durch äußere Güter den Menschen Befriedigung zu verschaffen, und ihr Scheitern, und er zeigt, daß Selbsthingabe allein die Erlösung bringen kann. Spricht Renner das etwa als Epigone? Spricht er das nicht zu unserer ichsüchtigen Zeit?

Im „Merlin" gibt uns Renner die Tragödie des deutschen Träumers, der handelnd in die Politik eingreifen will, aber die Welt und ihre Schlingen nicht kennt und darum unterliegen muß, während der Angelsachse die Weltherrschaft an sich reißt. Das Werk ist 1904 gedruckt und eine erschütternde Prophezeiung dessen, was wir nachher schaudernd erleben sollten. Der „Epigone" scheint doch mehr nach vorwärts als nach rückwärts zu schauen! Wunderbar fein sind beide Frauengestalten dargestellt, und mit wenig Meisterstrichen ist namentlich Hengist gezeichnet.

Die „Medusa" schrieb der Dichter nach der Vernichtung all seiner Hoffnungen anläßlich der Berliner „Merlin"-Aufführung. Vielleicht aber warf auch der nahende Weltkrieg seine düsteren Schatten in des Dichters prophetische Seele, so daß sie dieses schaurige Bild von der furchtbaren Fortentwicklung einer frühen Schuld entwerfen mußte. Erlösend und versöhnend aber wirkt seine „Alkeste", das Drama von der Selbsthingabe des liebenden Weibes — obwohl der große Tod auch durch dieses Werk schreitet, plötzlich, ungeahnt, und der Dichter die ganze Tiefe solch plötzlichen Sterbens ausschöpft. Die Fabel des Stückes ist die schon von Euripides behandelte griechische Sage von dem thessalischen König Admet, dem der Gott Appoll seinen plötzlichen Tod ankündigt, falls sich nicht am selben Tage noch jemand für ihn hingibt. Aber was hat Renner aus dieser bei dem griechischen Dichter für uns unerträglichen Gestalt, was hat er aus dem ganzen Werk, was namentlich aus der Heldin gemacht! Ein Kunstwerk aus reinstem Kristall, Helden, die man lieben und bewundern muß, und die doch so echt menschlich sind. Und die Frauen besonders sollten dem Dichter dankbar sein für die Schaffung einer Gestalt wie seine „Alkeste", die voll Liebe und Opferfreudigkeit und doch fern von aller Sentimentalität und Weichlichkeit, vielmehr ein in sich gefestigter Charakter ist.

In seiner „Francesca" behandelt Renner die oft dramatisierte Episode aus Dantes „Göttlicher Komödie". Aber auch hier bietet er völlig Neues, nicht nur im Gang der Handlung, sondern namentlich auch in

den Charakteren. „Francesca" die Tochter des Fürsten von Ravenna, ist durch Betrug mit Lanciotto, dem zwar tapferen, aber häßlichen und verwachsenen ältesten Sohne des Fürsten Maltatesta von Rimini vermählt worden. Nachdem sie des Betruges inne wird, erkennt sie die Ehefessel nicht mehr an, sondern wendet ihr Herz dem adlig denkenden jüngeren Bruder Paolo zu, veranlaßt aber selbst die Trennung von dem Geliebten, um ihre Liebe nicht durch das Gaukelspiel vor der Welt zu beflecken, sondern rein und im tiefsten Innern ewig zu bewahren — über den Tod hinüber, den sie auf sich herabruft, nachdem Paolo geschieden. Aber das Schicksal führt ihn zu ihr zurück und vereinigt die Liebenden im Tode. Die Gewaltmenschen Malatesta und Lanciotto und die intrigante, gleißnerische Isotta aber müssen erkennen, daß es Mächte gibt, die hoch über ihrem menschlichen Einzelwillen und ihrer Herrschgewalt stehen. Auch hier gelangen dem Dichter zwei Frauengestalten von ganz neuem Typus und eigenartigem Reiz. Unsere großen Tragödinnen sollten sich eine Gestalt wie die Francesca nicht länger entgehen lassen.

Ganz andersartig ist die Pfarrfrau Emma Arendt in „Dunkle Mächte". Sie möchte ihren begabten Gatten gern in der Welt eine Rolle spielen sehen und sucht ihn darum in eine seiner innersten Natur fremde Laufbahn hineinzudrängen. Und über dem allem versäumen beide die innere Fühlung mit ihren Söhnen zu bewahren, was zu dem tragischen Ende führt. In diesen beiden Söhnen stellt der Dichter die beiden polaren Gegensätze unserer heutigen Jugend dar: das Hinneigen zum Mystizismus, zu kirchenfeindlicher religiöser Schwärmerei einerseits und das Loslösen von jeglichem Verantwortungsgefühl, das Sich-ausleben-Wollen andererseits. Mit ungeheurer dramatischer Wucht ist das alles dargestellt; es ist ein Werk, das den Hörer oder Leser in atemloser Spannung hält. Und doch entwickelt auch hier sich alles mit Naturnotwendigkeit. Die einzelnen Typen sind mit äußerster Schärfe gezeichnet.

In dem Versluftspiel „Der jüngste Tag" ist, obwohl es im 16. Jahrhundert spielt, das Schiebertum unserer Tage prächtig verspottet. Unter der Schalkskappe sehen aber doch ein Paar sehr ernste Augen den Leser oder Zuschauer an. Wieder sind dem Dichter zwei prächtige Frauengestalten gelungen, die muntere Walburg und die schlichte, werktätig fromme Josepha. Bezeichnend ist, daß auch dieses Werk aus dem Anfang des Jahrhunderts stammt, e h e noch das Schiebertum bei uns grassierte. Wieder einen anderen feinen Frauentypus enthält der kleine Einakter „Heimkehr", in dem des Dichters Grundthema „Nicht fordern, nicht begehren, sondern hingeben!" wiederum recht klar zum Ausdruck gelangt; eine Mahnung, die wohl keine Zeit nötiger gehabt hat als die unsere.

Bei meinen Brüdern unten in der Tiefe ...

Erzählung aus einem Bergwerk

Von Otto Suchland

Dreiundeinhalb Monate lebte ich bei ihnen in der Tiefe — da, wo unter unsäglichen Mühen die schwarze Kohle heraufbefördert wird an den Tag ...

Doch nicht von der Arbeit dort will ich heute erzählen, sondern von dem Manne, dem ich es verdanke, daß ich das helle Licht der Sonne wieder schaue

— davon, wie ich wieder heraufkam von dort unten, wohin ich mich verirrt hatte . . . .

Wie ich hinunterkam?! Ich weiß es nicht! Es war wohl nicht so die „Not der Zeit", die mich trieb, dort unterzutauchen; doch auch nicht ganz freiwillig stieg ich hinab . . . wie ich es wohl lange mir vorzureden versucht hatte, als ich da unten war! Mit der — Freiheit, Brüder, ist es ein „eigen" Ding! Eine gute Sache ist sie — da, wo sie die Arbeit des Menschen segnet; doch zum Fluche wird sie, wenn sie den inneren Menschen auffrißt, so daß nichts von ihm bleibt als — eben — diese „Freiheit"!

Die Zeit war schlecht! Wohl — ich weiß! Doch daß des Menschen Geist mißachtet wird auf Erden, das war wohl schon zu allen Zeiten so . . . Nur daß man von mir verlangen durfte, der ich diesem Geiste diente, daß ich selber ihn — verriet, das nahm mir den inneren Halt, zog mir den Boden unter den Füßen fort, so daß ich strauchelte und mich dort verlor . . . !

Der Mann, von dem diese Geschichte handelt, hieß „der Steiger". Er war mein Vorgesetzter. Das ist der, von dem das Glück und Wehe des Bergarbeiters hier unten abhängt, der ihm seine Arbeit zuweist — und ihn erhebt, oder ihm seinen Lebensnerv beschneidet . . . Ohne ihn ist er ein armer Knecht, mit ihm kann er zum Helden werden, von dem die Geschichte des Bergbaus Wunder der Kraft zu erzählen weiß . . . !

Ich hatte ihn oben — in den schwülen, von hastiger Arbeit erfüllten Räumen der Verwaltung, als ich mit meinen Papieren dort mich melden mußte — wohl schon gesehen; doch unter der Fülle all der neuen Eindrücke, die hier auf mich eingestürmt waren, hatte ich sein Bild bald wieder verloren . . . .

Im Dunkel der Tiefe erst stand ich ihm wieder gegenüber!

Die Förmlichkeiten meiner Einstellung waren rasch vonstatten gegangen. Ich hatte mein Leumundszeugnis beibringen müssen: daß ich mit entehrenden Strafen noch nicht belegt sei — und ich hatte mich, ich weiß es noch, darüber gefreut, daß auf diesem Zettel ausdrücklich vermerkt war, daß über solche Verurteilungen nicht Auskunft gegeben werden dürfe, die wegen schlechter politischer Gesinnungen verhängt seien . . . ; es ist doch immer gut, dachte ich, daß ein Mensch um seiner Gesinnung willen nur einmal geschändet werden darf.

Dann war ich eingefahren . . . .

Vier Stunden stand ich nun schon in der Fron der Arbeit unten . . . .

Ich war an einem Kohlenpfeiler aufgestellt worden, zusammen mit vier anderen, wie ich, vom Dreck und Dunst der Arbeit bereits unkenntlichen Gestalten . . . .

Vier lange Stunden stand ich schon gebückt vor „Orte" unter Tag und schaufelte und „schurte", wie der Ausdruck heißt, bemühte mich, die mächtigen Haufen von „Kohl", wie die Bergleute die frisch gehauene, von ihnen „gemachte" Kohle nennen, von einem Ort zum anderen fortzubringen . . .

Die Haufen schwollen immer, drohten fast, mich zu ersticken, wenn ich sie nicht, so wie sie mir da zugeworfen wurden, auf der Stelle wegzuschaufeln mich beeilte; — der Kohlenstaub legte sich auf meine Lungen, der Qualm der trübe brennenden Lampen versetzte mir den Atem, brannte in meinen Augen; meine Hände bluteten . . . Ströme von Schweiß flossen mir unaufhaltsam den Körper hinunter . . . „Du hättest dich entblößen müssen wie die andern", dachte ich; doch kaum faßte ich nur einen einzigen Gedanken . . . so erscholl es sogleich von drüben: „Schuren, schuren, daß die Haufen wegkommen!" Und ich packte wieder zu . . . . !

Einmal nur während all der Zeit, da wir hier unten arbeiteten, war eine kurze Pause; da saß ich inmiten all der anderen hockenden Gestalten zusammengekauert auf einem kleinen, nassen Brett und würgte an meinem Brot, trank aus der Feldflasche . . . ; an dem Gespräche, das die anderen

führten, beteiligte ich mich nicht; ich verstand auch kaum ein Wort von all dem, was sie sagten . . .

Da waren mit einem Male alle aufgesprungen. Ein Schritt war plötzlich hörbar gewesen — brechend unter kantigem Gestein. Ein weißes Licht war in demselben Augenblicke aufgeflammt. „Der Steiger!" hatte es rasch, fast flüsternd geklungen . . . Ich war mit den anderen emporgeschnellt, ohne recht zu wissen, um was es sich handelte! Der Steiger — das heißt hier unten viel, fast so viel wie — oben — etwa: der Leutnant . . .

Da stand er auch schon mitten unter uns, gab — ruhig — seine Weisungen.

Ich sah im Lichtschein seiner Blendlaterne eine jugendlich gestraffte Gestalt, federnd fast in allen seinen Bewegungen — immer wie sprungbereit. Während er sprach, war sein Körper leicht an einen Stab gelehnt, an dessen oberem Ende ich ein Eisen blinken sah, das einen Pickel oder einen Hammer (oder beides) vorstellte . . . . Manchmal hob er den Stab, zeigte irgendwohin . . . ; dann ging sein Gesicht, im lebhaften Spiel aller Muskeln, immer in der Richtung seiner Befehle . . . .

Er schritt von einem zum anderen . . .

Er befühlte, beklopfte das Gestein.

Plötzlich stand er vor mir . . .

Es kam mir ganz unerwartet! Er fragte mich etwas. Ich antwortete nicht . . . Da hob er seine Laterne hoch, leuchtete mir ins Gesicht. Es war, als ob er noch etwas sagen wollte; er schwieg aber . . . rief nur plötzlich: „Glück auf!" und verschwand . . .

„Glück auf . . . !" Langgedehnt, dumpf kam es von den anderen zurück. Da merkte ich erst, wie hell seine Stimme gewesen war! —

Tag für Tag lebte ich nun in dieser Welt, die langsam die meine wurde. Tag für Tag oder . . .

Wußte ich denn, ob oben „Tag" war, während wir hier arbeiteten?! Tag irgendwo dort, wo — die „Welt" lag, die ich verlassen hatte!

Tag für Tag kam er nun auch zu unserer Arbeit, der Steiger. Und ich freute mich stets, wenn ich ihn sah! Ich kannte seine Lampe jetzt schon von weitem! Hell sah ich sie durchs Dunkel immer herschimmern . . .

Wenn er sprach, dachte ich oft: eigentlich sind es doch nur seine Augen, die so leuchten! —

Voll innerer Anteilnahme horchte ich von nun an immer auf seine Weisungen . . . Ich sah: es ist also doch ein ordnender Geist in diesem fürchterlichen Dunkel!

Nur wenn er ging, dann schlug die Finsternis erneut, wie boshaft, hinter ihm zusammen. Ich sah dem Schein seiner Laterne jedesmal nach, bis ihr letzter Schimmer hinter Stein und Geröll in den langen Windungen des Weges verschwunden war . . .

Ich tat nun alle Verrichtungen, die ein „Schlepper" — ein Mensch auf der untersten Stufe des Bergmannsseins — nur tun kann:

Ich schleppte Lasten auf meinen Schultern bei der Zimmerung der Strecken, trug Eisen und Gebälk hinzu . . . arbeitete mit Säge, Fäustel, Kalhauer und Axt . . . brachte die faulenden oder zerborstenen Stempel, die Stützbalken des Gesteins, auf Haufen zusammen oder schnitt neue zurecht . . . zerschlug die Felsstücke, die beim Tieferlegen der Sohle, beim Nachreißen des Firstes oder beim Legen des Gestänges aus den Felsen herausgehauen oder — gesprengt wurden . ., hielt bei den Sprengungen den Bohrhammer auf den Schultern . . . stieß bei der Förderung die Wagen zur Förderstrecke . . . half beim Heranschleppen der stählernen Maschinen, trug Rohre und Leitungen heran . . . keuchte die Bremsberge hinauf und hinab mit Ketten und Seilen . . . schlug in der Bergloſung die leeren Wagen an oder stürzte die vollen . . . kroch beim Versetzen der Pfeiler und Strecken

bis an die gefährdetsten Stellen — tat jeden Dienst um des elenden Stückes Brot willen, das ich mit Bitternis aß; ich arbeitete wie ein Galeerensträfling ohne Hoffnung, wie ein sibirischer Zwangsarbeiter, ohne zu wissen, warum! Doch lieber tot sein — dachte ich — als „dort" mir etwas vergeben . . . ! Manchmal freilich warf ich mich nieder in das harte Gestein und schrie in das Dunkel . . . ; doch niemand erlöste mich.

Einmal fand mich der Steiger so, als er von seinem letzten Rundgang zurückkehrte. Es war „Schicht" schon längst gerufen worden; doch es war, als wartete ich hier immer noch auf etwas, das ich einmal besessen hatte, das mir nun endgültig verlorengegangen zu sein schien in dieser Tiefe . . . !

„Noch . . . hier?!" fragte er nur.

Er war stehen geblieben . . .

Seine braunen Augen brannten in den meinen; es schien, als wollten sie sagen: „Nimm — Nebensächliches doch nicht so ernst in deinem Leben! Tu ab, was an deine Seele von außen — was von außen her als Ekel an sie kam! In deinem Leben, Mensch, gilt nur — die Hauptsache!"

Meine Seele aber war noch nicht reif geworden zur Tat . . . ; lange lebte sie noch im Zwielicht des Bewußtseins hier unten weiter, bis . . . ja: bis das Wunder an ihr geschah!

Das war das letztemal, daß ich ihm hier unten begegnete, dem Steiger. Da geschah das Wunder, von dem ich erzählen will . . .

Denn nicht, daß er mir das vom Schicksal schon verworfene Leben rettete, war die Tat, die ich ihm eigentlich zu danken habe . . . sondern daß er mit dem Strahl seiner Seele meine Seele berührte, daß sie wieder sehend wurde — lebendig: das war sein Werk!

Ich war in der Berglosung beschäftigt gewesen und hatte lange Zeit mit einem Kumpel dort zusammengearbeitet, der nachher vom Aufseher zu einer anderen Arbeit fortgeholt worden war . . .

Ich hatte nun die Rinne allein zu bedienen, an der ich stand . . . von der unaufhaltsam von oben Bergesstücke geschickt wurden, mit denen diese Höhle hier — diese Gruft, allmählich ganz ausgefüllt — versetzt werden mußte, damit nicht später einmal, wenn an tieferer Stelle der Berge gearbeitet wurde, der Berg nachrutschte — unter dem ungeheuren Druck der Gesteinsmassen alles zusammenstürzte . . .

Die Arbeit war ursprünglich für zwei berechnet gewesen . . .

Es war mit den herabkommenden Blöcken zuerst ein Seitengewölbe auszufüllen, ehe der Zugang zu ihm, dieses Loch hier — durch das der ganze Versatz hindurchgebracht werden mußte — sich ganz verstopfte!

Oben donnerten die Wagen . . . Sie brachten immerwährend neue Versatzberge!

Nur wenn sie wechselten, stand die Rinne einmal still! Dann schwieg für eine kurze Weile das ohrenbetäubende Rüttern und Rattern! Und während dieser Zeit mußte immer alles hier freigemacht — das Gewölbe nebenan versehen sein! Ich hatte viele Stunden hindurch meine Pflicht getan und war dann vor Erschöpfung zusammengebrochen.

Als ich wieder zu mir kam, war tosender Lärm um mich . . . ; es riß jemand an meinem schmerzenden Schädel . . . Die Lampe des Steigers hing an der schüttelnden Rinne; blutrot leuchtete ihr Schein durch den Dunst des Gewölbes, glotzte auf mich hin wie ein Riesentier, einäugig . . . das mit schaukelnden Bewegungen auf mich zukam! Dann fuhr es schnaubend immer wieder zurück, stieß wieder vor . . .

Es rief jemand.

Da stand die Rinne mit einem Male still.

Ich hörte jetzt deutlich oben die Stimme des Steigers . . .

Und sofort war tiefster Friede um mich! Stille . . . Nur ein Felsenstück kollerte zu meinen Füßen nieder zur Sohle . . .

Tritte jetzt. Der Steiger . . .
Nun kam das Verhör.
Wenn er mich entließ?
„Sie waren allein hier?" fragte er.
„Nein . . . Herr Steiger! Ein Mann wurde fortgeholt . . ."
„Wohin . . . !? — Man wehrt sich aber . . . ! Es steht niemand in den Bergen allein hier! Wenn Sie nun umgekommen wären?! Oder *haben Sie nichts mehr auf der Welt zu tun?!*"
Dies Wort — erlöste mich.
Ich stand noch immer wie betäubt.
Aber etwas jubilierte in mir!
An demselben Tage noch stieg ich — zum ersten Male, seit ich hier unten arbeitete . . . oben hinauf in die Berge.
Ins Licht.
Zu Hause schrieb ich an den Steiger:
Ich bat ihn, mich gehen zu lassen . . .
Ich hätte diese Arbeit auf mich genommen, ohne recht zu wissen, ob ich ihr innerlich auch gewachsen sei . . . ! Mit meinem Leben hätte ich fast dafür gebüßt . . . Wenn aber ein anderer einmal in Gefahr sei, ob ich ihm würde helfen können, so wie er — mir?! Ginge ich, dann stünde ein anderer an meiner Stelle . . . !
Er ließ mich sofort kommen.
„So schnell wollen Sie fort?!"
„Jawohl, Herr Steiger . . . !"
„Schön! Jetzt — antworten Sie mir aber (er sah mich mit seinen braunen Augen an): Was wollen Sie tun?"
„Meinen Beruf wieder aufnehmen . . . Herr Steiger!"
Da reichte er mir die Hand: „Glückauf!"
Und dann bekam ich meine Papiere . . . !
Glückauf! Herr Steiger! Ich brauche Sie nicht mehr . . .
Ich fahre nun wieder in das Leben ein, mit meiner Laterne — Menschen suchen da draußen über Tag . . . !
Und ich wünschte, Herr Steiger, ich fände viele so . . . wie Sie da unten . . . bei meinen Brüdern in der Tiefe!

Randbemerkungen

Das hunderttorige Theben

Die Ägyptologen haben uns vielfach durch die trockene Aufzählung geschichtlicher Daten den Geschmack an der Sache verdorben. Das Wunderland der Pharaonen gilt immer noch in vielen Kreisen als ein starres Gebilde, das in den Jahrtausenden seines Bestehens keine wesentliche Umwandlungen erfahren hat. Aus diesem Grunde ist das soeben im Verlage der J. C. Hinrichsschen Buchhandlung in Leipzig erschienene Werk: A. M. Blackman, „Das hunderttorige Theben" als eine zugleich der Unterhaltung dienende Aufklärungsschrift zu begrüßen. Wir erfahren nicht nur von den gewaltigen Monumentalbauten der Pharaonen, die in bester Ausführung bildlich wiedergegeben sind, sondern auch von den Intimitäten des täglichen Lebens. Die alten Ägypter waren keineswegs düstere Gesellen, die in einen starren diesseitsfeindlichen Zeremoniendienst aufgingen, sondern sie führten ein Leben, das in seinen einzelnen Betätigungsformen nicht

wesentlich von dem unsrigen abwich. Sie verachteten auch keineswegs die Freuden der Tafel. Die Herstellung des Weins und des Bieres war ihnen wohlbekannt, davon zeugen viele schriftliche und bildliche Darstellungen. Auch die üblen Folgen eines übertriebenen Alkoholgenusses sind oft mit recht drastischen Mitteln geschildert.

Eine Welt, die seit Jahrtausenden versunken ist, erschließt sich unserem geistigen Auge. Die Pharaonen tauchen mit ihren unvergänglichen Schöpfungen vor uns auf. Ein Herrschergeschlecht allergrößten Ausmaßes. Persönlichkeiten, die von dem Ehrgeiz erfüllt waren, der Nachwelt ein Zeichen ihrer Wirksamkeit zu hinterlassen. Kein anderes Land des Altertums bietet eine solche Fülle künstlerischer und kulturgeschichtlicher Dokumente, die noch nicht gehoben sind, wie gerade Ägypten. Schon aus diesem Grunde ist eine populärwissenschaftliche Darstellung ägyptischer Monumentalwerke, wie sie die vorliegende Schrift bietet, sehr zu begrüßen. J. G.

Sir Roger Casement

Fast wie ein Märchen mutet es einen an, wenn man das im Verlag Stephan Geibel, Altenburg, erschienene Werk „Meine Mission nach Deutschland während des Krieges" liest. Die aus Tagebuchblättern und Briefen hochgestellter Persönlichkeiten von Charles E. Curry zusammengesetzte Schrift verdichtet sich zu einer gewaltigen Anklage gegen das offizielle Deutschland, das mit einer Persönlichkeit wie Casement nichts anzufangen wußte. Es ist richtig, daß der einstige Bevollmächtigte der englischen Regierung im engeren Sinne ein Landesverräter war, aber nicht im weiteren Sinne, da er lediglich für die Freiheit seines von den Engländern seit Jahrhunderten ausgepreßten irischen Volkes kämpfte. Als Irländer hatte er das Recht, wenn nicht die Pflicht, die Gelegenheit, die zur Befreiung Irlands führen konnte, weitgehend zu benutzen. Mit einer beispiellosen Zähigkeit verfolgte er sein Ziel und scheute sich nicht, nach Irland auf einem deutschen U-Boot zurückzukehren. Von den Engländern gefangengenommen, wurde er zum Tode verurteilt und hingerichtet. Sein Opfer war aber nicht umsonst gebracht: ohne seine kühne Tat würde sich Irland heute nicht der Selbstregierung erfreuen. Casement war aber nicht allein ein Mann der Tat, sondern auch ein vorzüglicher Beobachter. Sehr beachtenswert ist sein Urteil über die Engländer. „Die Engländer würden heute so gut wie früher jedes Verbrechen begehen. Der einzelne Engländer ist ein Gentleman, oft sehr bezaubernd — in der Masse stellen sie etwas höchst Gefährliches und einen Typ dar, der kein Gewissen und in der Menschheit nicht seinesgleichen hat. Wie gewisse Chemikalien: jede für sich harmlos, zusammen ein infernalischer Explosivstoff oder ein tödliches Gift . . . ." Über die Deutschen sagt er: „Schaue ich dieses Volk an, die Männlichkeit von Gesicht und Haltung, seine ruhige Stirne und die entschlossene starke Brust einer Welt von Feinden hingehalten, und lese dann die Spalten englischer Zeitungen voller Erbärmlichkeiten über preußischen Barbarismus und englischen Heroismus, so bedaure ich, daß ich nicht

Deutscher bin . . ." Auch seine Stellung zur Schuldfrage ist bemerkenswert. „Grey und Asquith sind die wahren Verräter. Sie haben ohne Zweifel ihr Land und dessen wahre Interessen verraten, um sie der gierigen Eifersucht des britischen Händlergeistes zu opfern. Deutschlands Sünde ist seine Tüchtigkeit gewesen. Sie beschlossen darum einen Bund der Feinde gegen Deutschland zu bilden; und als ihnen dies durch ihre verschlagene, gemeine Geheimdiplomatie gelungen war, trieben sie frohgemut, und endlich, wie sie glaubten, ihre Beute sicher, zum Zusammenstoß . . ." Das von Charles E. Curry mit großer Liebe bearbeitete Buch über Sir Roger Casement ist ein sehr wertvolles Dokument aus der Kriegszeit und verdient schon aus diesem Grunde höchste Beachtung. F. G.

Probeabstimmungen

Nun haben wir es in der Nachäffung amerikanischer Bräuche und Einrichtungen schließlich auch dahin gebracht, daß höchst überflüssige und irreführende „Probeabstimmungen" über Zeit- und Streitfragen, die früher nur in Konventikeln und an Stammtischen erörtert wurden, veranstaltet werden. In erster Linie sind es die Verfechter der radikalen Abstinenz, die neben anderen, der amerikanischen Rüstkammer entnommenen Propagandamitteln, sich auch der sogenannten „Probeabstimmung" als Beweismittel für die Richtigkeit ihrer Ideen bedienen. Wenn Zahlen an und für sich beweiskräftig wären, könnten die Ergebnisse der Probeabstimmungen uns bedenklich stimmen. Es heißt z. B. in einem Bericht über die Probeabstimmung in der Nordstadt von Hannover, daß von 10 607 „zurückgekommenen" Stimmzetteln 7260 mit ja notiert waren, oder in Prozenten ausgedrückt, 68,5 % der Stimmberechtigten sich für die Einführung des Gemeindebestimmungsrechts entschieden hatten. Leider wurde nicht gesagt, wieviel Stimmzettel nicht „zurückgekommen" waren. Das Endergebnis würde jedenfalls nicht zugunsten der Veranstalter der Probeabstimmung sprechen, wenn mit einwandfreien Mitteln gearbeitet würde. Wir haben auch bei anderen Gelegenheiten die Beobachtung machen können, daß sich bei Abstimmungen, die keiner behördlichen Kontrolle unterstehen, leicht Irrtümer zugunsten der Veranstalter einschleichen. Eine auf gesetzlichem Wege herbeigeführte Volksabstimmung über das Gemeindebestimmungsrecht und die Trockenlegung Deutschlands würde den Beweis dafür erbringen, daß unser Volk von dem aus Amerika importierten Abstinenzfanatismus nichts wissen will. Sogenannte Probeabstimmungen sind, gleichgültig, was auch immer Gegenstand der Abstimmung sein mag, ein unlauteres Propagandamittel wunderlicher Volksbeglücker zur Beeinflussung der Gesetzgebung im Sinne eines eng begrenzten Partei- und Sektenprogramms. Heute ist es der Alkohol, morgen sind es andere Genußmittel, wie Tabak, Kaffee oder Tee, die der Probeabstimmung unterworfen werden. Auch könnte es eines guten Tages den Vegetariern einfallen, die Nützlichkeit und Notwendigkeit ihrer Ernährungsweise durch Abstimmung zu beweisen. Wohin sollte es führen, wenn jede Partei, jede Clique, jede Sekte sich zur Propagierung ihrer besonderen Wünsche der Probeabstimmung be-

dienen würde, um auf diesem Wege die gesetzgebenden Körperschaften zu beeinflussen? Wir sind gerade vollauf durch die Wahlen zu den Parlamenten und Gemeindevertretungen in Anspruch genommen. Schon aus diesem Grunde müssen Probeabstimmungen mit Entschiedenheit abgelehnt werden. Sie sind müßige Spielereien, die aber ganz dazu angetan sind, den in der Reichsverfassung vorgesehenen Volksentscheid über wichtige Lebensfragen der Nation in Mißkredit zu bringen. Die Abstinenzfanatiker trifft der schwere Vorwurf, daß sie durch ihre den amerikanischen Alkoholgegnern entlehnte Taktik und propagandistische Wühlarbeit die Parteileidenschaft auf das äußerste aufgepeitscht und die Alkoholfrage zum Gegenstand der Volksbelustigung — denn als solche wird die Probeabstimmung vielfach aufgefaßt — gemacht haben.

Börsenspiegel

Die Rettung aus Amerika

Wie arm wir eigentlich geworden sind, hat sich gerade in den ersten Januartagen sehr deutlich an der Berliner Börse gezeigt. So arm und ausgepowert, daß wir aus eigener Kraft auch nicht die kleinste Aufwärtsbewegung mehr zu inszenieren vermochten. Es gab eigentlich niemand, der nicht vom kommenden allgemeinen Zusammenbruch felsenfest überzeugt war, und das schon einige Wochen alte Wort des alten Karl Fürstenberg von der Berliner Handels-Gesellschaft, wer den Winter 1925 gesund überstehe, werde erst im Frühjahr 1926 pleite gehen, wurde von neun Zehnteln aller Börsenbesucher wie ein Orakel nachgesprochen.

Jedermann erwartete für den Januar das Allerschlimmste, vor allem auch deswegen, weil die zahlreichen Wechselverpflichtungen wahrscheinlich nicht eingelöst werden würden, und der im Dezember noch „künstlich aufgehaltene Zusammenbruch" wurde als unabänderlich für den Januar angesehen. In der Tat sah es sehr böse aus, und für die Börse mußte man vor allem deshalb das Schlimmste befürchten, weil keine Effektenkäufer mehr in Deutschland vorhanden waren. Woher sollten sie auch kommen? Die meisten Leute haben den größten Teil ihres ehemaligen Vermögens verloren; die Einkommen sind ferner für die Mehrzahl der Berufstätigen so knapp, daß sie gerade ihren Lebensunterhalt damit zu bestreiten in der Lage sind, und der früher für die Börse so wichtige Rentnerstand ist gänzlich ausgestorben. Also sah man auch für die Zukunft nichts als Verkäufer, während man sich gar keinen Illusionen darüber hingeben konnte, daß eine wirklich ernsthafte Käuferschicht nicht mehr vorhanden sei. Wenigstens in Deutschland, und wer wagte andererseits auf das Ausland zu hoffen?

Wenn die Not am größten, sind die Amerikaner bisweilen am nächsten. Das hat sich im Frühjahr 1924 gezeigt, als die Franzosen ihre Valuta schon für halb verloren ansahen, und als dicht vor dem großen Zusammenbruch des Frank Herr Morgan als Rettungsengel erschien. Was damals Herr Morgan für Frankreich gewesen, ist heute der bisher ziemlich unbekannt gebliebene junge Bankier Dillen für Deutschland der Retter in der Not. Und das Sonderbare ist, daß beinahe im

gleichen Augenblick, wo Herr Clarence Dillen sein Herz für Deutschland entdeckte, auch die New-Yorker Bankfirma Hayden, Stone & Co. zu der Ansicht kam, man müsse Deutschland helfen, und es sei vor allem gar kein Grund vorhanden, für Deutschland und deutsche Papiere unentwegt flau zu sein.

Wie schon gesagt, wie traurig verarmt und ausgepowert wir sind, hat sich erst jetzt, hat sich gerade bei dieser Gelegenheit mit voller Deutlichkeit gezeigt. Als die Amerikaner zu kaufen begannen, gingen die Kurse mit einem Male stürmisch in die Höhe. Anstatt der für die Börse als Käufer ausgeschiedenen Herren Müller und Schmidt in Berlin kauften Muller und Smith in New York, nur mit dem Unterschiede, daß Muller und Smith weit mehr kaufen konnten, weit zahlungsfähiger waren, als Müller und Schmidt jemals gewesen sind. Das ist das Geheimnis der Januarhausse, das ist der Grund, aus den mit einem Male die Börse ein so gänzlich verändertes Gesicht zeigte, und mit dem allgemein erwarteten und befürchteten Zusammenbruch ist es zum großen Glück für uns nichts geworden.

Das steht fest. Aber nunmehr taucht die andere, die weitere Frage auf: Was wird die Wirkung auf die Wirtschaftslage sein? Ist die Bewegung an der Börse ein Vorgang, der mit der ganzen übrigen Konjunktur nichts zu tun hat, oder kündigt sich in den steigenden Kursen die kommende Besserung der industriellen Lage an? Das arme Publikum ist in den letzten Wochen und Monaten durch die verschiedensten Alarmmeldungen übertrieben ängstlich und kopfscheu gemacht worden, und man hat ihm wahre Greuelgeschichten über die Wirtschaftslage vorgesetzt. Nicht, als ob das Bild nicht ein überaus trauriges gewesen wäre; es war gewiß nichts weniger als erfreulich, aber manche Dinge sind doch sehr über Gebühr aufgebauscht worden. Nichts in so hohem Grade übrigens wie die Arbeitslosenziffern, mit denen andauernd so viel operiert wird. Man muß sich doch darüber klar sein, daß selbst normalerweise Deutschland heute nicht mehr Menschen in Industrie und Handel beschäftigen kann als im Jahre 1914. Damals aber hatten wir, wie nicht ganz unbekannt sein dürfte, ein stehendes Heer von 600 000 Mann, also eine halbe Million mehr als jetzt, wodurch der Arbeitsmarkt eine gewaltige Entlastung erfuhr. Wenn außerdem im Laufe der verflossenen Jahre viele Tausende, die früher nicht im Erwerbsleben standen, meist solche in höheren Lebensjahren, — Beruf ergriffen, jetzt aber infolge der schlechten Zeiten wieder abgebaut worden sind, so handelt es sich also um Personen, die auch vor einem Jahrzehnt und vorher keine Berufszugehörigkeit hatten. Das beste Beispiel ist wohl der Bankbeamtenstand. Gerade über den ungeheuerlichen Abbau von Bankbeamten vernimmt man ständig Klagen, ohne aber zu bedenken, daß dessen ungeachtet die Zahl der Bankbeamten heute immer noch größer ist als im Jahre 1914. Die Schlußfolgerungen, wir befänden uns inmitten einer beispiellosen Krise, sind also wohl nicht ganz gerechtfertigt. Überhaupt wäre es viel richtiger und logischer, einmal festzustellen, wieviele Berufstätige wir zurzeit in Deutschland haben, als immer wieder die Entlassenen, die Arbeitslosen zu zählen.

Statistiken haben eben immer etwas Mißliches, und Zahlen allein beweisen gar nichts, man muß sie vielmehr verstehen. Alsdann kommt man vielfach zu anderen Schlüssen. Auch zum Beispiel, was die Kon-

kursziffern betrifft, mit denen alle Welt seit einiger Zeit geängstigt zu werden pflegt. Wir haben heute fraglos weit mehr wirtschaftliche Betriebe aller Art als in Vorkriegszeiten, und so erklärt sich schon die steigende Zahl der Patienten unter ihnen; wobei man außerdem nicht ganz vergessen darf, daß wir in den Inflationsjahren überhaupt keine Konkurse kannten, und daß damals viele in Wirklichkeit zum Sterben und Untergange überreife Betriebe durch das Jonglieren mit den falschen Zahlen unverändert am Leben blieben, weil ihre Schulden durch den Markverfall sich immer mehr verminderten. Was man jetzt erlebt, ist also vielfach, wenn natürlich auch nicht immer, die Reaktion auf diese sonderbaren Zustände.

Betrachtet man also einmal die Wirtschaftslage ohne überteibenden und übertriebenen Pessimismus, so ist das Bild doch ein wenig freundlicher, als wenn man die bekannten Arbeitslosen- und Konkursziffern immer wieder kritiklos nebeneinanderstellt und aus ihnen die bedenklichsten Schlüsse ziehen will. Schön ist die Wirtschaftslage darum gewiß noch nicht zu nennen, und der Schatten und Sorgen gibt es übergenug; aber der berühmte „Silberstreifen" ist doch am fernen Horizont wieder einmal zu sehen und wird sich hoffentlich nicht als trügende Fata morgana erweisen.

Wenn die Amerikaner uns jetzt Kredite von Hunderten von Millionen Dollars einzuräumen bereit sind, so kann man außerdem die Ansicht daraus ableiten, daß man drüben Vertrauen zu unserer Zukunft hat und ebenfalls an den „Silberstreifen" glaubt. Durch alle die Miseren, die wir durchgemacht haben, ist uns selbst vielfach der klare und nüchterne Blick verlorengegangen. Wir haben uns an eine schwarze Brille gewöhnt, und das Schwarzsehertum war allmählich die große Mode geworden. Eins aber muß man sich sagen: Amerika allein kann uns nicht retten; es muß auch von deutscher Seite etwas dazu geschehen. Nicht etwa, als ob unsere Wirtschaftler, vor allem unsere Industrie, nicht auf der Höhe ihrer Aufgabe ständen. Sie tun alles, was sie können. Aber in den „höheren Regionen" fehlt noch jedes Verständnis für das, was nottut. Man begeistert sich weiter für „Spiel und Sport", und erst kürzlich hat unser ehrenwerter Berliner Oberbürgermeister Böß wiederum erklärt, daß auf diesem Gebiete noch viel zu tun bleibe. Wir werfen immer noch das kostbar und rar gewordene Geld für Luxuszwecke mit vollen Händen zum Fenster hinaus, und die unsinnig hohen Steuern machen es den kaufmännischen Kreisen unmöglich, einen Ertrag ihrer Arbeit zu erzielen. Wann wird sich auf diesem Gebiete endlich der so dringend gewordene Wandel vollziehen? Die Hilfe des Auslandes ist gewiß sehr erfreulich, aber wir müssen vor allem auch einmal Schluß machen mit den falschen Methoden im Innern, damit der Wiederaufbau, die Rückkehr zu besseren Zeiten endlich vor sich gehen kann.

Florian.

Für den redaktionellen Teil verantwortlich: Dr. Heinrich Ilgenstein, Charlottenburg.
Für den geschäftlichen Teil verantwortlich: Paul Lentz, Berlin W 30, Motzstr. 11.
Druck: Paß & Garleb A.-G., Berlin W 57, Bülowstr. 66.

Tägliche Rundschau

Unabhängige Zeitung für nationale Politik,
mit Unterhaltungsblatt für
die Gebildeten aller Stände

Herausgeber:
D. Bruno Doehring und Heinrich Rippler

Die „Tägliche Rundschau“, die Tageszeitung der Gebildeten, das Blatt der deutschen Familie, erscheint seit einigen Monaten wieder als selbständige Tageszeitung unter der altbewährten Leitung des Chefredakteurs Heinrich Rippler, neben dem Herr Dr. Gustav Manz die überall seit Jahrzehnten beliebte Unterhaltungsbeilage bearbeitet.

Bestellen Sie sofort bei der Geschäftsstelle, Berlin W 57, Bülowstr. 66, ein

Probeabonnement auf die „Tägliche Rundschau“

zum Preise von 3.— Mark monatlich zuzüglich Zustellungsgebühren.

Die „Tägliche Rundschau“ erscheint täglich zweimal.

52

DIE GEGENWART

POSTVERTRIEB AB BERLIN

AUG 9 1926

ZEITSCHRIFT FÜR LITERATUR, WIRTSCHAFTSLEBEN U. KUNST

HERAUSGEBER: HEINRICH ILGENSTEIN

AUS DEM INHALT:

Der kostspielige Föderalismus Von Mentor
Die Siedlung, Europa und der Orient Von G. A. Küppers-Sonnenberg
Das Industrietheater Von Johannes Heinrich Braach
Gefahren für freie Geistigkeit Von Max Seber
Eigenartiges aus der Hohen Tatra Von Rudolf v. Lossow
Oskar Wilde Von C. F. W. Behl
Erste Liebe Von Lothar Schmidt

Randbemerkungen
Der übergeschnappte Duce / Armer Washington
Eine Klosettsteuer

Börsenspiegel

FEBRUARHEFT 1926 / JAHRGANG 55
VIERTELJÄHRLICH 3 HEFTE
HEFTPREIS M. 0.30

VERLAG: GEGENWART G·M·B·H / BERLIN W 57 BÜLOWSTRASSE 66

Die Gegenwart

55. Jahrgang | Februarheft | 55. Jahrgang

Der kostspielige Föderalismus

Von Mentor

In einer Zeit, die aus wirtschaftlichen Gründen den Zusammenschluß der europäischen Staaten zu einer Zollunion fordert, mutet uns die deutsche Kleinstaaterei wie ein Anachronismus an. Wie so oft in der deutschen Geschichte ist auch in dieser Beziehung der rechte Augenblick verpaßt worden. Die Revolution, die mit dem Abbau der Fürsten begann, hätte folgerichtig zum Abbau der Kleinstaaten und damit zur Aufhebung des Föderalismus schreiten müssen. Daß dies nicht geschehen ist, ist in der Hauptsache dem deutschen Partikularismus, der sich bis in die Kreise der radikalen Parteien erstreckt, aufs Konto zu setzen. Der einzige Erfolg ist in dieser Beziehung in dem Zusammenschluß der acht thüringischen Kleinstaaten zum Lande Thüringen zu buchen. Im übrigen setzt sich das Reich noch immer aus 18 Staaten, von denen ungefähr die Hälfte als Zwergstaaten anzusprechen sind, zusammen.

Der Partikularismus ist eine Erscheinung, die in der Geschichte des deutschen Volkes, dessen Gebietsteile wie Fideikommisse von dem Vater auf den Sohn, häufig auch auf Nebenlinien vererbt wurden, psychologisch begründet liegt. Die langjährige Gewohnheit brachte es mit sich, daß sich in der Bevölkerung eines Landes, selbst wenn seine Grenzen mit denen des Stammes nicht zusammenfielen, ein Anhänglichkeitsgefühl an die Dynastie herausbildete. Eigentliche Stammesstaaten gibt es in Deutschland überhaupt nicht, immer nur dynastische Staaten. Preußen umfaßt alle norddeutschen Stämme in seinen Grenzen, selbst Bayern ist weit von dem reinstämmigen „Einheitsstaat" entfernt. Die Kleinstaaten sind vollends reine Zufallsgebilde.

Die Beibehaltung der Kleinstaaten ist, wie das oft geltend gemacht wird, aus ethnographischen Gründen nicht zu rechtfertigen. Dagegen sprechen wirtschaftliche Gründe für eine beschleunigte Aufhebung des Föderativstaates. Ein Reich, das durch Krieg und Inflation auf das äußerste erschöpft ist, kann sich den Luxus der Vielstaaterei einfach nicht leisten. Dürre Ziffern mögen es beweisen. Das Reich unterhält 493 Abgeordnete und 11 Minister, Preußen 437 bzw. 7, Bayern 129 bzw. 8. Reich und Länder haben zusammen 1719 Abgeordnete und 69 Minister. Dazu gesellen sich 360 Bürgerschaftsmitglieder der Hansestädte, ferner der Reichsrat mit 66, der Reichswirtschaftsrat mit 326 und der preußische Staatsrat mit 72 Mitgliedern. Das sind zusammen 2612 Abgeordnete, Delegierte und Minister, die insgesamt vom Reich oder den Ländern Diäten oder feste Gehälter beziehen. Zu berücksichtigen ist ferner, daß für die Verwaltung der zahlreichen Parlamente und Ministerien ein nicht unbeträchtlicher Beamtenapparat notwendig ist.

Die durch die Vielstaaterei sich ergebenden Mehrkosten lassen sich, da sie außerdem in den einzelnen Ländern vielfachen Schwankungen unterworfen sind, ziffernmäßig nicht ohne weiteres feststellen. Berücksichtigen wir aber, daß in einem Einheitsstaat von der Größe des Deutschen Reichs mit insgesamt 500 Abgeordneten und Ministern auszukommen ist, so ergibt sich daraus, daß reichlich vier Fünftel aller in den Ländern beschäftigten Parlamentarier und Minister entbehrt werden können.

Dem Unitarismus, den die westlichen Staaten schon vor Jahrhunderten erlangt haben, stellen sich in Deutschland ungeahnte Schwierigkeiten entgegen. Die Widerstände gehen weniger vom Volk als von berufsmäßigen Parlamentariern, Beamten, Parteien und anderen an der Erhaltung eines umfangreichen parlamentarischen und Verwaltungsapparates interessierten Gruppen aus. Im Freistaat Sachsen war es die sozialdemokratische Partei, die nach der Entthronung des Königs den Unitarismus entschieden ablehnte. Man wollte im „roten Königreich" wohl hübsch unter sich bleiben! Ebenso lehnte Anhalt, als die traurige Finanzlage auf einen Anschluß an Preußen hindrängte, den Anschluß ab mit der Motivierung, daß der Freistaat wohl in Deutschland, aber niemals in Preußen aufgehen dürfe. In Mecklenburg-Strelitz, wo die Frage des Zusammenschlusses mit Mecklenburg-Schwerin zur Erörterung stand, war es die Ritterschaft, die sich diesem Plan widersetzte. In der Groß-Hamburger Frage hat bisher der preußische Partikularismus, der auf jeden Länderfetzen versessen ist, trotz der Dringlichkeit dieser Frage die Lösung verhindert. In Süddeutschland sind die Widerstände gegen den Unitarismus noch größer.

Der Zusammenschluß der deutschen Länder zu einem Einheitsstaat bedeutet noch lange nicht die Aufgabe der Besonderheiten der deutschen Stämme. Im Gegenteil könnte bei einer Neugliederung des Reichs dem Stammesgefühl in viel höherem Grade Rechnung getragen werden, als dies heute der Fall ist. Was hinderte z. B. eine Zusammenlegung der niedersächsischen Länder und Provinzen, die durch dynastische Interessenpolitik getrennt worden sind, zu einer Reichsprovinz Niedersachsen! Derselbe Zusammenschluß könnte auf Grund der Stammeszugehörigkeit in den schwäbischen und hessischen Gebietsteilen geschehen. Auch wirtschaftliche und geographische Gesichtspunkte wären bei einer Neugliederung zu berücksichtigen.

Selbstverständlich darf der Einheitsstaat nicht nach starren zentralistischen Grundsätzen, wie in Frankreich, wo es nur bürokratisch geleitete Verwaltungsbezirke (Departements) gibt, deren Bewohner keinen Einfluß auf die Entschlüsse einer hohen Behörde haben, aufgebaut werden. Im Gegenteil muß den Reichsprovinzen weitgehendste Autonomie in allen verwaltungstechnischen und kulturellen Angelegenheiten, wie sie die preußischen Provinzen ja besitzen, eingeräumt werden. Der Sprung vom Föderativ- zum Einheitsstaat ist kein so gewaltiger, und die Hindernisse, die sich ihm in den Weg setzen, sind bald zu überwinden, wenn der Wille hierzu vorhanden ist. Die deutsche Wirtschaftsnot drängt auf eine baldige Neugliederung des Reiches hin.

Die Siedlung, Europa und der Orient

Von G. A. Küppers-Sonnenberg

Während die große Masse des deutschen Volkes heute noch, nach allen bitteren Erfahrungen der Kriegs- und Nachkriegszeit in den Tag hinein lebt, verantwortungslos und gedankenloser als jemals, bricht sich doch in all den Kreisen, die ernsthaft teilnehmen am Schicksal des deutschen Volkstums die Erkenntnis Bahn, die in vorausdenkenden Köpfen schon lange heimisch ist: die einseitige Industrialisierung ist Deutschland zum Verhängnis geworden; geradezu verheerend hat aber die Schwenkung zum reinen Kommerzialismus englischer Prägung auf Deutschland gewirkt, wie er vor dem Krieg sich herausbildete und durch den künstlichen Geldzufluß in der Inflationszeit großgezüchtet worden ist. Wenn selbst altangesehene Firmen von Weltruf von der Produktion zur Spekulation übergehen, so ist dies ein bedenkliches Zeichen. Durch das Versailler Diktat ist ja Deutschland — fast möchte man sagen gottlob — die Möglichkeit einer kommerzialistischen, ja beinah sogar auch einer bloß industrialistischen Entwicklung ein für allemal genommen. Die Entente hat wohl kaum bedacht, welchen energischen Stoß zur Gesundung unseres Wirtschaftslebens sie uns damit versetzte; denn die Imitation englischer Manieren und Praktiken war es ja gerade, die uns den Hals gebrochen hat; und nichts wäre törichter und könnte verhängnisvoller sein, als wenn wir den verlorengegangenen Handelsmöglichkeiten nachweinen wollten und die Zeit von vor dem Krieg heraufbeschwören. Wer heute noch glaubt, daß die alten Verhältnisse sich wiederherstellen lassen, ist mit Blindheit geschlagen, der hat den Geist der Zeit noch nicht erfaßt. Wer heute noch nicht einsehen kann, daß überkommene Anschauungen den gegenwärtigen Verhältnissen nicht gerecht werden können, daß überkommene Praktiken versagen müssen, der ist nicht zu belehren. Durch das Versailler Diktat ist Deutschland endgültig vom Zugang zur großen Welt, zum Weltmarkt abgeschnitten, aus dem die übrigen europäischen Völker ihren Unterhalt ziehen; sogar das fruchtbare, dünnbevölkerte Frankreich. Es gehört nicht viel Voraussicht dazu, um aus dieser neuen Lage die Entwicklung für die Zukunft herleiten zu können. Deutschland ist übervölkert. Zwar wirkt die allgemeine Verarmung und Verelendung erniedrigend auf die Geburtenziffer ein; die sich ausbreitende Genußsucht tut das Ihre dazu. Doch wird der deutsche Gesundungswille in den einsichtigen Kreisen immer stärker erwachen und so wird auch Deutschland eines Tages, wie Japan, vor der Frage stehen: wohin mit den überschüssigen Volkselementen. Schon heute, wollte es ernsthaft die Konsequenz aus seiner Lage ziehn und so wirtschaften und so leben wie es müßte, seiner finanziellen Leistungsfähigkeit entsprechend, würde es gezwungen sein, einen großen Teil der Bevölkerungszahl abzustoßen, ins Ausland, wo nur immer hin. Tatsächlich versucht ja auch, was nur noch einen Funken Unternehmungsgeist besitzt, dem deutschen Verhängnis und der deutschen Sauertöpfigkeit zu entrinnen. So allein ist es verständlich, das sich deutsche Offiziere in großer Zahl im Heer der Rifkabylen finden; daß Deutsche ihre Dienste ausländischen Unternehmungen zur Verfügung stellen, die

unter Umständen unserm Volkstum schwer schaden. Wir sind, wie die Juden, heimatlos geworden, seitdem unser Ernährungs- und Wohnraum durch Wegnahme der paar simplen Kolonien nicht nur, sondern durch Abschnürung lebenswichtiger Gebietsteile derart beschnitten ist, daß wir unsere Roggenernte fast zu 100 v. H. haben verpfänden müssen, um unseren steuerlichen Verpflichtungen nachkommen zu können und die Waren einzuführen, die wir selbst produzieren müßten. Der Finanzminister jammert über leere Kassen und weiß nicht, wie er sein Defizit beheben soll. Die Ausgaben summieren sich. Die Einnahmen müssen mühselig zusammengelesen und -geschachert werden. Glaubt man ernsthaft auf diese Weise dem Verhängnis begegnen zu können, das uns über kurz oder lang droht? Deutschland ist in seiner gegenwärtigen Lage nicht imstande, seine Bevölkerung zu ernähren, diese Tatsache, so erschreckend sie ist, muß rücksichtslos ausgesprochen werden; denn leider gehört ja zum Grundzug der Michelhaftigkeit, den Kopf vor den dringenden Problemen des Tages in den Sand zu stecken und mit feilen Illusionen sich über die Schrecken der Gegenwart hinwegzusetzen: eben Flucht vor der Entscheidung, Flucht vor der Wirklichkeitsgestaltung in jeder Form.

Fragen wir uns unvoreingenommen, was in der gegenwärtigen Lage von seiten Deutschlands zu geschehen hätte; so kann die Antwort doch nur eindeutig die sein: es hat in der Kriegszeit seine Isolation so deutlich zu fühlen bekommen, daß es unverständlich ist, warum die allgemeine Ernährungspflicht noch nicht durchgeführt ist. Deutschland ist vom Weltmarkt abgeschnürt. Das heißt: entweder bezieht es seine Bedarfsgegenstände durch Zukauf aus dem Ausland, es verzichtet darauf zu produzieren — wie wir es gegenwärtig tun — und geht zur bloßen Konsumtion über — die natürlich auch ihre Probleme hat und eine gewaltige Arbeitsintensität entfalten kann, oder aber, es schränkt seine Bedürfnisse auf das Maß ein, das von der Natur der Umstände gefordert wird. Zweifellos ist der erste Weg der Konsumtion leichter. Der Genuß liegt allemal nahe und nichts ist kennzeichnender für die deutsche Gedankenlosigkeit, als daß es als Antwort auf die ungeheuren Erschütterungen des Krieges und die Erfahrungen der Revolution nur die eine Antwort hat: blindlings in den Tag hinein zu genießen, die letzten Vermögensobjekte an sich zu ziehn — man denke einen Steuerüberschuß von 2 Milliarden in einem sterbenden Volk — und diese in reinen Konsumtionsverpflichtungen — wie sie nun heißen mögen: Arbeitslosenunterstützung, Beamtenpensionen, Wohlfahrtspflege — zu verprassen.

Deutschland befindet sich nun auf diesem verhängnisvollen Wege schon seit vor dem Kriege. Es hat vor dem Kriege nicht die Möglichkeit einer wirtschaftlichen Überwältigung im Kriegsfall bedacht, hat keine Reserven beschafft und seine Landwirtschaft so stiefmütterlich behandelt, als wäre sie das Überflüssigste von der Welt. Es hat mit Ausbruch des Krieges versäumt, die sämtlichen produzierenden Betriebe zum Reichsarbeitsdienst einzuziehn und damit die Privatwirtschaft dem Schiebertum in die Hände gespielt. Es hat in dem Schicksalsjahr 1917 die Rationierung eingeführt und damit die Produktion gänzlich lahm gelegt zugunsten eines gänzlich schmarotzerhaften Kriegsgesellschaften- und Beamtenapparates. Es hat sich nach der Revolution — die in dem

Wahn begann, der Welt einen allgemeinen Feiertag verkünden zu können, wo täglich 16 Stunden Arbeitsdienst das Gebot der Stunde gewesen wäre — durch Notendruck sich der Ersparnisse des alten Gewerbefleißes angeeignet und ist damit in der Lage gewesen, alle wirtschaftlichen Torheiten und Sünden einer unfähigen Regierung wiedergutzumachen. Und heute noch — immer das selbe System der Kapitalaneignung — durch Steuerschraube — um den Konsum im Gange zu halten. Ganz einseitig ist die deutsche Regierung auf die Belange des Konsums eingestellt. Dabei ist heute keine Aufgabe so dringend und wichtig, wie die der Produktion. Nur unter äußerster Kraftentfaltung wird es uns auf unserer beschränkten Scholle möglich sein, den physischen Bestand unseres Volkskörpers zu gewährleisten. Und finden wir den Mut nicht zu einschneidenden Maßnahmen, so dürfte die Aufgabe unlösbar sein, so fällt das deutsche Volk über kurz oder lang der Verhungerung und damit allgemeinen Wirren anheim. Glauben wir nur nicht, daß das Gespenst der Hungersnot damit gebannt sei, daß wir uns ausländische Kredite zur Lebensmittelbeschaffung geben lassen. In unserer Lage ist nichts so verhängnisvoll als dieses Leben auf Pump. Es ist zudem unehrenhaft, denn, wenn wir eins mit Gewißheit aussagen können, so, daß wir in absehbarer Zeit nicht in der Lage sein werden sie abzustoßen, vielmehr in immer größere Bedrängnis geraten werden, unseren Verpflichtungen nachzukommen. Darum kann die Parole nur lauten: Halt! Umkehr! Auf allen Seiten muß zur Einschränkung geschritten werden und alle verfügbaren Kräfte müssen einer Produktion zugeführt werden, die ihresgleichen sucht. Denn nur durch Arbeit — immer und immer wieder muß dies betont werden, dem deutschen Schlafgeist eingehämmert werden — nur durch Arbeit ist diese Situation zu bewältigen über deren Tragweite sich der deutsche Spießer keine Gedanken macht. Eine Arbeit nicht von der Art, wie sie sich im Handeln um den Vorteil in dem gegenwärtigen wirtschaftlichen Betrieb herausgebildet hat, wo man eben das unumgänglich Notwendige tut; eine Arbeit, die gefeuert sein muß mit der rauschhaften Begeisterung des Krieges, die das Letzte aus dem Menschen holt und sich nicht scheut über die tausend persönlichen Nöte und Bedürfnisse mit äußerster Schonungslosigkeit hinwegzuschreiten. Es gilt den Bestand eines Millionenvolkes zu wahren; da haben die kleinen Nöte des Tages und der Person zurückzutreten. Wir bilden uns zwar ein, im Frieden zu leben. In Wahrheit tobt ja doch heute noch der Krieg — wenn auch mit andern Mitteln — wie nach und vor 1914. Europa lebt von der Welt. Wir sind von der Welt abgeschnitten. Also sind wir auf uns allein, das heißt unsere Scholle und unsere Arbeitskraft, angewiesen. Mit jedem Tag, den wir länger vergießen, anstatt unsere vaterländische Pflicht zu tun, schaufeln wir an dem Grab unserer nationalen Selbständigkeit. Das ist die Aufgabe der Siedlung: dem Gedanken der Schollengebundenheit unserer Wirtschaft Bahn zu brechen, das Evangelium von der Heiligkeit der Bedürfniseinschränkung und der Arbeitsaufopferung zu predigen. Das ist tausendmal wichtiger als aller parteipolitische Tagesstreit und alles romantische oder reaktionäre Spielen mit Waffen. Deutschland hat grundsätzlich mit dem Prinzip der Ausbeutung der primitiven Völkerschaft zu brechen, das heute seine Früchte zeitigt in den

ostasiatischen Krisen und Spannungen, die über kurz zu katastrophalen Entladungen führen müssen. Deutschlands Rettung ist weder eine Munitionslieferung im Fall kriegerischer Verwicklungen, noch auch irgendwie eine aktive Teilnahme an all den Unternehmen. Deutschlands Aufgabe ist seiner ethischen und geistigen Tradition entsprechend kultureller Art: Deutschland hat der Welt das Beispiel zu bieten, daß ein übervölkertes Land sich selbst zu erhalten vermag; denn die Möglichkeit besteht, wie das Beispiel Chinas erweist. Deutschland muß die Entscheidung fällen, ob es sich an dem Verbrechen gegenüber der Welt — denn nichts anderes ist die rein kommerzialistische Kolonialpolitik — schuldig machen will, ob es weiter genießen will auf Kosten seiner Würde; oder ob es die Konsequenz zu ziehen vermag, die sich aus seiner Lage ergibt: arbeiten aus eigener Kraft zur Befriedigung der eigenen Bedürfnisse.

Das Industrietheater

Von Johannes Heinrich Braach

Industriegebiet: Schlote steigen zum Himmel auf wie Wälder, Dampffahnen und Rauchwolken lagern über dem Dächergewirr enger Stadtteile, die Stunden des Tages sind durchlärmt vom Gekreisch der Schmieden, Hütten und Werften, sind durchhastet von drängenden Massen auf Straßen und Brücken. In den Nächten sprühen Feuergarben empor, leuchten Lichtkegel über Hochöfen und Halden. Die Welt gleicht einer einzigen Fabrik, durch die tosend der Atem der Arbeit stößt.

Und hier Kunst pflegen? Hier, wo das Leben in rasender Strömung brandet und die Menschen nur eines kennen: nimmermüd zu schaffen und vorwärts zu streben?

Ich sehe vor mir einen Ingenieur, hager das Gesicht, die Bewegungen nervös und zuckend, der Mund spricht kaum zusammenhängende Sätze, denn die Gedanken weilen bei Schalttafeln und Dynamos. Und ich denke an Arbeiter, die kohlenstaubbedeckt zu Tage fahren, mit einem schwachen „Glück auf" die Kameraden der Wechselschicht begrüßen und müde zur Waschkaue stolpern. Oder an Männer, die mit nackten Brüsten an Ausflußlöchern der Hochöfen oder an Zangen ratternder Walzen stehen. Diesen die Bühne, die sonntägliche Kleider, feiertagsmäßige Mienen und aufmerksame Ohren verlangt?

Gerade ihnen! Menschen, die mit lastenüberbürdeten Schultern ihre Straße wandern, hungern nach Handreichungen, die Erquickung schenken, und bangen um Aufrüttelungen, die das Los froher gestalten.

Erst in neuerer Zeit konnten die meisten Industriestädte diesem Verlangen Rechnung tragen. Was abseits der großen Zentren lag, wuchs in den letzten fünfundzwanzig bis fünfzig Jahren aus Dorfkleinheit empor, zog gewaltige Menschenmengen an und verlangte als erste Pflicht, die Befriedigung der einfachsten Lebensbedingungen. Das Theater kam in letzter Linie, ja konnte verschiedentlich — selbst in Städten, die über 150 000 Einwohner zählen — erst nach dem Kriege ins Leben gerufen werden. Die Segnungen der Tat wurden erfaßt,

die zu überwindenden Schwierigkeiten nicht immer. Vor allen Dingen war man sich vielfach nicht darüber klar, daß sich ein durch seichte Darbietungen gewinnsüchtiger Privatunternehmer verdorbenes und ernster Kunst entwöhntes Publikum nicht von heute auf morgen an die Kost eines reinen Kulturtheaters — selbst mit Zubilligung sogenannter Kassenstücke — gewöhnen kann, daß mehr zum Bühnenbetrieb gehört, als ein Zuschauersaal und ein durch einen Vorhang abgetrennter Raum, daß besonders aber, soll sich eine derartige Gründung bewähren, alle Kreise der Bevölkerung werbend und fördernd für sie eintreten müssen. Erfahrungen über eine tatsächliche Existenzmöglichkeit waren nicht vorhanden, und der Glaube jener, die den Erfolg auf das Zahlenmäßige der Einwohnerschaft und ihren Trieb des Höherhinauswollens bauten, mußten manche Erschütterung aushalten. Denn auch hier endet, im Gegensatz zur Forderung, der Wunsch zur Verinnerlichung oder des Gebildetwerdens viel zu oft hinter den Türen der Tanzsäle oder beschränkt sich auf eine seuchenhafte Bewunderung des Filmes. Gleichgültigkeit und Abneigung treten hinzu. „Meine Großeltern und Eltern sind ohne Theater glücklich geworden, wir werden es ebenso." Sagte dies ein Karrenkipper, entschuldigt man es, wenn aber ein im öffentlichen Leben stehender Parteiführer diesen Ausspruch prägt, muß er Bestürzung erwecken. Es gab auch irgendwo Stadtverordnete, die nach Angliederung des Schauspiels an die Oper, mitten in der Spielzeit nicht wußten, daß das Gebiet der reinen dramatischen Kunst im städtischen Theater, für das sie in vielen Versammlungen zu Rate gesessen und nicht unerhebliche Zuschüsse bewilligt hatten, gepflegt wurde. Man erkennt, mit welchen Hemmnissen da und dort, trotz der unbedingten Notwendigkeit der Kulturaufgabe, gerechnet werden mußte und noch muß.

Aber Industriegebiete sind nicht umsonst das Land des zähen Fleißes und der trotzigen Hartnäckigkeit, je höher sich der Widerstand auftürmt, desto zäher geht man gegen ihn vor.

Bis zur Revolutionszeit hatten, wenn wir von wenigen städtischen Bühnen absehen, die Hoftheater in künstlerischer Hinsicht, das Heft in der Hand. Der Theaterbesuch gehörte zum guten Ton, ausverkaufte Häuser brachten Einnahmen und die Unterstützung, die einzelne Fürsten ihren Instituten zuwandten, ermöglichten ein ausgiebiges Arbeiten, erlaubten die Heranziehung erster Kräfte und gewährten Ausstattungen in einem uns heute überverschwenderisch erscheinenden Maße. Die plötzlich zugeschnürte Hilfe der Gönner verursachte Einschränkungen, nahm den Bühnen viel von ihrem redlich verdienten Glanze und verpflanzte ihn dorthin, wo das heiß wogende Leben, auch dem künstlerischen Sein eine junge stark aufsteigende Bahn wies. Die wenigen Industrietheater, die schon Ruf besaßen, schwangen sich aus dritt- und viertklassiger Stellung oder sofort nach ihrer Gründung zu Führern auf, kleinere Bühnen wurden in die Höhe gerissen, daß sie sich ehrenvoll neben alten Häusern zu behaupten vermochten.

Der Umschwung hätte sich langsamer vollzogen, wenn nicht künstlerisch hochstehende Leistungen das ihre beigetragen, ja, schließlich den Ausschlag gegeben hätten. Seit der Jahrhundertwende gebar die Zeit aus innerem Bedürfnis, Abwechslungssucht und äußerer Notwendig-

keit eine Kunstrichtung nach der anderen. Die Stile spangen aus Gehirnen wie Pilze aus der Erde und brachten neben wesentlicher Erkenntnis, Auswüchse kaum zu verstehender und bizarr verzerrter Art. Die Bühne hat als geduldiger Diener alle Einflüsse berufener und unberufener Köpfe über sich ergehen lassen und in natürlicher Ausdehnung dieser Bewegung auch den Industrietheatern ihr Quentchen zugemessen. Ich erinnere mich an Werke und Inszenierungen, die mit ungeheurer Kühnheit, ja Frechheit aufgegriffen und gedeutet wurden. Trotzdem fehlte der Einschlag ins unverschämt Experimentelle, das Wühlen im übertriebenen Phantastischen und die krankhafte Gier, es mit allen Mitteln anders machen zu wollen. Der Charakter des Landes verbat extravagante Seiltänzereien und ließ aus den Kreisen der wechselvollen Kunstrichtungen nur das herausschöpfen, was als geistig gesund gelten konnte. Die Entscheidung erwies sich nicht immer leicht, denn das Erwählte mußte sich ohne Anrempelung an eine bisher unbewußt entstandene Inszenierungseigenart angliedern. Sie umschließt jene Merkmale, die als Wesentliches der künstlerischen Arbeit auf der Industriebühne in Erscheinung treten.

Kraft ist der Eindruck, der über dem Reich der Fabriken steht, Kraft infolgedessen auch die Widerspiegelung von Tätigkeiten; die in innigster Verbindung mit Seele und Sinnen stehen. Befällt jeden das rätselvoll Gigantische der Technik, so erleben Künstler das Staunen doppelt, bewahren es als Sonderheit in sich und lassen es über das fließen, was die Lust ihres Schaffens fügen und gestalten will. Die Phantasie ist beeinflußt. Da wird in einer Inszenierung innerhalb der Möglichkeitsgrenze eines zu vermittelnden Stückes das Schwache vermieden, das Starke wuchtig in den Vordergrund gestellt, das Dramatische mit dem Rasen aufgeregter Volkszusammenläufe gepeitscht, das Nebensächliche gestrichen und der Rhythmus in die bezwingende Regelmäßigkeit stampfender Kolben gespannt. Am deutlichsten aber verrät das Bühnenbild die Einwirkung des überall Erschauten: es strebt monumental auf wie die Burgähnlichkeit eiserner Industriedome.

Und etwas kommt hinzu. Jung sind die meisten Theater in den Industriegebieten, unbeschwert durch Überlieferungen und befreit vom Sichanklammernmüssen an Gewohnheiten. So kann ungezügelt nach neuzeitlichen Gesichtspunkten geformt werden. Altmodische Bestände sind nicht vorhanden, Plunder braucht nicht in Gassen gestellt oder in Züge gehängt zu werden, die Beleuchtung entspricht modernen Anforderungen, und die Kostüme, hergestellt ohne Tressen und Flitterkram, wirken nur durch Farbe und Form. Es vereinigt sich alles, um Vorstellungen, die von Anfang bis Ende harmonische Einheit und Ebenmäßigkeit verkünden, herauszubringen und Leistungen zu tätigen.

Gegenwärtig ist es nicht leicht für die Zukunft der Theater im allgemeinen wie im besonderen das Horoskop zu stellen. Wirtschaftlicher Tiefstand, niederdrückende Steuern, nicht endenwollende politische Spannungen, kleinlicher Parteihader, Geldknappheit und Arbeitslosigkeit lasten mit schwerem Druck auf uns und gestatten nur wenige lichte Augenblicke. Wir hoffen auf ein glückliches Anderswerden, auch wenn wir entdecken, daß durch Sparmaßnahmen des Staates und der Städte auf dem Gebiete der Kunst und Kultur Einschränkungen, die nicht

überall zugunsten des erzieherischen Prinzips ausfallen, vorgenommen werden. Es wird sich nur um vorübergehende Erscheinungen handeln, denn so lange Heere von Menschen in Industriegegenden ihr Brot verdienen, werden Weiheſtätten, die ihnen das harte Tagewerk erleichtern, sein müssen. Theater, die allen Anfechtungen zum Trotz einer stolzen Entwicklung entgegen gehen oder auf der erreichten Höhe weiterstrebend verharren.

Gefahren für freie Geistigkeit

Von Dr. Max Seber

Glaubens-, Gewissens- und Denkfreiheit, Freiheit der Meinungsäußerung durch Schrift und Wort, Versammlungsfreiheit sind heute durch die Verfassung geschützt. Und wenn auch immer wieder Versuche gemacht werden, diese allgemeinen Menschenrechte für bestimmte Lebensverhältnisse einzuengen und einzelnen Bevölkerungsschichten Bindungen aufzuerlegen, so kann man doch nicht von einer Gefährdung freier Geistigkeit von seiten der Gesetzgebung reden. Dabei haben wir den jüngsten Vorstoß des Reichsschulgesetzes nicht vergessen, der darauf ausgeht, der Lehrerschaft diese Grundrechte zu entreißen und namentlich für den gesamten Religionsunterricht die Gebundenheit an Kirchendogmen proklamiert, wir haben auch die jüngsten Versuche mancher Gerichte, Schriftsteller und Künstler durch engherzige Interpretation von Strafbestimmungen in ihrer Bewegungsfreiheit zu hindern, nicht übersehen. Was uns in dieser Hinsicht noch alles blühen wird, wissen wir nicht und es ist zweifellos nötig, die Augen offen zu halten. Mit unserer allgemeinen Feststellung eingangs wollen wir bloß betonen, daß es nicht diese Gefahren sind, die hier behandelt werden sollen und insbesondere, daß sie nicht die schwersten Gefahren darstellen, die heute freier Geistigkeit drohen, nicht die spezifischen, die eigentlichen Gefahren unserer Zeitverhältnisse.

Voranschicken möchten wir noch, was eigentlich selbstverständlich ist, daß mit „freier Geistigkeit" nicht Freigeistigkeit gemeint ist, also nicht ein bestimmter geistiger Inhalt, sondern die geistige Selbständigkeit, die Freiheit der Entwicklung zur eigenen Geistesform.

In dieser Hinsicht sind heute neue Gefahren entstanden, die früher nicht bekannt waren. Früher waren es außer der Verfolgung bestimmter geistiger Richtungen vor allem die Unterdrückung von Schriften, was der geistigen Freiheit im Wege stand. Man konnte zu den Quellen neuer Geistigkeit nicht gelangen, weil sie von fürsorglichen Wächtern von vornherein verstopft wurden. Heute stehen die Quellen der Bildung offen, aber es sprudeln so viele und sie sprudeln so reichlich, daß der einzelne ratlos steht, wenn er nicht geeignete Führer findet. Und an diesen ist kein Mangel. Man braucht sie nicht erst zu suchen, sie bieten sich schockweise an. So ist alles in Ordnung, sollte man denken. Aber leider ist es das gerade nicht. Denn diese Führer führen uns immer nur zu ihren Zielen, nicht zu den unsrigen, sie sorgen so gut für unsern Geisteshunger, daß wir bloß den Mund aufzumachen und zu schlucken brauchen. Mit anderen Worten: die Organisationen, die

heute im sozialen und kulturellen Leben zu stärkster Entfaltung gelangt sind, beherrschen durch ihre mit großen Mitteln unterhaltene Propaganda so sehr das öffentliche Leben, daß für freie Geistigkeit beinahe kein Platz mehr ist, für Menschen, mit einem Widerspruch. Jeden sucht diese rastlose Propaganda zu erfassen, ihn hineinzustoßen in diese Vereinigungen, die alle Probleme gelöst haben und nur noch Machtzuwachs erstreben, um ihre Lösungen an den Mann zu bringen. Wir wollen nicht ungerecht sein gegenüber der aufopfernden und aufreibenden Arbeit, die hier geleistet wird, und ruhig zugeben, daß sie nicht zu entbehren sind, vielleicht auch mehr sind als bloß ein notwendiges Übel, denn bis zu einem gewissen Grade ist es beglückend, mit Gleichgesinnten irgendwie vereint zu sein, aber das hilft doch nicht über die Tatsache hinweg, daß sie eigenwüchsigem Menschentum das Leben schwer machen, nur den gesinnungstüchtigen unbedingten Mitläufer hochhalten, Technik, Routine an Stelle lebendiger Geistigkeit setzen und durch das allzu einseitige Ideal der straffen Organisierung das geistige Leben ersticken und zu einem klappernden Massenmechanismus werden. Es ist leicht zu sagen: bleibt eben diesen Rotationsmaschinen fern, wenn sie euch nicht zusagen. Sie sind eben nicht zu entbehren, wenn und wo auf breitere Massen gewirkt werden soll. Sie sind vor allem deßwegen nicht zu entbehren, weil sie mit ihrer Propaganda so ungeheuren Lärm vollführen, daß der einzelne, der nur im eigenen Namen spricht, sei es mündlich oder schriftlich, gar nicht mehr gehört wird. Sein Stimmchen verhallt, wenn die großen Propagandamaschinen anfangen zu rattern. Es gibt Menschen, die das schön finden, wenn langauf langab in solch „großem Stil" gearbeitet wird. Massengeschmack, der aber für jede Organisation maßgebend ist. Außer Raumverengerung für freie Geistigkeit ist den Organisationen Verflachung des geistigen Lebens vorzuwerfen. Ihre ganze Arbeit geht in die Breite, Propaganda und immer wieder Propaganda, d. h. Wiederholung des Gleichen in möglichst schlagwortartiger Zuspitzung. Für das Problematische in der eignen Idee — jede Idee hat ihr Problematisches — hat man kein Organ, Problemsucher werden direkt verfolgt, sie sind ja die größten Feinde der Agitatoren, die fast überall, obwohl eigentlich bloß Werkzeuge, die Oberhand haben. Zu einer Vertiefung der eignen Bundesidee gelangt man infolgedessen gar nicht. Ja, wo ein kecker Einspänner es sich einfallen läßt, dort Probleme zu sehen, wo eine Organisation schon in der „Verbreitung" begriffen ist, läßt man alle Höllenhunde der Propaganda auf den Unglücklichen los und gefährdet so die geistige Freiheit unmittelbar. Und damit unterbindet man natürlich die geistige Produktivität, die nur in voller Freiheit den fruchtbaren Boden findet. So findet man vielfach, daß gerade die am besten durchorganisierten Verbände die geistesärmsten sind.

Besonderen Schaden richtet noch die Bevorzugung des Schlagworts durch die Massenpropaganda der Organisationen an. Der an die starken Reize der Schlagwortpropaganda Gewöhnte wird für die feinere Kost nachdenklicher Köpfe genußunfähig. Dieser Kultus der Schlagworte bedeutet einen geistigen Raubbau am Volk. Eine eilige Saat wird durch diese energische Reizung aus dem Boden getrieben, die ihn aber völlig erschöpft, so daß er dauernd steril bleibt.

An der geringen Tiefe dieser Schlagwortbildung liegt es auch, daß ihre Zöglinge so außerordentlich unduldsam sind für andre Geistesrichtungen. Dadurch wird natürlich der Parteien- und Klassenhaß stark verschlimmert. Am schlimmsten aber ist der geistig Freie bei diesem Streit daran. Er durchschaut die Schwächen dieser Schlagwortarbeit in den verschiedenen Lagern und ist infolgedessen nicht fähig, diesen Schlagwortkampf mitzumachen. So entgleitet ihm die Führung geistiger Kämpfe, sie gelangt in die Hände von geistig Robusten, die nur ein „entweder oder" kennen.

Unter solchen Verhältnissen ist es oft sehr schwer, sich die geistige Selbständigkeit zu wahren. Nur allzuleicht gelangt der geistige Problematiker in den Verdacht der Feigheit, des Verrates oder der Direktionslosigkeit.

Dennoch muß im Interesse der freien Geistigkeit dieser Druck ausgehalten werden. Denn alle diese Organisationen sind einseitige Zuspitzungen und vernachlässigen irgendwelche notwendigen Seiten des Lebens. Sie sind alle Masseninstrumente und daher nicht in der Lage, die geistige Höhe zu wahren. Es ist geradezu lebensnotwendig für jede Idee, daß ihr auch unorganisierte Vertreter dienen. Neben Parteizeitungen brauchen wir auch freie Parteizeitungen, die nicht von ihr abhängig sind. Nur so bewahren wir uns vor der lebensgefährdenden Verengerung im Zeitalter der Organisation und ihrer handgreiflichen Überschätzung. Nie wird eine Organisation das Beste und Tiefste hervorbringen, was in irgendeiner Idee zu geben wäre. Immer werden es unabhängige Einzelne sein, die sich ihre Freiheit zu wahren wußten. Wo wir aber in Organisationen selbst arbeiten, wollen wir uns hüten, sie zum Idol werden zu lassen, in ihnen zu versinken. Immer muß unser geistiger Horizont sich weiter erstrecken, wenn das Gesetz in uns wachstumfähig bleiben soll.

Eigenartiges aus der Hohen Tatra

Von R. v. Lossow

Auf dem herrlichen Waldgebirge der Karpathen sitzt ein kurzzusammengedrängter Dolomitstock, rotfarbig und schroff, das ist die Tatra. Dieser Block der hundert Spitzen ist von Ost und West, von Nord und Süd zu übersehen, seine Kanten stehen in jedem Blickfeld. Nirgends findet man dergleichen. Hoch zwischen den Zacken schlummern kleine Seen, Meeraugen nennt sie der Volksmund. Einige wenige Pässe führen mühselig durch das Hochgebirge, dessen Spitzen für Kletterer köstliche Aufgaben sind. Von Berlin und Dresden ist die Tatra, zumal über Oderberg und Pograd, rascher zu erreichen als die Alpen, die soviel unverfälschte Natur und so buntes Leben gar nicht aufzuweisen haben.

Lohnender als über Pograd ist die Einreise über Krakau, einer Stadt voller Altertümer, an der Grenzscheide zwischen westlicher Kultur und asiatischer Indolenz gelegen und beides fest in sich vermaschend. 164 Kirchen, viele Klöster, auf den Altären holzgeschnitzte Nürnberger

Gothik, in der alten Tuchhalle moderne Gemäldegalerie, Barockpalais sächsischer Grafen als Gasthäuser, auf den Straßeninseln hocken Slowaken, Polen in malerischen Trachten, halbetagelang, darum herum jagen Autos, klingeln die elektrischen Bahnen. In den Judengassen stehen die Kaftane zu Hauf und aus den gesalbten Ringellocken tropft selbst auf die Brust das Öl. Zumal in den Frauen unterscheidet man Polen, Juden, Deutsche auf den ersten Blick; meist nicht zu unseren Gunsten fällt das Urteil aus. Sehenswert ist auch die Burg am Weichselstrom.

Und dann nach Wieliczka, dem uralten Salzbergwerk. Meines Urgroßvaters Aufzeichnungen sind nicht viel anders als meine heutigen. Im Förderkorb geht es abwärts, hunderte von Metern in die Tiefe. Nun tut sich eine Wunderwelt auf; nach kurzer Wanderung durch Gänge und Stollen sind wir im ersten Riesensaal. Ein See bedeckt seinen Boden, grau funkelten im Fackelschein die Salzwände, fast erreicht der Blick die Wölbung des Domes nicht. Ein Nachen setzt uns über und verschwindet mit uns in einem Schlund, durch den wir in einen zweiten See einfahren. Dann führt man uns in eine kleine Kirche, in der alles aus hellem Salzkristall ist: Wände, Decke, Fußboden, Altar, Bänke, Kronleuchter, Säulen und die ewige Lampe. Hier betet man in der Unterwelt zum Christengott. Viele der frommen Bergleute sahen, zumal in früheren Zeiten, nur ganz, ganz selten das Sonnenlicht.

Nahe der Kirche kommt die irdische Freude zwiefach zu ihrem Recht, da ist Gaststätte und Tanzboden. Der Ballsaal ist höher als in jedem Königsschloß, von seiner Galerie grüßt und klingt ein Bergmannsorchester, junge Paare sofort zum Tanz auf dem Salzparkett ladend. Hellen Festesglanz strömen die drei riesigen, elektrischen Salzkristallkronenleuchter aus. Ein zauberischer Anblick.

Ein Stück weiter die trauriggroßartige Arbeitswelt und in ihr der harte Kampf ums Dasein. Einmal sieht man über eine Brüstung in fürchterliche Tiefe, wo, doppelt soweit vom Sonnenschein entfernt als wir, Hacke und Meißel schlägt. Dann geht es über den vielgleisigen Bahnhof und die Wohnstätten aufwärts. Im Vorüberschreiten streichelt der Mensch, wie um Vergebung bittend, eines der blinden Pferde, die seit Generationen da unten leben, sterben und — blind geboren werden.

Die Reise führt weiter über das polnische Luxusbad Zakopane mit lohnenden Ausflügen (Fischsee und Blau-Meerauge) in die Vorwildnis — in der eigentlichen Wildnis ist Urwald, dort herrscht der Bär, dort jagt Wolf und Luchs — über den Javorinapaß nach Barlangliet, zu deutsch Höhlenheim. Zum zweiten Male steigen wir tief unter die Erde. Bergauf führt der „Nix-Deutsch"-Slowak, dann schließt er ein eisernes Höllengitter auf und hinter uns zu. Nun stapfen wir 2200 Stufen auf und ab; stundenlang ist die Wanderung von Höhle zu Höhle, durch Gänge und Löcher, auf Treppen und Leitern. Eine Tropfsteinhöhle von unfaßbarer Mannigfaltigkeit. Manchmal wohl schreit der Führer und schießt, tausendfaches Echo umdonnert uns. Dann verstummt das heisere, ängstliche Kläffen der jungen Wölfe. Einmal huschen auch Alte, wie Schatten irgendwo an einem Loch vorbei. Glitschiger Boden, abgründige Unterwelt und „Nix Deutsch" hat eingangs das Käfiggitter hinter uns zugeschlossen — in unsere Erregung hinein klopft er seelenruhig an die Stalaktiten und es klingen und

dröhnen feierlich Glocken. Frommsein ist leicht in diesem Augenblick. Fröhlich ist das beklommene Herz erst wieder zwischen Tannenduft und Sonnenschein, dennoch wiederholt man den Gang, ob all der Herrlichkeiten da unten bei den Jahrmillionen alten Zaubergebilden.

In dem ungarischen Luxusbad Tatra-Lomnitz nimmt uns Prunk und Farbe auf. Fürsten mit Viererzügen. Silbergeschirr an der Table d'hote. Kaum weniger chick die Bäder von Schmecks, mit Balalaikaorchestern, die auf offenen Flügeln ohne Tasten spielen und schlagen. Bei der deutschen Kolonie Westerheim das reizende Kohlbachtal. Daneben führt eine Zahnradbahn auf einen schroffen Berg und oben — dehnt sich ein riesiges Wasser, der große Csorba-See. Darüber das romantisch-gigantische Trümmertal.

Von dem nahen Pograd mit seinem sehenswerten Tatramuseum, geht es südwärts, durch Pußtavorboten und Zigeunerdörfer mit Langhäusern ohne innere Scheidewand von der „Guten Stube" bis zum Schweinestall, neben dem Bett steht der Ochs, überall sind Hühner und Kinder. Weiße riesige Stiere ziehen die Wagen, an den gewaltigen Hörnern goldene Kugeln tragend; dicht über die Waldstraße streicht majestätisch ein Adler.

Wir steigen aus und auf die Höhe, wieder um ins Innere der Erde zu gelangen. Dicke Wolltücher werden am Eingang verliehen, denn es geht hinunter in die berühmte, in der alten Welt einzigartige, Dobschauer Eishöhle. Nach dem Durchschreiten einer zweiten Tür stehen wir plötzlich, völlig überwältigt, in einem großen, gleißenden Eisdom. Schillernd und blendend brechen sich die elektrischen Lichter in den durchscheinenden Wänden, Galerien, Säulen! Wunderbare Gebilde füllen den Raum. Kühnste Phantasie wird arm. Das zierlichste ist ein Spitzenvorhang von zauberischer Schönheit. Den stärksten Eindruck bietet ein Gletscherfall, wie ein im Augenblick erstarrter Giesbachsturz, zu Träumen aus 1001 Nacht wird er, wenn bengalisches Feuer hinter und zwischen ihm flammt. Der Raum, den wir zunächst sehen, ist nichts als ein hoher, kreisrunder Gang um einen ungeheuren Eisblock, durch den ein Schacht nach oben in den Höhlenkopf führt, wo die Slowaken im Sommer Schlittschuh um gewaltige Eispfeiler laufen. In einer Grotte ist ein Tempel mit Säulen aus Eis, die bedeckt sind mit — im Augenblick angefrorenen — Visitenkarten. Der Boden wächst in vier Jahren um ein Zentimeter. Die Pfeiler haben Gezeiten des Zu- und abnehmens von 16—25 Jahren. In der Höhle herrscht eine ständige Temperatur von 1½ Grad Wärme. Auf dem Fußboden des Umgangs hat man 37 Meter in die Tiefe gebohrt, ohne auf etwas anderes als Eis zu stoßen. Über dieser Tiefe voll Eis wölbt sich die Halde mit Blumen und Wald. Von Ferne schimmert die Pußta.

Lohnender als eine Schweizerreise ist die Tatra, eigenartiger.

Oskar Wilde und sein Schicksal

Von C. F. W. Behl

„Oskar Wilde starb in einem elenden kleinen Hotel der Rue des Beaux-Arts. Sieben Personen folgten seinem Begräbnis, und von diesen begleiteten ihn nicht alle bis an das letzte Ziel. Auf dem Sarge lagen Blumen und Kränze; ein einziger trug eine Aufschrift: der des Hotelwirts; man las die Worte: Für meinen Mieter."

In diesem knappen, durch seine feierlich-düstere Kargheit erschütternden Bericht des französischen Dichters André Gide wirkt die Erinnerung an das Ende des großen und unglücklichen Lebenskünstlers, bezaubernden Dichters und schwachen Menschen Oskar Wilde unvergeßbar fort. Und es klafft vor uns die unergründlich tiefe Kluft seines tragischen Daseins auf, das am 30. November 1900 solchermaßen in melancholischer Disharmonie verklang, wenn wir zu Beginn der Erinnerungen Gides diese anderen Worte lesen, die den Wilde der Glanzzeit, den bestrickenden, durch die Magie seiner Person hinreißenden Menschen und Künstler noch einmal vor uns erstehen lassen: „Es war im Jahre 1891, als ich ihn das erstemal sah. Wilde hatte damals, was Thackeray „das wichtigste Talent der großen Menschen" nennt: den Erfolg. Seine Geste, sein Blick triumphierten .... Er war reich; er war berühmt; er war schön; mit Glück und Ehren überhäuft. Man verglich ihn mit einem asiatischen Bacchus; andere mit einem römischen Kaiser, ja mit Apollo selbst. Tatsache ist, daß er strahlte." Zwischen diesen beiden Wildes, dem Apollon von 1891 und dem sterbenden Dulder von 1900, der sich, nach dem pfeil- und speerdurchbohrten Märtyrer der christlichen Heiligenlegende, Sebastian nannte, gibt es keine andere Verbindung als durch die elementare Macht des umschmelzenden Schicksals, das den von der Mode Vergötterten, vom Ruhm schmeichlerisch Verwöhnten jäh in die Schmach und Erniedrigung eines zweijährigen Zuchthauslebens verstieß. Diesem immer wieder mit der Gewalt einer antiken Tragödie ergreifenden Schicksal Oskar Wildes nachzudenken, haben seit einem Vierteljahrhundert zahllose Publikationen Anlaß gegeben, die, aus seinem näheren und ferneren Freundeskreis stammend, sich um Sinn und Deutung seines ungewöhnlichen Erdenerlebnisses bemühen, das — trotz allem schuldhaften Anteil der amtlichen und gesellschaftlichen Borniertheit seiner Zeit und seines Heimatlandes — doch letzten Endes als bittere Notwendigkeit aus seinem eigenen Seelenzustande erwachsen ist. Und Wilde selbst hat seither in der größten Dichtung, die ihm je gelungen, in seiner „Epistola" aus Kerker und Ketten ebenso wie in den nachgelassenen Briefen noch einmal aus dem Grabe zu uns gesprochen. In der umfangreichen Lebensbeichte, die sein Freund Frank Harris über sein Verhältnis zu dem unglücklichen Menschen und Dichter abgelegt hat, wird ein frühes Bekenntnis Wildes wiedergegeben, das von tieferer Bedeutung für sein Schicksal ist: „Im Alter von 15 bis 16 Jahren bemerkte ich etwas verwundert, daß ich mir eher vorstellen konnte, Alkibiades oder Sophokles als Alexander oder Cäsar zu sein. Das Leben in den Büchern war mir interessanter geworden als das wirkliche Leben. „Hier enthüllt sich in unheimlicher Klarheit bereits der Kernpunkt seiner Lebens-

tragödie. Oskar Wilde hat nicht nur als Künstler, sondern auch als Mensch ein durchaus literarisches Leben geführt. Sein Blick war mit besonderem Glanze begnadet für alle Dinge der mittelbaren Sphäre dieser Welt. Er war sehend, ja hellsüchtig im Reiche der phantasiegeborenen Schönheit. Er hatte eine im tiefsten romantische Seele, durch deren Medium er sich selber bald in einen „zu spät geborenen Hellenen", bald in einen ins 19. Jahrhundert verirrten Troubadour verwandelte. Dem wirklichen Leben gegenüber blieb er immer blind; war er sogar von jener eigensinnigen Blindheit, die das untrügliche Zeichen sicheren Unterganges ist. Geht man von dieser Erkenntnis aus, so erlebt man, Furcht und Mitleid empfindend, das Ödipusschicksal Oskar Wildes als tragische Notwendigkeit. Man begreift dann die Pose, die blendende äußere Geste seiner glücklichen und ruhmvollen Jahre als die Maske, die ein Mensch sich vor das Gesicht band, der dem Leben nicht ins Antlitz zu schauen vermochte.

Der verhängnisvolle Dämon seines Lebens wurde Lord Alfred Douglas. Dieser schöne und begabte Jüngling, der, selber ein Dichter, den älteren Freund ganz dem Willen seiner leidenschaftlichen und maßlosen Persönlichkeit unterjochte, verstrickte den wirklichkeitsfremden Wilde in bösartigen Klatsch, zerrte ihn gewaltsam in seinen eigenen Zank mit dem verhaßten Vater hinein, der Wilde durch eine dreiste Schmähung provozierte und so zu jenem denkwürdigen Beleidigungsprozeß zwang, der mit des Dichters strafrechtlicher Verfolgung und drakonischer Bestrafung ein furchtbares Ende nahm. Im Sturze verwandelte sich Oskar Wildes Verblendung in Hilflosigkeit. Ein durchaus Gelähmter, seelisch und physisch betäubt, starrte er in das von grenzenloser Grausamkeit widrig entstellte Sphinxantlitz seiner Zeit. Er hatte ihm nichts als den hoffnungslosen Fatalismus seiner inneren Schwachheit entgegenzusetzen. Und je gräßlicher sich die geistig-menschliche Ahnungslosigkeit, der schlechthin ungeheuerliche Stumpfsinn der Justiz in seinem Falle enthüllte, je kläglicher die öffentliche Meinung gegen ihn umschlug, je erbärmlicher sich die Intellektuellen ihm gegenüber demaskierten — desto starrer und stumpfer ergab sich Wildes zerstörtes Selbstgefühl.

Erst in der entwürdigenden Drangsal der Zuchthausjahre kam etwas wie ein tieferes Ahnen über ihn und schimmerte auf zwischen den bunten und erlesenen, mit dem matten Goldglanz neuer literarischer Innenerlebnisse ausgeschmückten Sätzen der „Epistola", die bis vor kurzem unter dem Titel „De Profundis" bekannt, jetzt durch das Verdienst Max Meyerfelds in deutscher Ausgabe zum ersten Male vollständig veröffentlicht wurde, während man sie bezeichnenderweise dem englischen Publikum so noch immer vorenthält. Dieser Beichtbrief des gleich Luzifer aus dem höchsten Glanze niedergestürzten Dichters ist zugleich Selbstanklage und Anklage. Ein Mann, der sich der verhängnisvollen Schwäche seiner Natur in grübelnder Verlassenheit bewußt wurde, unternimmt hier seine innere Läuterung. Es geht dabei nicht ohne die bittersten Peinlichkeiten gegen den Menschen ab, dem Wildes Wille tragisch versklavt war. In schmerzhaftem Läuterungsprozeß sucht er nun sein Dasein von dem des dämonischen Freundes abzulösen. Doch dabei wird wiederum das Verhängnisvolle seiner Natur tragisch sichtbar: Er bindet sich nun eine neue Maske, die der Demut, die Maske des

Leidens, vor. Er berauscht sich allmählich immer stärker an einem Pathos des ursprünglich ganz echten Schmerzes. Die Rhetorik reißt ihn wieder hemmungslos dahin. Er sieht sich als Jesus und Douglas als Judas .... und schließt seine Beichte mit einer von verführerischer Sprachgloriole umstrahlten Apotheose des ewigen Menschenleides. Das aber ist wahrhaft die innere Tragik dieses ganzen Briefes, daß er ja nur geschrieben wurde, weil Douglas jahrelang schwieg, und weil der Eingekerkerte, den die lauterste Liebe treuester Freunde umhegte, das Schweigen des „Judas" nicht zu ertragen vermochte, weil er sich inbrünstig nach dem Dämon seiner Verderbnis sehnte. Und als Wilde aus den Mauern des Zuchthauses und den Phantasmagorien der Einsamkeit in sein wirkliches Dasein wieder hinaustrat, war er auch der Tragödie wieder schutzlos preisgegeben, zu der sein Leben sich selber dichtete. Alsbald riß die neue Scheinwelt, die er als letzten Schutz gegen das Schicksal um sich gewoben hatte, brüchig auseinander. Douglas lockte ihn wiederum in die alte Existenz zurück. Die Fürsorge und rührende Anteilnahme der wahren Freunde mußte diesem elementaren Einfluß gegenüber versagen. Mit tiefster tragischer Eindringlichkeit ersteht dieser letzte Akt der Tragödie aus den Briefen, die Wilde an seinen treuesten Freund und Sachwalter, Robert Roß, nach der Entlassung aus dem Zuchthaus geschrieben hat und die Max Meyerfeld soeben im S. Fischer-Verlage gesammelt herausgab. Zwischen jähem Ekel und spontaner Zuneigung für Douglas haltlos schwankend, verfiel Wilde dem Banne dieses Menschen, den er immer noch in seinem Innersten liebte, obwohl er wußte, daß er durch ihn unglücklich wurde und unglücklich bleiben werde. Und am 21. September 1897 schrieb er an Roß die Worte, die den Kern seines unabwendbar sich erfüllenden Schicksals umschließen: „Die Tatsache schon, daß er mein Leben zunichte gemacht hat, läßt mich ihn lieben." Je t'aime parce que tu m'a perdu!" ist der Schlußsatz einer Geschichte von Anatole France. Und es ist eine furchtbare symbolische Wahrheit! Unter dem Zeichen dieser Erkenntnis und des vergeblichen Kampfes gegen sie standen Wildes letzte Lebensjahre. Er fristete sie als ein Gespenst seines glanzvollen Einst, vom Genusse nicht einmal mehr trügerisch geschmückt, sondern entstellt, geschlagen mit dichterischer Unfruchtbarkeit, gehetzt und entwürdigt vom Leben, dessen notwendigsten Bedürfnissen er durch Betteleien abhelfen mußte. Ein entehrtes Greisenalter hat ihm — nach dem bitteren Bekenntnis seines Freundes Frank Harris — der Tod erspart.

Noch heute füllen immer wieder einmal die Lustspiele Wildes mit dem Geistgeglitzer seiner berühmten Paradoxa die Schauspielhäuser. Noch immer finden virtuose Darsteller und Darstellerinnen große Rollen in seinen mit technischem Raffinement höchst bühnensicher gearbeiteten Theaterstücken. Immer noch bezaubert der Charme und der besondere, erlesene Duft seiner farbentrunkenen Märchen und sinnbildlichen Fabeln den Leser, und die sprachlichen Kostbarkeiten und Leckerbissen dieses Dichters, der die Kunst um ihrer selbst willen übte, zeugen stets von neuem bei der Lektüre von dem faszinierenden Talent dieses Oskar Wilde, den schließlich die unerbittliche, in ihm selbst gleichwohl tiefbegründete Fügung des Daseins in eine ganz andere, eine dem Kunstmenschen Wilde sehr ferne und von dem Erfolgverwöhnten einst

ängstlich gemiedene Sphäre jählings entrückt hat: in die Sphäre des persönlichen Erlebens. In der Vorrede zum „Dorian Gray", diesem meistgelesenen Roman Oskar Wildes, der seine Entstehung einer Wette verdankt und sein im guten wie im bösen Sinne blendendes Meisterwerk wurde, steht dieses Bekenntnis, das gewissermaßen den Sockel errichtet, auf dem Wilde seine Kunst für die Öffentlichkeit auszustellen trachtete: „Den Künstler zu verbergen, die Kunst zu offenbaren, ist das Ziel der Kunst!" — Läßt sich wohl eine verhängnisvollere Daseinswendung denken als jene, die Wilde, den Verneiner aller echten Erlebnisdichtung, in nacktestes Menschenleid, in die höchste persönliche und menschliche Not verstieß? Der Name Oskar Wilde bedeutet uns heute, ganz losgelöst von den Werken seiner Glanzzeit, zunächst die Tragödie eines Menschen. Die gleichnishafte Bedeutung dieses Namens ist stärker geworden als das von seinem Träger Geschaffene. Sie wird währen, wenn man sich der Dichtungen seiner apollinischen Lebenszeit kaum noch erinnern wird und höchstens das Marsyaslied der Ballade vom Zuchthaus zu Reading in dunkel klagenden Rhythmen weitertönt. Denn das ist der letzte Sinn dieses Daseins gewesen: daß Oskar Wilde, Ödipusgleich, schauenden Auges, doch mit gefesseltem Willen erleiden mußte, was größer und tiefer war als all seine Dichtung: das Leben ....

Erste Liebe

Von Lothar Schmidt

„Und jetzt, Herr Professor, ist die Reihe an Ihnen," sagte mit einladender Handbewegung die Dame des Hauses.

Der bekannte Nervenarzt und Psychoanalytiker drehte nachdenklich an seiner Teetasse.

Daß jeder der versammelten Gäste von seiner ersten Liebe erzählen sollte, war ein Einfall von ihm gewesen. Aus solcher Art von gesellschaftlicher Unterhaltung erhoffte er einige Anregung für sein spezielles Studiengebiet. Er wurde enttäuscht.

Was man da vorgebracht hatte, trug ihm zu wenig den Stempel der Wahrhaftigkeit, litt an dem leidigen Fehler aller Memoiren und Konfessionen: Der Berichtende nimmt sich selbst für wichtiger als seinen Bericht.

Nun wollte er versuchen, es besser zu machen als die anderen:

„Die Liebe," sagte er, „ist und bleibt das nie zu erschöpfende, das ewig interessante Thema der Seelenkunde, zumal die erste Liebe, falls wir ihrer überhaupt noch habhaft zu werden vermögen. Wenn ich mein eigenes Leben zurückdenke, will es mir scheinen, daß die Damen und Herren, die so liebenswürdig waren, meinem Wunsche zu entsprechen, uns die wichtigen Seiten dieses Kapitels unterschlagen haben. Die Sache mit der Liebe fängt ja im allgemeinen viel früher an als da, wo ein namenloses Sehnen des Jünglings Herz faßt und wo er die Jungfrau mit verschämten Wangen vor sich sieht. (In diesem Punkte übrigens hat sich wohl manches geändert seit Schiller.) Turgenieff erzählt irgendwo einmal, seine erste Liebe wäre seine Amme gewesen. Das ist natürlich ein scherzhaftes Paradoxon, aber vielleicht wollte der Dichter nur lächelnd damit umschreiben, wie die ersten zarten seelischen Wurzeln animalischen Urtriebes weit in die früheste Kindheit zurückreichen. Nur gelangt zu wenig davon in das jugendliche Bewußtsein; und darum ist

es erst recht nicht der Erinnerung zugänglich, bis auf die seltenen Fälle, wo durch tiefere Erregung der kindlichen Psyche sich unverwischbare Merkmale dem Gedächtnis eingeprägt haben. Vor mir steht deutlich folgendes Erlebnis:

Heimweg von meinem ersten Schulgang. Sechsjährig, in der Hand die traditionelle Zuckertüte aus buntem, auf Goldgrund blau und rot gesprenkeltem Papier, komme ich dahergehüpft. Auf dem Promenadenweg am mittelalterlichen Stadtwall begegnet mir Gabriela.

Gabriela ist etwa in dem Alter wie ich, ein zierliches Ding, dem das offene Blondhaar wellig über die Schultern fällt. Sie geht neben ihrer Gouvernante. Beiden folgt in respektvoller Entfernung ein Diener in grüner Livree, der einen zottigen Bernhardiner an der Leine führt.

Wir Jungen kannten Gabriela alle vom Sehen, wie jeder der braven Spießbürger meiner Vaterstadt sie kannte und aus gebührender Distanz bewunderte. Denn sie war, mit Respekt zu melden, eine Komtesse, eine richtige kleine Grafentochter mit neunzackiger Krone auf dem Wägelchen, das, mit zwei winzigen Ponys bespannt, eigenhändig von ihr durch die Straßen der Stadt kutschiert wurde.

„Du . . . . Junge!" ruft mir Gabriela zu, „oh gib mir doch, bitte, bitte, deine wunder- wunderschöne Tüte!".

Meine Zuckertüte. Mit Zähnen und Fäusten würde ich sie gegen alle Mitschüler verteidigt haben. Doch ohne zu zögern, lege ich sie in die sehnsüchtig ausgestreckten Arme Gabrielas. Jauchzend drückt Gabriela die Tüte an die Brust, wie heftig auch die Gouvernante auf Französisch dagegen protestiert.

Ich, mit glänzenden Wangen und pochendem Herzen, eile beglückt davon.

Dieses, meine Herrschaften, war sozusagen die äußere Begebenheit. Sie ist im Grunde ziemlich banal, nicht wahr? Für mich kleinen Knirps aber wurde das Unzulängliche alsbald Ereignis. Am eindringlichsten ist nach der optischen Wirkung die akustische.

„Du . . . . Junge! oh gib mir doch, bitte, bitte, deine wunder- wunderschöne Tüte!"

Noch heute, nach einem halben Säkulum, sind diese Worte in meinem Ohr. Es war ein herrliches Hochdeutsch, frei von der dialektischen Färbung, mit der alle anderen Leute in der Stadt redeten. Jeder Konsonant von ungewöhnlicher Präzision und Plastik, jeder Vokal ein Glockenton, nie gehörte Musik die silberhelle Stimme. Wie Perlen tropfte es von Gabrielas Lippen. Ihre Worte klangen durch meine Tage und Nächte, verfolgten mich im Wachen und im Träumen. Damit verbunden die wunderlichsten Visionen, komponiert aus allen Märchen, die man mir erzählt und vorgelesen hatte. Mein ganzes Sinnen und Denken kreiste um Gabriela. Ich mied die Gespielen, war wortkarg mit den Geschwistern, suchte die Einsamkeit. Ich müßte wohl Würmer haben, meinte die besorgte Mutter. Man gab mir zum Purgieren ein und ließ mich viel Lebertran schlucken. Der Herr Schulmeister war wenig zufrieden mit dem ABC-Schützen. So reizvoll auch die Lesefibel für die anderen Buben sein mochte, mit den vielen Bildern über den zu buchstabierenden Silben Au—ge, Son—ne, Äh—re, Ei—: mein Inneres war schönerer Gesichte voll. Sobald ich mich irgendwo verkriechen konnte im Garten, auf dem Boden, gab es ein seltsames Singen in meiner Seele. Des Abends im Bett zog ich die Decke über den Kopf, damit die Brüder in der Schlafstube meine Phantasien nicht behelligten.

„Und was waren das für Phantasien?" fragte interessiert, fast im Tone eines Untersuchungsrichters, eine der Pädagogik beflissenen älteren Damen, Lehrerin in einem Knabenheim.

„Solche," entgegnete lachend der Professor, „die sich durchaus dem Spürsinn berufener oder unberufener Jugendwächter entziehen. Gabriela bald

ein Fabelwesen, Nixe, Elfe oder so was, bald ein Königskind, erschien mir in den verschiedensten Gestalten, aber immer goldhaarig, und zierlich wie in Wirklichkeit. Sie tanzte im Mondenschein, von einem Nebelschleier leicht umhüllt, auf grünender Wiese oder saß auf einem Thron, umgeben von Rittern und Edelfräulein.

„Erinnern Sie sich vielleicht noch, Herr Professor, welche Rolle Sie selbst in diesen Phantasien spielten?" forschte weiter die Wißbegierige.

„Ich? Gewöhnlich gar keine; ich trat nicht mit auf, war eben nur Zuschauer und Zuhörer meiner eigenen Dichtung."

„Also ganz harmlos? Wie scharmant kindlich!"

„Manchmal allerdings war ich selbst auch in Aktion. Einst hatte ich mich mit jenem Bernhardiner identifiziert, den ich von der Begegnung her kannte. Ich trug zum Zeichen meiner Zugehörigkeit zum Hofstaat der geliebten Herrin einen goldenen Reif mit funkelnden Edelsteinen um den Hals und lag direkt unter ihrem Thron. Da setzte mir Gabriela eins ihrer entzückenden Füßchen auf's Fell und schrubberte damit auf mir herum. O Seeligkeit der Seeligkeiten! Und als sie sich gar auf meinen Rücken schwang, die Hände in mein zottiges Haar gekrampft, die Beinchen an mich geschmiegt, und durch festliche Säle galoppierte, da . . . .!"

„Da? . . . ."

„Da gab es keinen glücklicheren Hund oder vielmehr Jungen als mich."

„Das finde ich schon weniger harmlos," meinte, mit der Nase wackelnd, das Fräulein.

Doch unbeirrt fuhr der Professor fort: „Ich heiratete die Prinzessin, führte sie unter Trompetengeschmetter in das herrlich geschmückte Brautgemach (allerdings nicht ohne den Takt zu haben, mich vorher aus dem Hund in einen Prinzen zu verwandeln.) Am folgenden Tage hatten wir gleich ein Unmasse Kinder.

„Hm, Hm, Hm", machte die Pädagogin; „und wann endeten diese . . . . diese Visionen schließlich?"

Der Professor sann einen Augenblick nach: „Das, meine Gnädige, weiß ich wirklich nicht mehr genau zu sagen, aber eines schönen Tages waren alle schönen Träume wie weggeblasen. Ich begann Briefmarken zu sammeln, Drachen steigen zu lassen und legte im Hühnerstall eine Karnickelzucht an.

Einige Jahre später kreisten neue Vorstellungen um ein anderes Mädel. Aber da war ich schon Sextaner, trug eine feuerrote Mütze und konjugierte amo, amavi, amatum, amare. Die Geschichte hub damit an, daß sie mich einmal vor allen Jungen beim Pfänderspielen küßte. Darüber geriet ich derart in Verlegenheit, daß ich ihr eine Backpfeife gab. Dieser Kuß hätte gar zu gern einen Nachfolger gehabt. Er glühte und leuchtete in meiner Seele bis zu meiner Versetzung nach der Quinta. Aber das ist schon außerhalb unseres Themas, es gehört ins Kapitel der zweiten Liebe.

Randbemerkungen

Der übergeschnappte Duce

Ein Mann aus altem Proletenhause, dessen politische Meinung im Dienste verschiedener Parteien einem vielfachen Wechsel unterworfen gewesen ist, hat sich mit italienischer Gewandtheit und begünstigt durch die Zeitverhältnisse in verblüffend kurzer Zeit die Attitude der Diktatur angeeignet. Am Anfang seiner politischen Führerschaft nahm man Mussolini nicht ernst, heute scheint der inzwischen zum Range

eines „Duce" erhobene Ministerpräsident sich selber nicht mehr ernst zu nehmen. Seine gegen Deutschland gerichtete Kampfansage ist jedenfalls nichts weniger, als eine von diplomatischem Geschick getragene Aktion. So närrisch geberdet sich nur ein Mensch, dem die Dunstwolke der Beweihräucherung durch seine Trabanten zu Kopf gestiegen ist. Selbst ein Mann größeren Formats, wie Napoleon I., konnte die ewigen Lobhudeleien der Krapüle nicht vertragen und wurde darüber größenwahnsinnig. Immerhin hat er 20 Jahre dazu gebraucht, um in diesen angenehmen Geisteszustand zu geraten, Mussolini hat eine wesentlich kürzere Zeitspanne dazu benötigt. Außerdem hat er sich zu einem politischen Harlekin schlimmster Sorte entwickelt.

Kann man den Duce nach seinem letzten Pronunciamiento noch ernst nehmen, nachdem man schon seit Jahren Zweifel in seinen geistigen Zustand gesetzt hat? Ihm ist eine gebührende Abfertigung geworden. Das sollte uns genügen. Weitere Konsequenzen aus dem Geschwätz eines von nationalistischen Wahnideen Besessenen zu ziehen, wie etwa den Boykott des italienischen Volkes, halte ich für bedenklich, ja für politisch unklug. Man soll kein Volk die Dummheit seiner Regierung büßen lassen — befanden wir uns doch in nicht zu fernliegender Zeit, als die Anpöbelungen anderer Völker von höchster Stelle gang und gäbe waren, in einer ganz ähnlichen Lage! Das italienische Volk hat unter der Gewaltherrschaft des durch Mussolini verkörperten Faszismus genau so zu leiden wie das deutsche Volk in Südtirol. Hier wie im eigentlichen Italien ist die Presse entweder mundtot gemacht oder unter Anwendung von Gewalt in das faszistische Fahrwasser geleitet worden. Das vom Ausland hermetisch abgeschlossene Italien kann sich überhaupt nicht mehr Gehör verschaffen. Andererseits können wir kein objektives Urteil über die Stimmung des italienischen Volkes gewinnen. Der Faszismus regiert zweifelsohne, aber die Massen sind unberührt geblieben von der zur Idiosynkrasie gegen alles Fremdländische ausgearteten nationalistischen Bewegung. Vor nicht zu langer Zeit konnte ich mich selbst davon überzeugen, daß weite Kreise unter der Gewaltherrschaft Mussolinis seufzen und den Duce zum Teufel wünschen. Von einer Belästigung des deutschen Reisepublikums habe ich in Italien nichts bemerkt. Im Gegenteil ist man über den „Einbruch der Barbaren" — um mit Mussolini zu sprechen — in Italien, das trotz der gegenteiligen Auffassung des Duce die Fremdenindustrie nicht entbehren kann, sehr erfreut. Ein allgemeiner Reiseboykott, wie er von nationalistischen Heißspornen gewünscht wird, wäre das denkbar ungeeignetste Mittel, den Duce zur Vernunft zu bringen, und würde nur zur Verhetzung zweier Völker, die viele geistige Berührungspunkte haben und wirtschaftlich aufeinander angewiesen sind, beitragen. Etwas anderes wäre es natürlich, wenn es dem Duce einfallen sollte, in höchst eigener Person über den Brenner zu steigen, um in Nordtirol die Trikolore zu entfalten. Mit dieser Expedition hat es aber nichts auf sich, da außer dem deutschen Volk auch die anderen Völker Europas den Duce auf dem schnellsten Wege nach Italien zurückbefördern würden.

F. G.

Armer Washington!

Bisher galt George Washington, der Vater des Vaterlandes, nicht nur bei seinen Landsleuten, sondern auch im Urteil der Geschichte, als einer der lautersten Persönlichkeiten aller Zeiten. Nunmehr kommt aus dem Lande der Trockenlegung die erschütternde Kunde, daß Washington zu Unrecht diesen Ruhm genießt. Ein amerikanischer Schriftsteller, Mr. Rupert Hughes, hat auf einer von den „Söhnen der amerikanischen Revolution" veranstalteten Feier seinem Publikum die erschütternde Mitteilung gemacht, daß das Urteil über den ersten Präsidenten der Union einer gründlichen Revision unterzogen werden müsse. Denn — man höre und staune! — Washington sei nicht nur ein großer Kartenspieler, leidenschaftlicher Tänzer und Feind der Kirche gewesen, sondern auch ein Trinker und Whisky-Hersteller. Somit hätte er den Alkoholschiebern und „moonshiners" von heute ein böses Beispiel gegeben und verdiente schon aus diesem Grunde aus dem geistigen Pantheon der Nation geworfen zu werden. Auch sonst hat Mr. Hughes in seiner Festrede keinen „trockenen" Faden an George Washington gelassen. Seine vielgepriesenen Heldentaten seien erfunden, seine Verdienste um die Vereinigten Staaten erlogen. Nach Mr. Hughes wäre also die stolze Union, die heute allen Völkern die Erlösung vom Alkoholteufel verkündet, ein Zufallsprodukt! Mr. Hughes ist jedenfalls nicht vom Alkoholteufel besessen gewesen, als er seine Kapuzinerpredigt gegen den „Trinker" Washington vom Stapel ließ. Seine Ausführungen liefern aber den untrüglichen Beweis dafür, daß „trockene" Lebensgewohnheiten eine dem Alkoholrausch ähnliche Geistesverfassung hervorrufen können. Mr. Hughes ist ein warnendes Beispiel für die durch den Trockenheitsfanatismus bedingte Psychose großer Schichten des amerikanischen Volkes.

Eine Klosettsteuer

Steuern sind immer eine verteufelt unangenehme Sache, gleichgültig wen sie treffen. Immer haftet ihnen in den Augen des Steuerzahlers etwas Ungerechtes an. Darum findet auch niemand etwas dabei, sich nach Möglichkeit vom Steuerzahlen zu drücken. Bisher ist es noch keinem Finanzmann gelungen, die Steuerzahler unter einen Hut zu bringen, d. h. eine allgemein zufriedenstellende, mit einem Wort eine „gerechte" Steuer, die überall im guten Geruch steht, zu erfinden. Das beweist wieder einmal die Vorlage des Bürgermeisters von Salzungen, die von den Gemeindevätern die Genehmigung einer Steuer von 15 Mark für alle Klosetts mit Wasserspülung fordert! Der Herr Bürgermeister scheint ein Mann zu sein, der es mit seinen Amtspflichten so ernst nimmt, daß er darüber gar das Odium eines üblen Geruchs auf sich nimmt. Wie die Eingeborenen Salzungens sich zu der geplanten Klosettsteuer stellen werden, ist noch nicht festzustellen, es ist aber zu befürchten, daß man nach Einführung der Klosettsteuer zu primitiveren Lokalitäten seine Zuflucht nehmen wird. Ein Vorgang, der den lieblichen Ort Salzungen in einen recht üblen Geruch bringen könnte!

Börsenspiegel

Das Ende der Wirtschaftsnot?

An der Börse wittert man Morgenluft. Das heißt, man hat im Laufe der verflossenen Jahre schon mehrmals „gewittert", aber gewöhnlich war es zu früh gewesen. Daran trifft die Börse kein Verschulden; denn — so traurig und beschämend es ist — die wirtschaftliche Besserung, der heißersehnte Wiederaufbau ist künstlich zurückgehalten worden durch die falsche Wirtschafts-, Steuer- und Finanzpolitik unserer regierenden Kreise. Die Besserung wäre eigentlich schon vor Jahresfrist fällig gewesen und hätte normalerweise damals schon einsetzen müssen; aber die Konjunktur wurde künstlich totgeschlagen, der Wiederaufbau durch unsinnige Steuermethoden gehindert.

Es ist in der Tat sonderbar. Eines Tages steht auf der Reichstagstribüne ein Finanzminister und setzt den Reichstagsboten und dem gesamten Lande auseinander, daß ein Abbau der Steuern unmöglich, einfach unmöglich sei; und alle Welt glaubt daran. Kurz darauf steht abermals ein Finanzminister am gleichen Platze, hält abermals einen Vortrag über das gleiche Thema und erklärt, es müsse für einen gründlichen Steuerabbau schleunigst Sorge getragen werden. Geändert hat sich in Wirklichkeit gar nichts, nur hieß der eine Finanzminister von Schlieben, und der andere hieß Reinhold. Und weil Herr Dr. Reinhold erst im Februar 1923 ans Ruder kam, mußte die deutsche Wirtschaft ein Krisenjahr erster Ordnung durchmachen. Kleine Ursachen, große Wirkungen.

Der Steuersadismus der vorigen Regierung hatte etwas geradezu Krankhaftes. Alle Vorstellungen waren vergebens, die aus den Kreisen der Wirtschaft an das Reichsfinanzministerium gerichtet wurden, und das Sonderbarste war dabei eigentlich, daß Herr von Schlieben den schwerindustriellen Kreisen, die dringender als alle anderen nach Steuererleichterungen riefen, politisch viel näher stand als sein Nachfolger, Herr Dr. Reinhold. Indessen soweit ging die Liebe zu ihnen nicht und ebensowenig das Verständnis für die wirtschaftlichen Notwendigkeiten, als daß man sich im Finanzministerium etwa sonderlich viel um die Eingabe des Reichsverbandes der deutschen Industrie oder ähnliche bekümmert und dessen Wünschen auch nur im mindesten entgegengekommen wäre.

Wie gesagt, dadurch ist eine hoffnungsvolle Entwicklung verhindert, und mehr als Jahresfrist verzögert worden; aber nunmehr besteht aller Grund zu der Annahme, es werde sich alles zum Bessern wenden. Die Ära Reinhold bedeutet den Wiederaufbau, und das ist es, was die Börse vorauszuahnen beginnt.

Man muß sich einmal die Frage vorlegen: Ist es so vollkommen ausgeschlossen, daß die deutsche Industrie ihre Vorkriegsrentabilität wieder zurückgewinnt? Darauf muß man leider die Antwort geben, daß dies auf absehbare Zeit nicht zu erwarten ist. Denn auch nach dem jetzt versprochenen Steuerabbau sind die Lasten weit größer, als sie in der Vorkriegszeit waren, und der ganze Existenzkampf ist außerdem weit schwieriger geworden; sowohl am Weltmarkt als im Lande selbst.

Man darf sich also keinen überschwänglichen Hoffnungen hingeben. Andererseits aber muß man sich erinnern, daß in der seligen Friedenszeit die Dividenden eine vielfach sehr respektable Höhe hatten. Die großen Montanwerke verteilten durchschnittlich zwischen 12 und 16% Dividenden, die Elektrizitätsindustrie solche in ähnlichem Umfange, die Maschinenfabriken und Automobilfabriken 15 bis 25, die chemische Industrie gewöhnlich noch etwas höhere Sätze, die Brauerein bis zu 20%; kurzum, man war damals recht verwöhnt. Zu diesen Erträgnissen — darüber muß man sich vollkommen klar sein — wird die deutsche Industrie wohl auf ein Jahrzehnt nicht mehr zurückkehren, möglicherweise sogar noch länger nicht. Aber warum soll sie nicht wenigstens die Hälfte dieser Sätze allmählich wieder herauswirtschaften können? Daß das keineswegs phantastisch ist, geht aus der Tatsache hervor, daß die Brauindustrie bereits wieder bei Durchschnittssätzen von 10% angelangt ist, ebenso die Braunkohlenindustrie; bei den Zementfabriken wird man binnen kurzem ebenfalls sehen, daß sie durchweg 10% Dividende zu verteilen in der Lage sind; auch andere Werke, etwa die Continental Cautschuk-Compagnie oder die Wanderer-Werke, zahlen 10 und 12% Dividende; bei einzelnen Textilwerken, etwa der Mechanischen Weberei Linden, sind die Sätze sogar noch höher, und zwar wurden diese Ergebnisse erzielt in dem schwersten Krisenjahre, das die deutsche Industrie jemals durchgemacht hat, und unter der Herrschaft unerhört hoher Steuern. Ist da der Gedanke nicht ganz naheliegend, die genannten Werke würden für 1926, für das Jahr des Steuerabbaus und des Endes der Krise, entsprechend höhere Dividenden zur Ausschüttung bringen? Denn irgendwie müssen sich doch die Erleichterungen zahlenmäßig äußern.

Auch bei den Banken kann man derartige Betrachtungen anstellen. Wir wissen heute, daß die Banken für das Jahr 1926 die gleichen Dividenden wie für 1925 ausschütten werden, obwohl das verflossene Jahr für sie ein Krisenjahr erster Ordnung war. Vor allem einmal stockte das Effektengeschäft gänzlich, auch an zahlreichen Insolvenzen waren die Banken, ungeachtet aller Vorsicht, beteiligt; Neugründungen und andere Gelegenheiten zu größeren Sondergewinnen fehlten gänzlich; und trotzalledem ist das Endergebnis befriedigend, Dividenden von 8 bis 10% sind üblich. Im neuen Jahre hat sich das Effektengeschäft bereits bedeutend gehoben; an den großen amerikanischen Krediten und ihrer Vermittlung sind gewaltige Provisionsgewinne erzielt worden, ebenso an der Plazierung der großen Effektenposten in Amerika. Kurzum, die Banken verdienen mit einem Male wieder in großem Stil, und wäre also die Vermutung unberechtigt, die Dividenden würden allmählich wieder auf die Vorkriegssätze gehen? Wobei nicht zu übersehen ist, daß die Aktienkapitalien der Banken heute sehr niedrig sind. Die Darmstädter Bank beispielsweise hatte früher ein Kapital von 160 Millionen Mark, die Nationalbank für Deutschland ein solches von 90 Millionen. Jetzt, wo sie bekanntlich miteinander verschmolzen sind und außerdem noch verschiedene andere Institute aufgenommen haben, beträgt das ganze Aktienkapital nur 60 Millionen Mark, ist also lächerlich klein. 10% Dividende erfordern ganze 6 Millionen Mark; so viel ist vielleicht schon bei ein paar amerikanischen Geschäften als Provision verdient worden. Im Jahre 1914 aber standen die Aktien

der führenden Großbanken teilweise über 200%, und eines Tages werden sie auch bestimmt wieder dorthin kommen.

Das ist die große Phantasie, die heute an der Börse vorhanden ist. Denn man darf nicht vergessen, daß man augenblicklich die große Mehrzahl der Aktien immer noch erheblich unter ihren Nennwert kauft; darunter die führenden Papiere wie Phönix, Gelsenkirchener, Mannesmann-Werke, Rheinstahl, während die kleinen und Mittelwerte vielfach kaum über 50% stehen. Kommt aber der erhoffte Wiederaufstieg, merkt man erst allgemein, daß es wieder in ruhigem, aber sicherem Tempo bergauf geht, so ist anzunehmen, daß die Börse diese Entwicklung mit einer wirklichen Hausse begrüßen wird, zu der man bisher erst kleine Ansätze gesehen hat.

Man hat sich in den letzten Jahren so sehr an die allgemeine Wirtschaftsnot und die allgemeine Pleite gewöhnt, daß man es vielfach noch gar nicht fassen kann, sich noch gar nicht mit dem Gedanken vertraut machen kann, es könne auch einmal wieder anders kommen; es könnte auch wieder einmal eine Zeit aufsteigender Konjunktur in unserm Wirtschaftsleben anbrechen. Als ob die Wirtschaftskrise sich geradezu verewigen müsse! Lange genug hat sie doch nun schon gerade gedauert, künstlich verlängert durch unsere eigene Regierung, vor allem durch das Reichsfinanzministerium und das Reichsarbeitsministerium und deren falsche, wirtschaftsfeindliche Maßnahmen. Jetzt aber scheint die Krise endlich ihrem Ausgange zuzugehen. Die Voraussetzungen dazu sind gegeben, und die Börse beginnt sich allmählich ebenfalls darauf einzustellen. Das große Publikum geht zwar noch nicht mit, es ist ängstlich und vorsichtig geworden im Laufe der verflossenen Jahre; aber eines Tages wird es gleichfalls erkennen, daß wir tatsächlich über den Berg sind, daß wir das Schwerste hinter uns haben, und daß es wieder aufwärts geht mit der deutschen Wirtschaft. Florian.

Für den redaktionellen Teil verantwortlich: Dr. Heinrich Ilgenstein, Charlottenburg
Für den geschäftlichen Teil verantwortlich: Paul Lentz, Berlin W 30, Motzstr. 11.
Druck: Paß & Garleb A.-G., Berlin W 57, Bülowstr. 66.

46. Jahrgang

Tägliche Rundschau

Unabhängige Zeitung für nationale Politik,
mit Unterhaltungsblatt für
die Gebildeten aller Stände

Herausgeber:
D. Bruno Doehring und Heinrich Rippler

Die große nationale Tageszeitung.

Die Zeitung der Gebildeten und der deutschen Familie.

Trotz aller Reichhaltigkeit ihres Inhalts ist die Tägliche Rundschau mit dem monatlichen Bezugspreis von nur **3 Gm.** (zuzügl. Postbestellgeld) bei *täglich 2maligem Erscheinen* die

billigste der großen Berliner Tageszeitungen.

Probenummern liefert kostenlos

Geschäftsstelle der Täglichen Rundschau
Berlin W 57, Bülowstraße 66

Fernsprecher: Nollendorf 8120—8123
Telegrammadresse: Rundschaudienst

52

AUG 9 1926

DIE GEGENWART

POSTVERTRIEB AB BERLIN

ZEITSCHRIFT FÜR LITERATUR, WIRTSCHAFTSLEBEN U. KUNST

HERAUSGEBER: HEINRICH ILGENSTEIN

AUS DEM INHALT:

Völkerbund und Geheimdiplomatie	Von Mentor
Ankurbelung	Von Hugo Nansen
Egoismus	Von Hugo Marcus
Die Selbstbemeisterung	Von Paul Hoche
Christiane von Goethe	Von P. Martell
Bilder aus Italien	Von J. K. v. Hoeßlin
Die Reise ins Wahre	Von Paul Burg

Randbemerkungen

Theaterpleite / Unterschriftensammlung

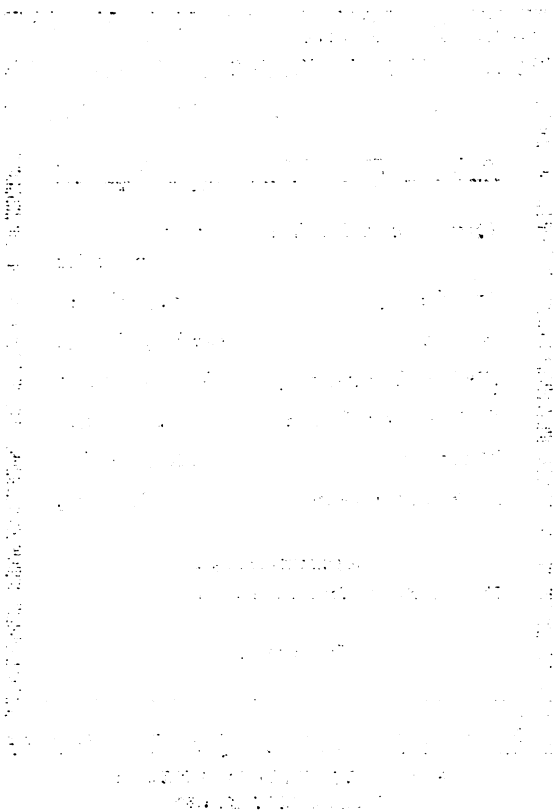
Börsenspiegel

MÄRZHEFT 1926 / JAHRGANG 55

VIERTELJÄHRLICH 3 HEFTE

HEFTPREIS M. 0.30

VERLAG: GEGENWART G·M·B·H / BERLIN W 57 BÜLOWSTRASSE 66



Die Gegenwart

55. Jahrgang | Märzheft | 55. Jahrgang

Völkerbund und Geheimdiplomatie

Von Mentor

Noch sind die Würfel nicht gefallen. Trotz aller Quertreibereien wird aber Deutschland schließlich in den Völkerbund aufgenommen werden und auch den ihm auf Grund seiner heißumstrittenen Großmachtstellung zufallenden ständigen Sitz im Völkerbundrat zugesprochen erhalten. Das Gezänk um die Ratssitze, das dem Aufnahmeverfahren voraufging, war nichts weniger als schön und zeugte von einem geringen Verständnis der Zankenden für die dem Völkerbund imputierten hohen Ziele. Der eigentliche Störenfried war Polen, ein Staat, der überhaupt noch seine staatliche Existenzberechtigung zu beweisen hat. Die beiden anderen Aspiranten auf einen ständigen Sitz im Völkerbundrat, Spanien und Brasilien, hatten sich jedenfalls durch Polen und dessen Beschützer in eine aussichtslose Position drängen lassen.

Der Zank um die Ratssitze läßt mit höchster Deutlichkeit erkennen, auf wie schwachen Füßen der Völkerbund steht. Bisher waren die „Siegerstaaten", die zugleich den Rang einer Großmacht bekleiden, England, Frankreich, Italien, Japan, als ständige Mitglieder im Völkerbundrat vertreten. Mit dem Eintritt Deutschlands, als eines „besiegten" Staates, dürfte eine neue Situation entstehen. Die kleineren „Siegerstaaten", zu denen sich auch Polen, die Tschechoslowakei und Jugoslawien zählen, wollen sich nicht länger als Staaten zweiten Ranges behandeln lassen und beanspruchen nunmehr eine ihrer Vergangenheit von gestern entsprechende Rangerhöhung. Wenn dieser Begehrlichkeit nicht ein Riegel vorgeschoben wird, kann es dahin kommen, daß schließlich jedes Mitglied des Völkerbundes im Rate, der in seinem Wesen doch nur eine Kommission oder eine Art Vorstand sein soll, vertreten sein wird. Damit wäre die ursprüngliche Organisation des Völkerbundes überhaupt in Frage gestellt.

Die Ratsaffäre schrumpft jedoch im Vergleich zu den anderen Zänkereien und Unstimmigkeiten zwischen den Mitgliedern des Völkerbundes zu einer wahren Bagatelle zusammen. Wenn es zutrifft, soll der Völkerbund ein Instrument des Friedens und der Völkerversöhnung sein. Wie weit er von diesem Ziele entfernt ist, das beweisen die Vorgänge der letzten Zeit. Herr Mussolini hat sich zu wiederholten Malen gegen Deutschland und Österreich einer Sprache bedient, die sonst im diplomatischen Verkehr nicht üblich ist und die unter anderen Verhältnissen mindestens zum Abbruch der diplomatischen Beziehungen geführt hätte. Der gefeierte Diktator ist aber nicht nur ein großer Wortheld, sondern auch ein Mann der Tat. Um die „deutsche Gefahr" zu bannen, steuert er auf ein Schutz- und Trutzbündnis mit Jugoslawien, das bis vor kurzem noch als ein höchst gefährlicher Rivale an der Adria von ihm boykottiert wurde, los! Sonderabkommen zwischen den einzelnen Staaten, selbst wenn sie ganz offenkundig das Gepräge eines

Offensivbündnisses tragen, gehen den Völkerbund natürlich nichts an, ebensowenig wie Schiedsgerichtsverträge zwischen seinen Mitgliedern. Das Bündnissystem, das das europäische Debakel vorbereitet hat, scheint im Rahmen des Völkerbundes einen besonderen Anreiz erhalten zu haben. Mussolini hat bereits das Wort vom lateinischen Block als Bollwerk gegen den begehrlichen Pangermanismus geprägt.

Auch die Geheimverträge, die in der Hexenküche der alten Diplomatie zusammengebraut wurden, gehören noch lange nicht der Vergangenheit an. England hat Italien durch eine Herabsetzung der Kriegsschulden und sehr loyale Abzahlungsbedingungen auf seine Seite gezogen und sich damit eine Verstärkung seiner Stellung im Mittelmeer und im Orient erkauft. Die Franzosen, die bald von diesem Geheimabkommen Wind bekommen hatten, haben sofort den französischen Oberkommissar von Syrien, de Jouvenel, nach der türkischen Hauptstadt geschickt, um dort ein französisch-türkisches Abkommen zu treffen, das die Festsetzung der Grenze zwischen der Türkei und Syrien, die teilweise Abtretung von Strecken der Bagdadbahn und die Regelung der Zölle vorsieht. Die englische Geheimdiplomatie ist darüber in eine begreifliche Erregung geraten, obgleich dieser französische Schachzug doch nichts anderes ist als die Antwort auf den englisch-italienischen Geheimvertrag.

Das sind nur zwei Episoden aus dem großen Intrigenspiel, das sich hinter den Kulissen des Völkerbundes abspielt. Es wäre auch geradezu ein Wunder, wenn die alte Rivalität und Interessengegensätzlichkeit, die seit Jahrhunderten zwischen den beiden größten Kolonialmächten besteht, durch den Völkerbund ausgeglichen werden könnte. England ist von altersher auf das „Gleichgewicht" der Kontinentalmächte eingestellt gewesen, das heißt, es darf keine Macht so weit erstarken, daß sie sich mit England ins Gleichgewicht stellen könnte. Solange Deutschland auf dem Kontinent dominierte, erfreute sich Frankreich des englischen Wohlwollens. Nachdem der ehemalige Bundesgenosse sich einige bedenkliche Seitensprünge geleistet hat, entdeckt England gewisse Sympathien für Deutschland. Daher das entschiedene Eintreten für den ständigen Sitz Deutschlands im Völkerbundrat und die leichte Abfuhr, die Mussolini von dem eigenen Kontrahenten des Mittelmeer-Vertrages erfahren hat.

Das neckische Spiel der Geheimdiplomatie wird trotz aller Ableugnungsversuche hinter den Kulissen des Völkerbundes weiter betrieben. Durch den Eintritt Deutschlands in den Völkerbund würde sich darin nichts ändern. Wie könnte es auch anders sein! Der Versailler Friedensvertrag hat alle Kontrahenten in eine schiefe Lage gebracht und das Gefühl der Unsicherheit in Europa verewigt. Alle Siegerstaaten, mit Einschluß der neugebackenen Oststaaten, haben ein schlechtes Gewissen und sie fürchten, daß das zur Ohnmacht verurteilte Deutsche Reich ihnen eines Tages die Gegenrechnung präsentieren könnte. Daher der krampfhafte Versuch, sich durch geheime Bündnisverträge, wie sie u. a. die kleine Entente geschlossen hat, ihren Länderbestand zu sichern. Wenn der Völkerbund hier nicht mit eiserner Faust eingreift, hat er seine Existenzberechtigung schon verwirkt. Was soll uns ein Völkerbund, der das Bündnissystem neu aufleben läßt und sich damit von vornherein zur Ohnmacht verurteilt! Schnelle und gründliche Arbeit tut hier bitter not.

Ankurbelung

Von Dr. Hugo Ranſen

Fehler wiedergutmachen iſt allemal ſchwerer als ſie vermeiden. Die Ankündigung der Reichsregierung, daß ſie erhebliche Gelder aus Reichsmitteln zur Ankurbelung des ſtillſtehenden Geſchäftsgangs der deutſchen Wirtſchaft zur Verfügung ſtellen wolle, iſt im Grunde nichts anderes als das Eingeſtändnis begangener ſchwerer Fehler. Als das Dawes-Programm in Wirkſamkeit trat, ſprachen die induſtriellen Sachverſtändigen deutlich genug von der Schonzeit, die der deutſchen Wirtſchaft gewährt werden müſſe. Erhebliche ausländiſche Kredite wurden zu dieſem Zweck zur Verfügung geſtellt, und faſt unabläſſig ſtrömen ſeitdem Auslandsanleihen in die deutſche Wirtſchaft hinein. Aber man wird nicht behaupten können, daß die Ankurbelung der deutſchen Produktion, die doch der Zweck der Auslandskredite iſt, gelungen ſei. Im Gegenteil, wir haben anſtatt der Ankurbelung eine ſchwere induſtrielle Kriſe in Deutſchland erlebt. Gewiß iſt — hauptſächlich infolge des Geldzuſtroms aus dem Auslande — die Geldlage in Deutſchland leichter geworden. Tägliches Geld wird vielfach ſogar im Überfluß angeboten. Aber dieſe Geldflüſſigkeit iſt nicht etwa ein Zeichen der Erholung, ſondern im Gegenteil gerade ein Kriſenſymptom. Das Geld wird nicht in der Wirtſchaft inveſtiert. Es bleibt ungenutzt draußen, und wird darum, bisweilen ſogar im Auslande, zu niedrigen Zinſen als kurzfriſtiges Leihgeld angeboten, während gleichzeitig die deutſchen Unternehmungen zu tauſenden am Kapitalmangel zugrundegehen.

Wie kommt es nun, daß das Geld heute die Produktion flieht, anſtatt in ihr Mehrwert zu erzeugen? Die deutſche Wirtſchaft iſt unproduktiv geworden, weil der Staat ihr die Lebensſäfte entzieht. Zahlreiche Unternehmungen haben in ihrer Bilanzerläuterung darauf hingewieſen, daß die Überſchüſſe, die ſonſt als Gewinne dem Kapital zufloſſen, durch die Beſteuerung aufgezehrt werden. „Ohne Profit raucht kein Schornſtein", ſo hat Bebel ganz richtig das Weſen der privatwirtſchaftlichen Produktion gekennzeichnet. Ohne Profit baut das Kapital weder Schornſteine noch Fabriken. Ohne Profit hält es ſich von den Unternehmungen fern und läßt Schornſteine zu wertloſen Ziegelhaufen, Maſchinen zu Schrottmaſſen werden. Anſtatt der deutſchen Wirtſchaft die notwendige Schonzeit zu gewähren, um wieder Profite und damit neues Kapital zu erzeugen, hat man ihr ſofort überſteigerte Steuern auferlegt, die das in ihr inveſtierte Kapital unfruchtbar machen. Die ausländiſchen Kredite, unbedenklich und Kräfte ſchaffend für eine gewinnbringende Wirtſchaft, bedeuten für eine profitloſe Produktion nur eine tote Laſt. Die Zinſen, die ſie erfordern, müſſen von der Subſtanz genommen werden, ſolange die Steuern den Profit, aus dem ſie eigentlich gezahlt werden ſollten, fortholen.

Nun hat die Reichsregierung zwar, nachdem endlich die Not der Wirtſchaft ſogar den Regierenden offenkundig geworden iſt, einen Steuerabbau angekündigt, durch den vom 1. April d. J. ab gewiſſe Erleichterungen des Steuerdrucks in Ausſicht geſtellt werden. Was bedeutet dieſes vielgerühmte Steuerprogramm? Nichts anderes, als

daß das Reich in Zukunft eine halbe Milliarde weniger an Steuern erheben will. Statt 11 werden also im Rechnungsjahr 1926/27 Reich, Länder und Gemeinden nur noch 10½ Milliarden jährlich aus der Wirtschaft herausziehen. Das ist gewiß schon als eine kleine Erleichterung für die Wirtschaft anzusehen, wenn man bedenkt, daß die Auslandsanleihen, die im letzten Jahre in die deutsche Wirtschaft eingeströmt sind, auf etwa 1 bis 1½ Milliarden Mark geschätzt werden. Aber kann diese Steuermilderung der Ausgang einer großen Preissenkung und damit einer Konjunkturwende sein? Das wird sicherlich niemand ernstlich behaupten können. Die Ermäßigung der Umsatzsteuer von 1 auf 0,6 Prozent bedeutet für die gewerblichen Betriebe eine Entlastung, insbesondere deshalb, weil die Aufbringung der Vorauszahlungen häufig wegen des Mangels an flüssigen Mitteln große Schwierigkeiten bereitete. Aber auf die Preisgestaltung wird diese Steuerersparnis von 0,4 Prozent des Warenpreises nur selten Einfluß ausüben können; nur in einzelnen Fällen, in denen auf dem Fertigfabrikat eine vier- bis fünfmalige Umsatzsteuer ruht, kann eine Preisermäßigung von 2 bis 2½ Prozent sich ergeben, die bei scharfer Kalkulation eine entsprechende Senkung des Preisniveaus zur Folge haben kann. Häufiger wird für einen bestimmten Kreis von Qualitätswaren der Wegfall der Hersteller- oder Luxussteuer preisverbilligend wirken. Alles in allem aber soll man sich hüten, von einer Steuerermäßigung um eine halbe Milliarde einen Konjunkturumschwung zu erwarten, solange die übrigen 10½ Milliarden Steuern auf der deutschen Wirtschaft lasten.

Von erheblich größerer wirtschaftlicher Bedeutung als die Steuermilderungen sind im Augenblick die Ankurbelungskredite, die die Regierung aus Reichsmitteln, d. h. aus zu viel erhobenen Steuern, zur Verfügung stellen will, um der Wirtschaft die Überwindung der Krise zu erleichtern. Nach vier Richtungen hin sind in dem zurzeit vorliegenden Regierungsprogramm solche Ankurbelungskredite vorgesehen. Der 100-Millionen-Kredit an die Reichsbahn nimmt dieser eine Verpflichtung ab, die sie mit Rücksicht auf die ihr auferlegten Reparationslasten heute nicht erfüllen kann. In normalen Zeiten war es selbstverständlich, daß die Eisenbahnverwaltung während einer Krise Bestellungen auf Materiallieferungen im voraus vergab, um die Beschäftigungslosigkeit der Industrie zu mildern. Heute fehlen ihr hierzu die nötigen Rücklagen. Die durch den Verkehrsrückgang verursachten Einnahmeausfälle zwingen im Gegenteil die Reichsbahn-Gesellschaft zu stärkster Einschränkung aller Bestellungen, die der Erneuerung und Verbesserung ihrer Anlagen dienen. Hier will das Reich mit einem 100-Millionen-Vorschuß einspringen, um es der Reichsbahn zu ermöglichen, die in einiger Zeit erforderlichen Erneuerungen schon jetzt vorzunehmen. Eisenindustrie, Lokomotiv- und Waggonfabriken haben von dieser Maßnahme einen erheblichen Zuwachs von Aufträgen zu erwarten. Ferner will das Reich gewisse Risiken der Exportkreditversicherung übernehmen und hofft hierdurch eine Ausfuhrsteigerung erzielen zu können, die um so wichtiger ist, als die Aktivierung der deutschen Handelsbilanz bisher hauptsächlich durch Verminderung der Einfuhr erreicht worden ist. Drittens will das Reich eine Ausfallgarantie für einen besonderen, der Sowjetregierung von den deutschen Banken und Exporteuren zu gewährenden 300-Millionen-

Exportkredit leisten, allerdings nur zum Teil und unter der Voraussetzung, daß auch die Länder einen Teil der Garantie auf sich nehmen. Der Rußlandexport schafft der deutschen Industrie Aufträge, aber zunächst kein Geld. Dieses Geld wird letzten Endes irgendwie durch Auslandskredite aufgebracht werden müssen. Die Sowjetregierung wird die Kredite bezahlen, solange sie weitere Lieferungen, d. h. neue Kredite, braucht. Aber der Zweifel, ob sie nicht doch zu irgendeinem Zeitpunkt einmal, notgedrungen oder freiwillig, ihre Zahlungen einstellen wird, ist nicht ganz von der Hand zu weisen. Endlich sollen dem Kohlenbergbau als einer der wichtigsten Schlüsselindustrien Exportprämien in einer noch nicht feststehenden Form vom Reich zugesichert werden, die einen Ausgleich für die dem englischen Kohlenbergbau von seiner Regierung gezahlten Staatssubventionen darstellen. Irgendwie muß der deutschen Kohle die durch die englischen Subventionen beeinträchtigte Wettbewerbsfähigkeit mit der englischen wiedergegeben werden.

Bei allen diesen Kredit- und Förderungsmaßnahmen handelt es sich offensichtlich um Dinge von vorübergehender Wirksamkeit. Eine Ankurbelung hat aber nur dann einen Sinn, wenn man hoffen darf, daß die angekurbelte Maschine dann auch von selbst weiterläuft. Oben wurde bereits daran erinnert, daß nach dem Inkrafttreten des Dawes-Plans die Auslandskredite in erster Linie die deutschen Wirtschaftsräder wiederankurbeln sollten. Seitdem ist die Begebung von Auslandsanleihen bei der privaten Wirtschaft wie bei den öffentlichen Körperschaften zur süßen Gewohnheit geworden. Aber anstatt, daß die Wirtschaftsmaschine durch diese Ankurbelung in Gang gekommen wäre, gelangte sie in die schwere Krise hinein. Ob die Dinge diesmal anders und besser laufen werden, hängt wesentlich davon ab, ob der Wirtschaft wirklich nun endlich eine fühlbare Erleichterung der auf ihr ruhenden, allzu schweren Lasten zuteil wird. Wenn man die Wirtschaftsmaschine mit Erfolg ankurbeln will, muß man erst die Hemmungen beseitigen, die sie bisher zum Stillstand gebracht haben. Solange die öffentliche Hand die Gelder zum größten Teil aufzehrt, aus denen die Privatwirtschaft ihr Betriebskapital erneuern muß, kann die Wirtschaft mit keinerlei künstlichen Mitteln dauernd in Gang gehalten werden. Mit dem Regierungsprogramm einer Steuermilderung ist ein schüchterner erster Schritt auf dem richtigen Wege getan worden. Die Hauptarbeit aber ist noch zu leisten: Die viel zu teuer arbeitende, inflationierte Staatsmaschine muß gründlich abgebaut werden, damit die Privatwirtschaft wieder ausreichend finanziert werden kann.

Egoismus

Von Hugo Marcus

I.

Eine Theorie, eine Ethik des Egoismus ist selbst nie egoistisch. Denn sie will den Egoismus ja den anderen, der Gemeinschaft verkünden. Jede Theorie wendet sich an alle, tendiert also altruistisch-sozial. Auch die Theorie des Egoismus hat den altruistischen, den sozialen Charakter aller Theorie. Der Verfasser widerspricht sich also

gewissermaßen selbst, indem er sie verfaßt. (Nur gewissermaßen, denn daß er seinen Aussprachedrang dabei befriedigt, bleibt allerdings sein egoistisches Glücksäquivalent.)

II.

In uns ist ein Bedürfnis, den an sich scheinbar noch inhaltsleeren Worten gut und böse ein anderes Begriffspaar zuzuordnen, das jenes Gut und Böse mit greifbarem Sinn erfülle. Mit Vorliebe stellt man deshalb die Gleichung hin: Gut sein ist altruistisch sein, böse sein ist egoistisch sein. Wäre aber gut immer gleich altruistisch und nur dies, wäre böse immer gleich egoistisch: wozu dann die doppelten Worte, da die einfachen genügten? Das Vorhandensein zweier Begriffspaare in der Sprache lehrt vielmehr schon, daß dergleichen Identifizierungen Irrtümer sind. Nein, auch sehr verwandte Begriffe decken sich nie ganz, wohl aber lieben sie es, einander parziell zu kreuzen, zu kreuzigen, zu zerschneiden. Und vollends die Begriffe gut und böse sind wie ein Blitz aus heiterem Himmel, der auf alle anderen Begriffe niederfährt, und jeden einzelnen schon spaltet. Nicht Frieden ist gut und Kampf böse, so daß Begriffspaar hier und Begriffspaar dort mit einander zusammenfallen. Sondern Frieden selbst zerfällt im guten, fruchtbaren Frieden und schlechten, stagnierenden Frieden; und Kampf zerfällt in schlechten, zerstörenden und in guten, wettkämpfenden Kampf. So gibt es aber auch einen bösen und einen guten Egoismus, einen guten und einen bösen Altruismus.

Was macht uns diese einfache, durch das Leben immerfort bestätigte Einsicht so schwierig? Was vom einzelnen Fall gilt, das muß doch auch von der Gattung gelten! So meinen wir. Wenn also Handlungen des Egoismus zu den schlechtesten gehören, die denkbar sind, müssen dann nicht alle Egoismen das gleiche Stigma tragen, weil sie in dieselbe Gattung einreihen? Und wenn Handlungen des Altruismus zu den besten gehören, muß dies nicht dann auch gleichermaßen für alle Altruismen gelten, da einige der Gattung doch dieses Merkmal zeigen?

Die Sache ist die, daß Werturteile wie gut und schlecht niemals Gattungsmerkmale sind. Das beweisen schon die Naturwissenschaften. Es gibt in unzähligen Pflanzengruppen Geschwistergattungen: die eine Gattung heißt die edle, die andere die gemeine; und dennoch gehören beide zur selben Gruppe. Es gibt unter Menschen schöne und häßliche Brüder, die einander überdies noch sehr ähnlich sein können; und doch werten wir sie ganz entgegengesetzt. Der Löwe ist deshalb noch kein Haustier, weil er mit der Katze zu derselben Gattung gehört. Der Verbrecher ist noch kein Held und der Held noch kein Verbrecher, obwohl beide Willensmenschen und als solche gattungsgleich sind. So ist auch nicht jeder Egoismus schon schlecht, weil gewisse Egoismen das Schlechteste auf der Welt sind, nicht jeder Altruismus schon gut, weil das Höchste auf der Welt eine Handlung des Altruismus sein kann.

III.

Wichtigste Angelegenheit und egoistischtes Bedürfnis des Ich: den Sinn des eigenen Daseins recht zu treffen. Der Sinn des eigenen Daseins aber kann nur unmittelbar aus dem allgemeinsten Sinn des Daseins selbst folgern, das Heil der eigenen Seele nur aus dem Zentrum

allen Heils und Wertes. Mithin sein eigenes kleines Dasein bedenkend, ist der Mensch sofort bei fernsten Horizonten, beim Sinn des großen ganzen, bei Religion und Philosophie. Zwischen dem kleinen Ich und dem All scheinen stufenweise die engeren und weiteren Kreise sich zu brücken, durch die wir erst hindurch müssen, um zum All zu gelangen: die Kreise Familie, Stadt, Staat, Menschheit, Zivilisation, Kultur, Geschichte, Natur. Aber in Wahrheit ist dem Ich das All zugleich ferner und näher als jene scheinbar näheren Kreise, eben weil gerade die größten, letzten zwar die fernsten Fragen sind, aber auch die persönlich brennendsten für uns! Sie sind es mehr als jede Spezialfrage aus den uns umkreismäßig näheren Bezirken. Der Weltgedanke bedeutet für das Ich zugleich größte Ich-Entfernung und größte Ich-Nähe, heftigste Ich-Suche. Und der Religiöse, der Philosoph, der nur noch an Gott und das All denkt, sich selbst dabei vergißt, wurzelt doch mehr als irgendein selbstloser Spezialist im dringlichsten Interesse des Ich am eigenen Ich. Der Universalismus jeder Art ist eine früheste, weil unmittelbarste, Ausgeburt des Egoismus; er ist eine Edelform des Egoismus.

Weshalb fühlt sich das Kind, der Knabe, der Jüngling der Stadt, in der er lebt, fern und fremd, dem weiten Lande draußen hinter der Stadt aber innigst nahe? Der jugendliche Mensch fühlt deutlich, daß das All ihm näher ist als das, was verbindend und trennend zwischen ihm und dem All liegt: die Zwischenkreise.

IV.

Zunächst muß ich bei mir selbst anfangen, ehe ich anderen helfen kann. Aber später, wenn ich erst selbst feststehe, werde ich an andere denken dürfen! Das Egoistische ist hier der Standpunkt des Anfangs, die Frühstufe, die Urzelle der ungeheuren Hoffnung auf weitere und immer weitere Wirkungen, vielleicht auf einen Menschheitseinfluß. — Wenn man später dann aber glaubt, erfahren zu haben, daß man draußen im großen allgemeinen doch nichts vermag, nichts ändert, dann zieht man sich allmählich wieder mehr und mehr auf sein eigenes Ich zurück, man sucht schließlich nur noch mit seinen persönlichsten Angelegenheiten fertig zu werden. Der Egoismus ist dann letzte Verengung, Flucht und Hafen auf dem Wege von einstigen größeren und weiteren Kreisen zu immer schmaleren. Nietzsche dachte, der Egoismus wäre Kraft. Man sieht, er kann auch Schwäche bedeuten: und zwar sowohl eine Schwäche ersten Anfangs wie die endgültiger Entsagung und Askese des Machtgefühls. Der Egoismus ist im letztgenannten Falle das kleinste Ja zum Leben, das sich noch denken läßt. Einen Schritt weiter und auch das Ich selbst wird noch verleugnet und verworfen werden: vom Ich, und fortgeworfen. „Ich kümmere mich um niemanden mehr als um mich", der Satz geht sehr rasch über in den anderen: „Ich kümmere mich auch um mich selbst nicht mehr!" Selbstliebe, die der größte Gegensatz zu Selbstgefährdung und Selbstmord scheint, ist mithin oft nur eine letzte Station noch vom Selbstmord entfernt, steht hier auf schmalster Basis dicht neben der Selbstaufhebung.

Der Egoismus als Hafen für die frohe Ausfahrt; der Egoismus als Hafen für die letzte Landung; der Egoismus als letztes Innehalten vor dem Untergang.

V.

Wir alle sind Ich-Erfüllte, bewußt auf uns Konzentrierte und zugleich Leidende an diesen Tatsachen und am eigenen Ich. Wir alle kennen den Überdruß an uns selbst, dieses Sich-Schämen angesichts der Begrenztheit und Enge der eigenen kleinen Interessen, Inhalte, Ziele. Wir empfinden dieses ewige Verharren in uns selbst als Gefängnis, unsere Ich-Gebundenheit als unwürdige Sklaverei. Zumal, da es doch im Fremden draußen soviel Anderes, Neues, Weiteres, Größeres, Schöneres, — da es ein All gibt! Mit anderen Worten: Das Ich haßt sich und verlangt von sich fort. Aber warum? Nicht irgendeines Anderen, Fremden, Fernen wegen, sondern um seiner selbst willen. Es möchte sich von seinem Ego lösen: aus Egoismus. Denn gelänge es uns, uns mystisch ins All zu erweitern, zu verlieren, zu entichen, zu lösen: wir würden mehr sein, als wir sind, wir würden mehr Ich sein, als wir sind. (Das Ich des Mystikers geht in Gott auf, heißt doch auch: Gott geht im Ich auf!) Kämen wir von unserem Ich los, wir manifestierten damit ein freieres, schöneres, unbegrenzteres Wesen, als wir es jetzt unser nennen. Wir verneinen unser Ich, das uns zu eng und gebunden ist: aus Ich-Gefühl, und wollen über uns selbst hinaus, um als Selbst dadurch zu wachsen und zu gewinnen. Und also: auch unser Selbsthaß ist noch Liebe zu uns selbst. Nicht unser Selbst wollen wir vernichten, wenn wir gegen unser Selbst revoltieren, sondern wir wollen es größer haben, womöglich weltweit, womöglich unendlich, göttlich. Verlangen nach Selbsterhöhung: das ist die heimliche Grundlage alles Selbsthasses. Das Ich haßt aus Egoismus sein empirisches Ich, das ihm zu eng und zu gebunden ist. Und es ersehnt das größere Ich, das weltweite, das intelligible. Das Erhabene der Objekte (z. B. in Religion und Philosophie), die Ekstase, das Außer-sich-sein des eigenen Zustandes (z. B. in der Mystik) sind die Mittel der Seele, ihrem Ich zu entfliehen, sich an ein Größeres zu verlieren und sich dabei zu dehnen und erst recht zu finden.

VI.

Wir können weder unser eigenes Antlitz noch unseren Rücken sehen; unser Mund kann unseren Mund nicht im Kusse berühren. Irgendwie existieren wir für uns selbst weit weniger sichtbar, fühlbar, wahrnehmbar, gegenständlich, als für jeden Dritten. Sind wir uns zu fern, um uns unmittelbar zu erleben? Nein, wir sind uns zu nahe. So nahe eben, daß wir uns nicht mehr wahrnehmen können. Und daß wir uns nicht mehr wahrnehmen (auch den Balken im eigenen Auge nicht) macht uns für uns selbst soviel erträglicher als für andere.

Weil wir uns aber selbst aus allzugroßer Nähe nicht mehr sehen, haben wir zu uns auch ein Gefühl großer Fremdheit und Rätselhaftigkeit, Spannung und Neugier. Es ist ganz, als seien wir so weit fort von uns, daß wir uns nicht mehr haben und uns erst erforschen und erobern müßten. Daher unser eigenes Auf-der-Suche sein nach uns selbst, nach dem eigenen Ich. Es ist uns vor Nähe fern und entrückt.

Weil wir selbst uns zu nahe sind, um uns zu sehen, vergewissern wir uns unseres Wesens richtig eigentlich nur in einer Vorstellung, einer Idee, die wir uns von uns machen. Ganz wie wir uns ja auch vom Fernen, Unbekannten draußen in der Welt nur eine allgemeine

Idee machen können. Alle Idee aber: idealisiert. Daher haben wir von uns selbst ein erhöhtes und verschöntes Bild. So gut hat es die Schöpfung mit uns gemeint, da sie uns nun einmal schwererträglicherweise für beständig an uns band. In dem verschönten Bilde, welches das Ich vom Ich in sich trägt, wächst noch einmal unser inteligibles Ich aus unserem empirischen heraus.

VII.

Kant lehrt: Du sollst ein lebendiges Wesen nie als bloßes Mittel gebrauchen, es ist stets auch ein „Wert für sich selbst". Möricke aber nennt die Schönheit „Seelig in sich selbst".

Das Sich (sich selbst), das Reflexiv ist der grammatikalische Ausdruck des Egoismus. Und Kants Formel ehrt den Egoismus im Lebewesen als dessen auch durch andere anzuerkennendes Recht. Mörickes Formel, daß das Schöne selig in sich selbst sei, aber gibt dem schönen Gegenstand ein Schein-Ich und einen Schein-Egoismus. Dem Dichter schwebt vor, daß das Ich geschlossen um seinen eigenen Mittelpunkt zentriert und ebenso auch das Schöne, insbesondere das Kunstwerk; und daß das Ich sich abgrenzt gegen die Welt, wie das Kunstwerk durch seinen Rahmen. Dergestalt feiern Egoismus und Ästhetik an einem gewissen Punkte ihre Begegnung.

Das Sich, das Sichselbst, die Egoismusformel spielt aber auch noch auf einem dritten Gebiet eine Rolle, nämlich in der Metaphysik. Die Metaphysik fragt nach dem Ding an und für sich selbst. In der Ästhetik interessiert uns ein Gegenstand oder ein Zustand „an und für sich", insofern er ohne seine Folgen gedacht wird. In der Metaphysik interessiert uns ein Gegenstand oder ein Zustand „an und für sich", insofern er ohne Ursachen angesehen wird. Das metaphysische Ding an sich wäre das ursachenlose Ganze, das All, und hat als solches den Charakter eines unendlichen Ichs, wie nicht minder den des Kunstwerks. Denn das All als Ganzes ist nur zu denken als ein einziges großes Individuum, und wie das Ich und das Kunstwerk, können wir es uns nur vorstellen als isoliert und in sich ruhend sowie um seinen eigenen Mittelpunkt konzentriert — ein gewaltiges perpetuum mobile, das „sich selbst" bewegt. Dergestalt aber erscheinen das Ich und das Kunstwerk eigentlich nur als kleine und abgeminderte Abbilder eines Alls, das wiederum selbst nur nach dem vergrößerten Bilde jener Abbilder entworfen werden konnte.

Die Selbstbemeisterung. Gedanken zum Couéismus

Von P. Hoche

Unleugbar besteht ein inniger Zusammenhang zwischen Seele und Leib. Aus eigner Erfahrung wissen wir alle, wie sehr unsere Gemütsverfassung, unsere Stimmung durch den Körper bedingt ist. Weniger wird schon beachtet, daß umgekehrt auch der Geist den Leib in hohem Grade beeinflußt. Es sprechen aber klare Beispiele dafür. So raubt uns der Ärger den Appetit. Scham läßt uns erröten, Schreck macht blaß, Trauer treibt die Träne ins Auge. „Es ist der Geist, der sich den Körper baut." Auf diese Tatsache führt der Forscher Cous aus Nancy seine heute vielbesprochene Lehre zurück. In seiner Schrift „Die

Selbstbemeisterung durch bewußte Autosuggestion" redet er einer weitgehenden seelischen Selbstbeeinflussung das Wort. Er behauptet, daß diese Einwirkungen des Geistes auf den Organismus noch viel tiefer gehen, als wir gemeiniglich annehmen, daß besonders, wie es auch die Psychoanalyse behauptet, dem Unbewußten in unserem Seelenleben eine hohe Bedeutung zukommt und daß wir dieses Unbewußte nur mehr in unsere Gewalt zu bekommen brauchen, um unser ganzes Leben, besonders auch den körperlichen Organismus, stark zu beeinflussen. Coué weist dabei noch besonders darauf hin, daß die Vorstellungen die ausschlaggebende Kraft im Menschen seien. Jede Vorstellung hat das Bestreben zu ihrer Verwirklichung. Was wir also denken, was wir uns stark einbilden, das wird sich auch durchsetzen. Wenn wir überzeugt sind, daß wir nicht einschlafen werden, so wird es auch nicht geschehen; wenn uns die Angst vor einer bestimmten Leistung erfüllt, dann werden wir sie auch schlecht erfüllen. Das sind tatsächlich Beispiele, die wir alle schon erlebt haben. Bisher waren wir gewohnt, dem Willen die stärkste Bedeutung zuzuerkennen. Coué aber meint, daß er im Kampf mit den Vorstellungen, der Einbildung, immer verlieren wird. Er befindet sich damit in Übereinstimmung mit Oscar Wilde, der in seinem Dorian Gray sagt: „Das Leben wird nicht regiert durch den Willen. Es ist vielmehr eine Frage von Nerven, Fasern, langsam aufgebauten Zellen, worin das Denken sich versteckt und die Leidenschaft träumt."

Es käme also vor allem darauf an, die rechten Vorstellungen in uns zu erzeugen und sie in unsere Gewalt zu bekommen. Das ist dann die Macht in uns, wodurch wir zum Herrn über uns selber werden können. Wir müssen uns selber Vertrauen suggerieren, uns freundliche, fördernde Vorstellungen schaffen, und dadurch unsere Stimmungen heben. Coué weist hin auf einen Wunderspruch, den man sich morgens und abends zwanzigmal mit gutem Selbstvertrauen vorsagen müsse, nämlich: Es geht mir mit jedem Tage und in jeglicher Hinsicht schon besser.

Besonders auf medizinischem Gebiete sollen mit der Methode der Selbstbeeinflussung überraschende Erfolge erzielt worden sein. In erster Linie kommen die nervösen Leiden in Betracht: Hysterie, Neurasthenie, Kopfschmerzen, Schlaflosigkeit, Herz- und Magenneurosen. Coué weist auf die ungeheuer wichtige Tatsache hin, daß bei den organischen Leiden häufig dem organischen Teil der Krankheit noch ein seelischer gleichsam aufgepfropft oder überlagert ist und daß eine Heilung erfolgt, wenn die seelische Seite zunächst geheilt wird. Es kommt, wie ein Arzt bemerkt, nicht selten vor, daß ein Leiden schon längst ausgeheilt ist; der Patient hat sich aber an den Krankheitszustand derart gewöhnt, daß er die Heilung gar nicht merkt. Durch Autosuggestion kann nun das Leiden, hier nämlich die noch eingebildete Krankheit, völlig verschwinden und es wird der Eindruck eines Wunders erweckt.

Coué sieht also die Selbstbeeinflussung als die innere Macht in uns an, durch die wir alle am meisten imstande sind, das zu werden, was und wie wir sein wollen, gesund, glücklich, zufrieden, erfolgreich in unserem Beruf. Selbstbemeisterung ist Selbsterziehung, ist eigene Gestaltung unserer Lebensführung. Von größter Bedeutung ist diese Beeinflussung auch in der Jugenderziehung. Schon vor der Geburt des Kindes hat seine Mutter sein Werden in der Hand. Ihre Stimmungen

werden den zukünftigen Menschen bestimmen helfen, wird sie sich in Gedanken ein Bild eines schönen, gesunden Kindes machen, so werden diese Vorstellungen auch Wirklichkeit werden. Vor allem aber gilt es, den jungen Menschen, der ja zum Glück so leicht zu beeinflussen ist, suggestiv zu erziehen. Wie er sein soll, das muß ihm zur eignen, zur selbstgeglaubten und zuversichtlichen Vorstellung werden. Daher muß man das Kind nicht immer schelten, nicht seinen Mut niederdrücken, sonst glaubt es, daß es wirklich so sei und auch so bleibe. Nein, man muß den Weg des Vertrauens beschreiten und es immer und immer wieder aufmuntern, ihm beispielsweise sagen: Du bist ein artiges Kind, du wirst das und jenes tun, du wirst es recht gut vollbringen, man sieht schon, wie es immer besser geht. Wenn das Kind einschlafend im Bett liegt, mögen die Eltern vorsichtig und leise ihm alles mögliche Günstige vorsprechen, alles, wie das Kind einst werden möchte, und es wird durch solche Suggestion tatsächlich profitieren.

Wenn wir zu einer kurzen Kritik des Couéismus übergehen, so muß zunächst zugegeben werden, daß der Suggestion und besonders der Selbstbeeinflussung tatsächlich eine starke Bedeutung im Leben des Menschen zuzuerkennen ist. Es ist eine alte Erfahrung, daß beispielsweise ein Gesundwerden zum großen Teil von der Stimmung des Kranken abhängig ist, es ist ferner tausendfach erwiesen, daß im täglichen Leben das Vertrauen zu sich selber eine große Rolle spielt. Was sich einer wünscht, lebhaft vorstellt, das regt die Kräfte an, das gewinnt tatsächlich oft Gestalt im Leben. Den Kindern gegenüber ist eine Pädagogik des Vertrauens, der Aufmunterung erst recht am Platze; ihre empfänglichen Seelen saugen begierig auf, was andere ihnen bewußt suggerieren, und die Einbildung ist ja eigentlich der Nerv ihres inneren Lebens. Aber es muß dennoch betont werden, daß es sich beim Couéismus um eine Überschätzung der Fremd- und Selbstbeeinflussung handelt. In bezug auf die rein organischen Krankheiten läßt sich wohl durch Beeinflussung kaum eine Heilung denken, und ebenso kann in der Erziehung und Selbsterziehung die Autosuggestion niemals als Hauptmittel gelten. Sehr leicht, so bemerkt einmal der bekannte Psychologe Stern, kämen die Eltern dahin, sich mit der Anwendung der Couéschen Formeln zu begnügen und zu glauben, damit müsse alles gut werden, es führte dies also zu einer bequemen Beruhigung des eignen Gewissens. Auch liegt die Gefahr nahe, daß das Kind dadurch verzogen, verweichlicht werden könnte. Denn wenn man einem sorglosen, faulen Kinde in der Hauptsache nur mit der Versicherung kommt, daß es ja doch fleißig sei und seine Arbeit schon gut erledigen werde, dann wird man es nicht selten selbstzufrieden, leistungsunfähig machen.

Vor allem aber muß widersprochen werden, wenn Coué den Willen zugunsten der Einbildung, der Vorstellungen zurücksetzt. Es mag, wie schon erwähnt, vorteilhaft wirken, wenn die Phantasie ein „Bild des, was man werden will", schafft und wenn man sich Vertrauen in dieses Ideal suggeriert, aber der Wille ist ja gerade erst der mächtige Hebel, der dem Streben Kraft verleiht. Wenn es erwiesen ist, daß uns die Einbildungen vorwärtstragen, so ist es noch vielmehr Tatsache, daß der starke und reine Wille das Zentrum ist, von wo aus unserem ganzen Leben Halt und Richtung gegeben wird: ihm muß daher auch die Palme zuerkannt werden. Was von der Psychoanalyse, von der Erforschung und Kontrolle des Unbewußten im Seelenleben gilt, trifft auch auf

den Couéismus zu: es sind Methoden, die man ruhig weiter gründlich durchdenken und in angemessener Weise anwenden mag, aber man darf sie nicht zur Hauptgrundlage der Erziehung machen und darf gegen sie nicht zurücksetzen, was Kraft und Wert in der langen Menschheitsgeschichte immer wieder deutlich erwiesen hat.

Christiane von Goethe

Von Dr. P. Martell

Wenn man Trägerin eines Weltnamens vom Klange und Range eines goetheschen ist, hat die Geschichte die Pflicht, die vorurteilslose Wahrheit in den Mittelpunkt ihrer Forschungen zu stellen und sich insbesondere in den Dienst ungeschmälerter Gerechtigkeit zu begeben. Bis zur Stunde wurde Christiane von Goethe von der Geschichte recht stiefmütterlich behandelt und es war schon vornehm, wenn die Kritik die Frau Goethes bei einer literargeschichtlichen Würdigung mit einigen versteckten Bosheiten entschlüpfen ließ. In der Tat, auf unsrer Christiane ruht nicht der weltgeschichtliche Glanz großer Frauen der Antike oder der monumentale Ruhm genialer Frauen unsrer Zeit; keine Kleopatra, Charlotte Corday, Angelica Kauffmann oder Madame Stael, sondern nur eine einfache Christiane von Goethe.

Es berührt eigenartig, die gewaltsamen Bemühungen der meisten Literarhistoriker zu beobachten, daß nur ja die gehörige Distanz zwischen Goethe und seiner Christiane gewahrt bleibe. Und doch ist die epochemachende literarische Sendung Goethes mit Christianen so organisch verknüpft, wie Blüte und Wurzel. Zunächst hält sich die Geschichte für berechtigt, immer nur von einer Christiane Vulpius zu sprechen, wobei es ohne einige vielsagenden, abweisenden Handbewegungen hinsichtlich des einstigen Blumenmädchens nicht abzugehen pflege. Wir sehen dann eine unbesiegbare Phalanx stolzer Sittenrichter vor dem Forum der literarischen Geschichte erscheinen, die mit einer kopfschüttelnden Geste den Stab über Christiane bricht, obgleich Goethe ihren Namen tausendfach mit Stolz nannte. Und mit Recht, denn sie war eine ganze Frau, die der deutschen Literatur den unschätzbaren Dienst leistete, den mehr als einmal kranken Dichterfürsten durch wahrhaft aufopfernde Liebe und Pflege immer wieder dem schöpferischen Leben zurückzugeben. Wie oft mag Christiane den Tod von der Schwelle gejagt haben, der wiederholt an den Toren des Weimarer Poetenheimes rüttelte.

Die Frage von äußerlich unscheinbarer Art, aber dennoch von verborgener größter Bedeutung, ob für einen Poeten eine Frau von geistiger Majestät oder von hauswirtschaftlicher Selbstaufopferung die richtigere sei, gestattet nicht immer eine entschiedene Antwort. Das Physische macht zuoft seine unerbittlichen Rechte geltend und mancher Poet geriet, rettungslos verloren, in das erbarmungslos zermalmende Räderwerk des wirtschaftlichen Lebens, vor dessen Tragödie ihn vermutlich eine Frau von wirtschaftlicher Begabung gerettet hatte. Christiane von Goethe war klug und welterfahren genug, an der Seite eines Goethe sich mit dem Rang einer schlichten Hausfrau zu bescheiden. Aber gerade in dieser wohlerwogenen Entsagung offenbarte sich ein Charakter von königlicher Größe. Wenn Goethe seine eben vollendeten Werke gelegentlich den „Frauenzimmern" vorlas, so gehörte zu diesem Kreise fast

immer Christiane. Nicht mit dem Gold antiker Bildung war Christiane belastet, nicht in den Tiefen der Wissenschaft hatte ihr Geist nach Erkenntnis und Wahrheit geschürft, allein das Füllhorn der Natur hatte ihr Urteil gesegnet. Es ist wahr, mit dem Schriftlichen der deutschen Sprache führte Christiane zeitlebens einen friedlichen Krieg, der an ergötzlichen Episoden reich ist. Diese Tatsache hat Goethe in der hohen Wertschätzung seiner Frau nie gestört oder gehindert; auch wurde dieser Übelstand in den meisten Fällen schließlich durch einen gewandten Sekretär, der den Briefwechsel für Christiane besorgte, fast ganz beseitigt. Bosheit und Neid enttäuschter Zeitgenossinnen hat der Gattin Goethes manche bittere Stunde bereitet und mehr als einmal hat sie erfahren, daß an der Seite eines so großen Mannes zu leben nicht immer Wonne bedeutet. Bosheit und Neid mischten den Giftbecher, den das goethesche Zeitalter der Geschichtsüberlieferung in bezug auf Christiane wiederholt reichte. So soll sie den Wein im dionysischen Sinne verzehrt haben, was man einer Frau Goethes als schweren Frevel auslegen zu müssen glaubt. Goethe hat seiner Frau gegenüber für sich stets das Recht einer maßvollen Kritik in Anspruch genommen und der zwischen den Ehegatten vollzogene und uns überlieferte Schriftwechsel zeigte deutlich, daß Goethe dieses Mannesrecht voll ausübte. Wiederholt ergehen seine Mahnungen an Christiane, mäßig im Tanzen zu sein und das „Augeln" nicht über die Grenze des Schicklichen zu pflegen. In einem Brief Goethes vom 7. Juli 1803, an Christiane nach Leuchstädt gerichtet, heißt es: „Mit den Äugelchen geht es, merk' ich, ein wenig stark, nimm dich nur in Acht, daß keine Augen daraus werden", mehrfach kehren im Briefwechsel diese Mahnungen wieder, die aus eifersüchtigem Born geflossen die Liebe Goethes bekunden. Frau Rat zu Frankfurt schätzte den naturgeborenen Frohsinn Christianes und diese ehrfurchtgebietende, urteilsscharfe Dichtermutter lebte der festen Überzeugung, ihren abgöttisch geliebten Sohn in den Armen Christianes wohl und sicher geborgen zu wissen. Goethes Mutter, von keinem Vorurteil angekränkelt, hieß Christiane als Tochter in ihrem Hause stets herzlich willkommen und der Gedanke der Ebenbürtigkeit schwankte nicht einen Augenblick. Schiller zeigte sich in seinem Urteil über Christiane durch die ketzerischen Gerüchte der Umwelt befangen, was Goethen kaum verborgen blieb, der solche durch nichts gerechtfertigten gesellschaftlichen Achtungen seiner Frau mit der Würde eines stillen Märtyrers trug. Wer möchte zweifeln, daß die, die seine Freundschaft suchten, nicht seine Frau verleugnen konnten? Die Gastfreundschaft eines Hauses wurzelt zuerst in dem Rechte der Frau und dann erst in dem des Mannes. Nur wer beide erwirkt, lebt dem vollen Genuß. Sollte Schiller diese einfache Lebensweisheit verkannt haben? Denn Schiller ist nie im Goetheschen Hause ein Heimischer geworden; Christianens Macht und Einfluß unterschätzend, bemühte er sich nie um die Gunst derselben. Die deutsche Literatur hatte sicher den Schaden davon, denn so blieb der fruchtspendenden Freundschaft beider Dichterfürsten der letzte Gipfel versagt.

Die häuslichen Aufgaben und Fragen fanden in Christiane eine wahrhafte Meisterin. Den Goetheschen Hausgarten pflegte sie mit selbstschöpferischer Hingebung und Goethe, der Entdecker der Pflanzenmethamorphose, hielt ihre Talente für ausreichend, in ihr eine Mitarbeiterin bei seinen Forschungen zu werben. Immer wieder schickt der

Dichter seiner Gattin Pflanzen und Samen und betraut sie mit der Aufgabe, neue Gemüse zu züchten. Auch als Mutter bietet Christiane das sonnenhelle Bild treuer Pflichterfüllung und rechtloser Aufopferung. Mehr als einmal sichert sie dem lebensfrohen Sohne, der als Heidelberger Student der Wissenschaft seinen Tribut zollte, mit mütterlicher Diplomatie die Gunst des Vaters, der übrigens seinem Sprößling nie ernstlich gram war. Christianes Briefwechsel mit ihrem Sohne August offenbart eine gemütvolle, treusorgende Mutter, die ihr Leben bedingungslos ihrem Kinde weiht. Aus diesem Briefwechsel leuchtet der Heiligenschein einer verklärten Mutterliebe, die den Altar nie ohne Gaben verläßt und in ihrem Kinde den Abgott des Vaters verehrt. Diese Tatsache müßte genügen, auch den nörglerischsten Kritiker mit der Frau Goethes zu versöhnen, die doch nun einmal in ihrer geschichtlich gewordenen Gestalt in dem Dichterfürsten selbst, durch Wahl und Haltung, den alle überragenden Verteidiger erhalten hat.

Goethe war mit seiner Christiane glücklich! Das will für eine Frau viel sagen, denn Goethe war im Garten Eden ein vielgewanderter Pilger und das Reich Amors sah ihn oft zu Gaste. Kein Träumer, sondern ein Eroberer, wenn die Schönheiten der Frauenwelt sich ihm prüfend in den Weg stellten. Ein Spätling unter den Minnesängern, erlagen viele dem Zauberklang seiner Leyer und der Hauch seiner Seele umschlang bezwingend manch zitternden Leib. Christiane wurde die Siegerin! Nicht um einen philosophierenden Geist oder poesieerfüllten Genius, nicht um den Adel vornehmer Geburt oder um die Kraft religiöser Tugend, allein durch die Macht eines naturglücklichen Wesens. Ein ungekünstelter Charakter, eine fesselloſe Seele, die in naturgeborener Freiheit sich dem Geliebten restlos opferte und die in der Liebe zum Manne den höchsten Beruf des Weibes sah, aber auch den schönsten. Nicht einen Augenblick empfand Christiane in dem Begriff „Geliebte" etwas Ehrverletzendes; Seele und Herz, Sinn und Gemüt schwelgten auf dem jungfräulichen Boden der Unschuld und sie verstand nicht, wie das starre, kalte Gesetz die Liebe zweier Menschen bald zu einer erlaubten, bald zu einer unerlaubten machen konnte.

Goethes Geist von titanenhafter Größe unterwarf sich nicht der Tyrannei des Gesetzes und so fielen klirrend die Ketten einer heuchlerischen Tugend unter dem Aufschrei einer gemüt- und seelisch verdorrten Gesellschaft. Sein Heim war ihm fortan seine Welt, wo Christiane die Rolle des Gegenpols zufiel. Für die mannhafte, schlakenfreie Denkungsart Carl Augusts wird es für immer das ehrenvollste Zeugnis bleiben, daß dieser vorurteilsvolle Fürst seinem Minister das beglückende Recht freigesinnter Liebe gestattete, weil Carl August wußte, daß sie in den Händen eines Goethen nie zu etwas Unwürdigem ausarten konnte. Goethe lauschte gern den von Christianen ausströmenden Rhythmus der Üppigkeit, denn im Bann ihrer berauschenden Formen feierten seine Sinne die Festtage des Paradieses. Das war sein Recht. Die Diplomatie des Muckers war ihm zuwider; er gab seiner Neigung die Freiheit und begriff die Moral als ein Gesetz, das auf dem Gebiete der Liebe für den Reinen nie wirksam werden kann. Und wenn sich beide auf den Wogen der Leidenschaft treiben ließen, umschlungen in gottgewollter Verbindung, dann jubelte Herz und Seele die Hymne höchster Glückseligkeit. Der Himmel stieg dann

zur Erde und der Sinne Jauchzen lockte die Götter. Das war Christianes Aufgabe und nur diese und keine andere. Das war ihr Reichtum, der Goethen alles bedeutete, aus dem seine Poesie das belebende Mark einer ewigen Jugend zog.

Goethe ließ seine Gattin an seinem dichterischen Schaffen ständigen Anteil nehmen; im Juli 1804 schreibt er ihr: „Die Stunden, die ich sonst mit dir verplaudere, arbeite ich am Götz und so wird auch dir ein Vergnügen auf deine Rückkunft bereitet." Ein Beispiel von vielen, das zeigt, wie sehr Goethe seine Christiane dem dichterischen Schaffen für würdig hielt. War Christiane wirklich so ungebildet, als uns gelegentliche Schilderungen glauben machen wollen? Wenn auch die weimarische Hofgesellschaft sich im allgemeinen vom Goethehause ziemlich fern hielt, so gab es anderseits doch viele Patrizier des Geistes, die bei Goethe zu Gast weilten und wo Christiane voll und ganz ihre gesellschaftlichen Pflichten zu erfüllen wußte. Knebel, der von Goethen so geschätzte Hausfreund, war als kritischer Beobachter Christianen stets ein Wohlgesinnter und sein treffliches Urteil lobte Christianens Geist, Anmut und Würde. Goethe aber selbst ist in allen Fällen der beste Zeuge von klassischem Range, der uns über die geistige Bedeutung Christianens Aufschluß geben kann. Ihre praktische, amtlich allerdings nicht abgestempelte und somit äußerlich nicht in die Erscheinung tretende Mitarbeit am weimarischen Theaterwesen ist besonders in den späteren Jahren unzweifelhaft von großem Einfluß gewesen. Gewiß wurde alles in künstlerischer Beziehung von der geistigen Majestät Goethes überstrahlt, nichtsdestoweniger suchte Goethe Entlastung von dieser Arbeit, die ihm im starken Maße Christiane willig und geschickt abnahm. Nichts läßt diese Stellung der Vielverkannten deutlicher werden als Goethes Brief vom 7. August 1808, wo er seiner Gattin schreibt: „Du tust wohl, in Lauchstedt bis zu Ende zu bleiben und mir geschieht eine große Liebe. Denn ohne dich, weißt du wohl, könnte und möchte ich das Theaterwesen nicht weiter führen." So schreibt man nicht einer geistigen unbedeutenden Frau. Und wie oft hat Christiane mit trefflichem diplomatischem Geschick die Vermittlerin zwischen Goethe und Schauspielern und Schauspielerinnen gespielt, wenn es galt, künstlerische oder wirtschaftliche Fragen einer Klärung entgegenzuführen. In der Theatergeschichte Weimars gebührt Christiane ein ehrenvoller Platz. Der bittere Kelch hämischer Klatscherei blieb auch Christiane nicht erspart, was auch dem Dichterfürsten nicht verborgen blieb. Ein Brief Goethes vom 19. August 1808 aus Karlsbad an seine Gattin beschäftigt sich mit diesen Hyänen der Gesellschaft. Es heißt dort: „Wenn die Leute dir deinen guten Zustand nicht gönnen, und dir ihn zu verkümmern suchen, so denke nur, daß das die Art der Welt ist, der wir nicht entgehen. Bekümmere dich nur nichts drum; so heißts auch nichts. Wie mancher Schuft macht sich jetzt ein Geschäft daraus, meine Werke zu verkleinern, ich achte nicht drauf und arbeite fort." Auf diesen letzteren Trostworten ruht der schöne echte Glanz wahrer Gattenliebe, die das größere Eigenleid überwindend sich dem kleinen Kummer der Gattin tröstend zur Seite stellt.

Goethes Bekenntnis zu dieser Frau war Liebe und Anerkennung, die bis zur Verehrung emporstieg. Im Banne rauschender Sinneswelt lag die bezwingende Macht Christianens, die ihre Jugend und Schön-

heit auf den Altar des Dichters legte und der wie ein Hoheprieſter dieſes Heiligtum pflegte, das ihm Religion ward. Goethe ſah in Chriſtianen den Inbegriff des naturfriſchen, blütengleichen Weibes, das Gott zum Genuß ſchuf, wobei die Liebe dennoch vom madonnengleichen Adel erfüllt blieb.

Bilder aus Italien

Von J. K. v. Hoeßlin

I. Pompeji

Pompeji war in ein düſteres Tagesgrau verſenkt, ſchwere Gewitterwolken, die den Veſuv hüllten, ſenkten ſich zu den Ruinen herunter. Der Rauch des Berges mengte ſich in die Nebel des ſchwarzen Gewölks, daß ſie als Erdengewalten auf dem Weg zur Zerſtörung erſchienen.

Reiſende mit photographiſchen Apparaten und Büchern in Händen eilten aus den Tempeln und Bädern der zerſtörten Stadt, und über die Blöcke hochgebauter, halbverfallener Bürgerſteige liefen ſie eilig hinaus aus dem Straßengewirr.

Das Gewölk ſtand ſchwer und unheimlich ſchon über den Trümmern der dächerloſen Stadt, Menſchen eilten noch durch die Straßen, zwiſchen den verlaſſenen Häuſern. Wer waren dieſe da, die jetzt liefen? — — —

Ich ſah Menſchen mit bunten Römergewändern. Sklaven flohen aus den Häuſern, Sklavinnen, ihre Kinder am Arm tragend, ſchrien entſetzlich. Frauen mit Bündeln von Decken und Kleidern. Denn graue Aſche fiel, die den Tag in düſteres Dunkel verſetzte.

Und ein Mann im reichen Römergewande mit dem Stock in der Hand ſchrie ſeine fliehenden Sklaven an: „Helft mir das Silbergerät retten, das ich einſt in Afrika einheimſte.“

Dieſer Mann floh vor der Aſche nicht. Er lief in die Gemächer und in die Speicher ſeines Hauſes hinein und holte metallene Leuchter und Vaſen, Säcke voll Silbergeld und Gewänder aus koſtbarem Stoff, die er vor ſeiner Türe aufſtapelte.

Aber die Menge des entſetzten Volkes floh an ſeinen Reichtümern vorbei und achtete ihrer nicht. Die Aſche, die wie ein Nebel langſam rieſelnd unſichtbar herunterfiel, legte ſich wie ſich anſtürmender grauer Schnee auf die Vaſen und die ſilbernen Leuchter. Und der Reiche arbeitete ſich durch die ſich ſchichtenden Maſſen des Staubes, in die ſich ſeine Füße verſenkten, er zog mühſam das eine Bein aus der Maſſe heraus und trat mit dem anderen, ohne den Boden mehr zu berühren. Keuchend, ſich an den Wänden und Pfoſten der Türen haltend, arbeitete er ſich in die Gemächer des Hauſes hinein und ballte die Fäuſte und ſtieß Fluchworte gegen den Himmel hinauf, der jetzt in dem Nebel, der ihn begrub, ganz unſichtbar war.

Die Stadt war vom Volke entleert. Der Aſchenſtaub füllte die Gaſſen und die Häuſerhöfe, er türmte ſich zu einem hügelartigen Haufen über den koſtbaren Geräten des Mannes vor ſeiner Türe.

Still war's in der Stadt. Kein Notſchrei fliehender Menſchen erſcholl mehr.

*

Die ersten Gewittertropfen erweckten mich aus den Träumereien, die das wolkenumtanzte Pompeji gebar. Um den Vesuv zuckten jetzt Blitze.

II. Palestrina

Es war während des Gottesdienstes im Petersdom. Die gewaltigen Pfeiler trugen die Kuppel, ein Abbild des Himmelsgewölbes. Und aus unsichtbaren Höhen ergossen sich in den Raum der erhabenen Kirche Gesänge. Gesänge einer Messe von Palestrina.

Aber die schweren gigantischen Pfeiler und die Tonnengewölbe des Baues, den einst ein Gewaltiger schuf, drückten mich störend nieder, während die Chöre in heiteren Stimmenakkorden und in sich voll himmlischer Majestät, aufbauenden Melodien, Paläste aus Tönen errichteten.

*

Als ich die Kirche verließ, war meine Seele gefüllt von der unermeßlichen Schönheit des polyphonen Melodienpalastes, das ein Zauberer sich einst erträumt hatte.

Draußen empfingen mich die Kolonnaden Berninis und das Rom, das im Alltagsgewand den Werken des Tages nachging.

Straßen empfingen mich. Frauen vor den Türen der Häuser griffen mit welken Händen, die Ärmel hochaufgestülpt, in die Waschtröge und wanden die Wäsche, und das Wasser floß tröpfelnd über Röcke und Schürzen auf das Straßenpflaster herab. Schmutzige Kinder spielten in düsteren Toreingängen der Häuser.

Die Akkorde der Palestrinischen Musik klangen aber in mir, und sie erhoben Protest gegen das Mitleid, das die Bilder des Alltags in mir auslösten.

*

Die Mittagssonne widerstrahlte aus den Bäumen grüner Anlagen, Palmen und Pinien. Tulpen und Rosen. Aber ich sah Paläste im Geiste vor mir. Paläste mit prangenden Wölbungen und goldschillernden Hallen, von Säulen getragen, die aus Akkorden bestanden. Marmortreppen und von Kandelabern umstandene breite Säle voll Ornamentenglanz standen vor mir, während die Musik Palestrinas noch in meiner Seele nachklang.

Und träumend kehrte ich den Weg wieder zurück, den ich kam; unwillkürlich fast betrat ich den Vatikanischen Palast. Kandelaber umstanden seine Hallen und Treppenaufgänge und die vor Schönheitspracht prangenden Galerien.

III. Venedig

„Wenn Gold rosten würde, dann könnte es als das verwitterte Edelmetall zum Vergleich dienen, um den Eindruck zu kennzeichnen, den diese Paläste, die wir vor uns schauen, auf uns machen", sagte mein Begleiter, der mit mir in einer Gondel durch einen schmalen Kanal Venedigs fuhr, während ein orangenes Dämmerlicht den von arabeskenhaften Fassaden und schummerndem Wasser umschlossenen Raum um uns füllte.

Aus einem Bogenportal von erschwarztem Marmor führten Stufen in das Kanalwasser hinein. Melonenschalen und Stücke von Aprikosen

und Pfirsichen schwammen in buntem Farbenspiel vor den in das Wasser verschwindenden Stufen des Marmorportals. Ein Mädchen mit aufgestülpten Ärmeln lehnte sich an die Pforte des Tores und hielt mit der sehnigen braunen Hand eine Traube vor den Mund.

„Italien ist das Land der Blumen", sagte wieder mein Begleiter. Und dies ist es, was der Renaissance das Gepräge gegeben hat. Warum ging die Kunst des Nordens nicht aus den Formen der Gotik heraus in der Zeit, als man in Italien die Schönheit des Lebens zu gestalten anfing? Selbst dort, wo der Norden etwas vom Lebenszauber zu gestalten unternahm, blieb er, wenn er selbständig war und originär schöpferisch, übersinnlich und träumerisch, wie die Erhabenheit seiner Wälder und wie die Nebel, die über seine Heide streifen."

Mein Begleiter schwieg und schaute sinnend in die Tiefen des Kanalwassers, wo sich ein vor uns erhebender alter Palast widerspiegelte. Ich blickte mit ihm in die Tiefe. Aus einem Fenster des widerspiegelten Palastes schaute zu uns herauf ein blasses Mädchengesicht seltsamer Schönheit. In noch größerer Tiefe des Wassers wurde das Blau des Himmels sichtbar. Und mein Begleiter sagte jetzt wieder:

„Wann hat man je im Norden ein Weib einer überirdischen gleich besungen, wie es der Dichter Petrarca getan hat und wer hätte im Norden je zur Führung in die Reiche des Himmels einen Menschen, eine Frau bestimmt? In Italien aber ist Dantes Beatrice das Sinnbild des Geistes jener Zeit. Niederkniend vor der Gestalt der Schönheit und Blumen streuen, wenn Füße von Frauen den Baden berühren. Und wenn auch der Florentiner Pollaiuollo die an spätere Rokokozeiten mahnenden höfischen Stimmungen der Palastaristokratien des fünfzehnten Jahrhunderts zur Wiedergabe gebracht hat, und wenn auch ein Masaccio und ein Chirlandaio dem Realismus späterer Jahrhunderte den Weg öffneten, so waren doch diese Männer nicht die Repräsentanten des Geistes, der damals in jenen Zeiten herrschte. Diejenigen, die der neuen Zeit wirklich den Geist gaben, waren die großen Gestalten der Schönheit, es waren Benvennuto di Giovanni und die Umbrier Perugino und Raffael. Und in Venedig sind die Venusgestalten, die ein Giorgione und Tizian schufen, an das Überirdische grenzende Inkarnationen der ewigen glühenden Natur. In den Körper dieser Frauengestalten, deren Sinnlichkeit fast mystisch wirkt, scheint statt des Blutes wärmende Feuerglut, vermengt mit Säften von Früchten, zu rollen! Wie ist doch dieses Venedig sinnlich und göttlich und schön! Und um die Gestalten dieser Frauen entfaltet sich in den Gemälden der Venezianer das purpurne Gold verzauberter Hintergründe. Seltsame von Nebelschleiern und von Farben und Glanz umschimmerte Landschaften magischer Raumtiefen, die sich ins Endlose verlieren, umgeben die Überfrauengestalten jener Schöpfung, die einst in dieser Stadt lebten." — —

Die Gondel bog aus dem engen Kanal, den sie während unseres Redens mit rhythmischen Schlägen des Ruders durchglitten hatte, heraus; und der Kanal Grande empfing uns.

Wie Traumgebilde erstiegen die Paläste mit ihren rotgoldenen Arabesken aus dem schlummernden Wasser, das sie trug.

Von Goldnebeln umschimmerte Kuppeln und Türme von Kirchen schlossen in der Ferne das Bild des traumhaften Hintergrund ab.

Die Reise ins Wahre

Goethe-Skizze von Paul Burg

Naumburg, früh 5 mit Tages Anbruch komme ich an. Ein wunderbares liebes Dämmerlicht schwebt über allem. Ich habe viel gefroren und was das beste ist auch viel geschlafen. Jetzt schläfst du auch! vielleicht wachst du einen Augenblick auf und denkst an mich. Ich bin ruhig denke an dich, und von dir aus an alles was ich lieb habe.

Wie anders! Lieber Gott wie anders? als ich vor zehen Jahren als ein kleiner eingewickelter seltsamer Knabe in eben das Posthaus trat. — Wie viel hat nicht die Zeit durch den Kopf und das Herz müssen und wieviel wohler, freyer, besser ist mir's nicht. —

— — — —

„He, holla, guter Freund! Wenn Sie auch auf Leipzig wollen und ebenso durchgefroren sind von diesem verfluchten heurigen Märzen, so lassen Sie endlich das Papierbekritzeln an die Braut sein und trinken einen Schluck mit unsereinem — wenn's auch bloß Frankforter Aeppelwein ist," rief ein behäbiger und vermummter Passagier aus seinen Pelzen den schreibenden jungen Mann im Posthause an und schälte eine wohlgehütete Flasche aus seinem Paket.

„Auf der Stell! Bischt gar ä Frankforder?"

Streusand rasselte übers körnige Papier und stiebte ins Fäßchen zurück. Schlanke Finger falteten das Brieflein und die eilende Feder versah es mit der gehasteten und doch liebevoll ausgestrichelten Aufschrift: Der Frau Hofstallmeisterin von Stein, Schloß Kochberg im Gothaischen. — Nun blickten die braunen Augen des Schreibers voll und leuchtend vom Papier auf und musterten den Weinspender mit Behagen.

„Ein Landsmann!" rief dieser aus und stellte sogleich in echtem Frankfurtisch Fragen über Fragen nach Vater und Vaterhaus, Profession und jetzigem Wohnort, wie die Braut denn heiße und ob sie auch vom Maine gebürtig. Wobei er einen schönen Pokal aus dem Lederbehälter zog, einschenkte und den funkelnden, duftenden Trank kredenzte. „Zum Wohle — sehr zum Wohle, junger Landsmann!" schloß er in betontem Hochdeutsch mit höflicher Verneigung.

Der andere trank und antwortete ihm dann ebenso, aber nicht ein einziges Wort auf sein vieles landsmännisch neugieriges Gefrage.

„Bloß Frankforter Aeppelwein — sagten Sie? Sind nicht auch jene Aepfel gleich unseren Reben daheim am Rhein und am Main gebaut, gewachsen und gelesen, gekeltert mit aller Sonne Gottes und aller Liebe der Menschen? Nun ist es Wein und wärmt uns diesen Morgen wie Tokayer und Champagner. Da, sehen Sie die ersten Sonnenstrahlen jenen alten Giebel vergolden und den Himmel röten. Grad ebenso verklärt uns dieser Trunk Wein den neuen Tag, und ich will, so wahr ich lebe, auch nicht die kürzeste Reise wieder machen ohne Wein mitzunehmen. Allerdings soll man sich auch im besten Genießen vor Uebertreibung hüten, lieber Herr."

Der Frankfurter hatte in die klingende Stimme gehorcht und auf das entschlossene Gesicht, die übergroß leuchtenden Braunaugen des Sprechers geblickt — nun schenkte er hastig von neuem ein und kredenzte den Trank.

„So vernünftig hab ich's mein Lebtag noch nicht gehört. War unterwegs im Fuldaischen ein Kerl, der allem Wein und Biere flucht, es sei vom Teufel. Ist denn ein Unterschied zwischen dem Kornbauer und dem Weinbauer? Wachsen Gerste und Rebe nicht auf der gleichen Gotteserde? hab ich mich gefragt. Der Tadler war denn auch ein versoffenes Laster mit steifen Beinen und harter Leber, zeitlebens ein Tagdieb und ein Vieh vor dem Brotteller wie im Weinschrank."

„Allen Menschen hat Gott den Wein und die Vernunft gegeben. Brot bäckt der Mensch überall. Ich bin vorig Jahr hier in diese Gegend gekommen, zu guten Menschen und edlen Freunden — aber es ist ein rauhes und unwirt-

lich Land, lieber Herr. Früh schon beginnt es zu wintern und will noch jetzt in letzten Märztagen mit Schnee und Frost kein Ende nehmen. Was wär' ich Kind vom Main hier im Norden ohne den Wein, diese Sonne im Glase, wie sie auch geheißen sein mag! Wein bringt Freude, bringt Gedanken und läßt dich alles vergessen, was der Alltag Störung und Beschwernis hat. Beim Weine dichten!" rief er aus und brach schnell und ein wenig verstört ab, daß der gute und gastfreie Frankfurter ja nichts merke und ihn noch mehr mit Fragen quäle.

Aufs neue gluckerte der Wein ins Glas und duftete durch die Poststube. Draußen wurde schon die Peitsche geknallt. Also galt es, noch schnell den Brief zu expedieren. — Hernach saßen sie beide in der Leipziger Chaise und fuhren aus der Stadt. Frühsonne hing wie krönendes Gold in den Bergen über der Saale. Und der jüngere von den beiden Reisenden im Wagen zeigte hinauf.

„Auch hier bauen sie einen Wein an den Kalkfelsen und hegen ihn mit so großer Liebe, wie man ein verkrüppeltes Kind umsorgt. Rührendes Völkchen — ihr Wein ist auch trinkbar und gut zum Vermischen. Mich mutet solch ärmlicher, beharrlicher Weinbau immer an, als bangten die Menschen mit allen Kräften, es könne ihnen das Geschenk des Himmels, der Wein, genommen werden. Wie sähe dann unsere Welt aus, Herr?"

„Das fragen Sie einen, kluger, junger Freund, der am Rheine von Weinbauern geboren, viel im Land gewandert und gefahren und am Maine beheimatet ist! Kann überhaupt ein Mensch mit Vernunft auf den abstrusen Gedanken kommen, den Wein aus dem Leben der Welt wegdenken zu wollen? Sie nannten ihn vorhin im Naumburger Posthause die Sonne im Glase — das war ein schönes Wort."

„Nichts ist so absurd — es findet seinen Verfechter. Die im frühen Leben gelumpt und gepumpt, gelogen und betrogen haben, sie rutschen sich in Alterszeiten die Knie vorm Altare wund. — Aber weg mit solchen Gedanken! Da, sehen Sie die Sonne, unser aller Sonne!"

Sie fuhren im Tale auf Weißenfels, durchquerten die Stadt und erfuhren die Höhe. Die blinkende Saale blieb hinter ihnen. In einem Dorf am Hang war Pferdwechsel — vorm „Weißen Schwan". Man mußte warten. Der alte Frankfurter vertrat sich die Füße auf einem Morgengang ins Dorf. Der Jüngere saß im „Schwan" und schrieb wieder sein Briefchen:

Vormittag halb 10 Rippach in der Chaise vorm Posthause. Biss die Pferde kommen, ein Wort. Hinter Naumburg ging mir die Sonne entgegen auf! Liebe Frau ein Blick voll Hoffnung und Verheisung — die Morgenluft so erquickend, der Dufft zwischen den Felsen so schauerlich. Die Sonne so golden blickend als je. —

Nicht diesen Augen nur, auch diesem Herzen —

Nein! es ist der Born der nie versiegt. Das Feuer das nie verlöscht, keine Ewigkeit nicht! beste Frau auch in dir nicht, die du manchmal wähnst der heilige Geist des Lebens habe dich verlassen.

— — — —

Der alte Frankfurter erforschte draußen neugierig den Namen seines Landsmannes und Mitreisenden aus dem Postbuche: Doktor J. W. Goethe.

Randbemerkungen

Theaterpleite

Die Saison ist noch nicht zu Ende und schon kriselt es in den Theatern in bedenklichem Maße. Das Deutsche Theater und die Felix-Salten-Bühnen haben die Verträge des gesamten Personals zum 1. April gekündigt. Ein Fall, der in den Annalen des Theaters einzig dasteht. Welches sind die Ursachen der chronischen Theaterpleite? Sind

sie bedingt durch eine falsche Finanzpolitik der Theaterleiter? Oder durch die Interesselosigkeit des Publikums am Theater? Es mag bis zu einem gewissen Grade zutreffen, daß die neuen Unterhaltungsinstitute, wie Kino und Rundfunk, das Interesse des Publikums stark absorbieren, andererseits ist nicht zu verkennen, daß angesichts der Blüte der Volksbühnen der Sinn für dramatische Kunst in unserem Volke immer noch lebendig ist. Wenn die Theater eine gähnende Leere aufweisen, so tragen die unerschwinglichen Eintrittspreise die Schuld an dieser bedauerlichen Erscheinung. Obgleich dies ganz offenkundig ist, sind die Theaterleiter nicht eines Besseren zu belehren. Vor allem müßte mit dem von Amerika importierten Starsystem gründlich aufgeräumt werden. Es geht nicht an, daß die paar „Stars" an jeder Bühne das Budget von vornherein so stark belasten, daß für das Ensemble eine Bagatelle übrigbleibt. Die „Prominenten" sollten endlich begreifen, daß sie die Totengräber ihrer Kunst sind. Die freien Volksbühnen haben sich niemals zum Ausbeutungsobjekt der Prominenten machen lassen und sie sind gut dabei gefahren. Ihre Vorstellungen sind zwar nicht auf den Geschmack verwöhnter Theaterbesucher zugeschnitten, aber sie bieten immerhin einem unverdorbenen, aufnahmefähigen Publikum eine gesunde künstlerische Kost. Wenn ich Theaterdirektor wäre, würde ich bekanntgeben: „Prominente treten bei uns nicht auf. Ich befinde mich daher in der angenehmen Lage, die Eintrittspreise um die Hälfte herabzusetzen." Ob's was nützen wird, weiß ich nicht. Das sollte aber keinen verständigen Theaterdirektor von einem zeitgemäßen Abbau der Gagen für die Stars abhalten, damit endlich einer gesunden Finanzreform des Theaters der Weg gebahnt wird. Wenn die Herrschaften nicht damit einverstanden sind, mögen sie ein eigenes Theater gründen — und unter Ausschluß der Öffentlichkeit auftreten.

J. G.

Unterschriftensammlung

Die Unterschriftensammlung für die Herbeiführung eines Gemeindebestimmungsrechts, das die Entscheidung über alle, den Ausschank und den Konsum geistiger Getränke betreffenden Fragen den Gemeindemitgliedern überträgt, wird in diesen Tagen ihren Anfang nehmen. Mit der Unterschriftensammlung ist zwar die Alkoholfrage noch nicht im Sinne der Abstinenzfanatiker gelöst, aber es ist andererseits nicht zu verkennen, daß diese Massenpetition Eindruck auf die höchste gesetzgebende Körperschaft, den Deutschen Reichstag, machen wird. Zwar kann man noch nicht mit der Wahrscheinlichkeit rechnen, daß der seit langem schwebende Gesetzentwurf bei nächster Gelegenheit im Plenum angenommen wird, doch bietet die Unterschriftensammlung den Auftakt zu einem Volksbegehr mit nachfolgender Volksentscheidung über das Gemeindebestimmungsrecht. Die Abstinenzfanatiker, von den Arbeiterabstinenten bis zu den Guttemplern, sind entschlossen, ihre Sache unter Aufgebot aller in der Verfassung vorgesehenen Mittel durchzusetzen. Gelänge es, das GBR. auch nur in abgeschwächter Form zum Gesetz zu machen, wäre damit die Handhabe zu einer sukzessiv herbeizuführenden Trockenlegung Deutschlands gegeben.

Man parabiert damit, daß das GBR. als Ausfluß des demokratischen Prinzips das Verantwortlichkeitsgefühl der Wähler hebe. Mit

derselben Folgerichtigkeit könnte man die Volksabstimmung auf alle erdenklichen Fragen des öffentlichen Lebens ausdehnen und auf diesem Wege die parlamentarischen und die Verwaltungskörperschaften allmählich ausschalten. Das wäre die praktische Verwirklichung des demokratischen Prinzips, aber zugleich auch sein Ende! Mindestens aber ein schwerer Mißbrauch. Das demokratische Wahlrecht müßte, wenn bei jeder Bagatelle die Wählerschaft zusammengetrommelt würde, notwendig in sein Gegenteil umschlagen, nämlich zur Vergewaltigung der Minoritäten führen. Das kann unmöglich der Sinn der Demokratie sein. Wenn man gar, wie in diesem Fall, die Volksabstimmung auf Fragen der persönlichen Lebensführung ausgedehnt wird, würde das Recht der freien Selbstbestimmung geradezu zur Farce gemacht. Man schüttelt heute nur noch den Kopf über die Kleiderordnungen und an die Bevormundungsgesetze des Mittelalters — ist aber ein Gesetz, das die Entscheidung über rein persönliche Angelegenheiten einer mit allen Schikanen propagandistisch aufgepeitschten Volksmenge überträgt, nicht eine viel schlimmere Bevormundung? Wer auf Reinlichkeit hält, wer die mit jedem Bevormundungsgesetz auf das engste verbundene Korruption von unserem Volke abwenden will, muß alle von seiten der Abstinenten geplanten Verbotgesetze auf das entschiedenste bekämpfen.

Börsenspiegel

Das sogenannte „Katastrophenjahr"

Wenn man sich die Dinge nachträglich ansieht, ist das Jahr 1925 doch nicht ganz so „katastrophal" gewesen, wie man es während seines Verlaufes immer hingestellt hat. Gewiß, es brachte den Zusammenbruch des Stinnes-Konzerns, des Richard-Kahn-Konzerns, die Schwierigkeiten bei Stumm, bei Giesches Erben und zahlreichen kleineren Konzernen, das Ende des Walter-Kellner-, des Julius-Sichel-, des Herrmann-Konzerns und anderer Scheingrößen; es brachte eine Rekordziffer an Konkursen und Geschäftsaufsichten. Aber trotz alledem und alledem, eine ganz große, allgemeine Wirtschaftskatastrophe war es doch nicht.

Denn schließlich: Die deutschen Banken geben für das böse Katastrophenjahr 1925 die gleiche Dividende wie im Vorjahre, und zwar nicht etwa nur die führenden Großbanken, sondern auch die Provinzinstitute, teilweise sogar noch etwas mehr Dividende als damals. Zu einer Zeit — nebenbei gesagt —, wo in Österreich die Frage lebhaft erörtert wird, ob die dortigen Großbanken für das verflossene Jahr nicht lieber von einer Dividendenverteilung gänzlich absehen sollten, da ja in Wirklichkeit doch nicht mit Gewinn gearbeitet worden wäre, also eine Dividende nur Prestigegründen entstammte. In Deutschland weiß man im Gegensatz dazu sehr genau, daß die Banken recht anständig verdient haben, und daß ihre Dividenden eher noch höher hätten ausfallen können.

Und sonst? Sind nicht auch die Dividendenergebnisse bei anderen Gesellschaften recht erfreulich gewesen? Welche Industrie hätte stärker geklagt als z. B. die Automobilindustrie? Und trotzdem gibt es 12 % Dividende bei den Presto-Werken, ebensoviel bei den Wanderer-Werken, und der Kurs von Daimler-Aktien hat sich innerhalb weniger Wochen

mehr als verdoppelt. Denn damals hieß es, die Daimler-Gesellschaft sei „sanierungsreif", und heute weiß man, daß keinerlei Notwendigkeit dazu vorliegt. Eine ganze Anzahl von Gesellschaften, die für 1924 keine Dividende zahlten, etwa die Gesellschaften der Kaliindustrie, nehmen diesmal die Dividendenzahlung wieder auf, und zwar mit recht annehmbaren Sätzen, und wenn über die Nöte der Maschinenbau-Gesellschaften geklagt wird, so beweisen die Dividenden von 12 % bei Schubert & Salzer, bei Ludwig Loewe und bei Pittler, daß auch diese Fabriken vielfach mit recht ansehnlichem Nutzen zu arbeiten vermocht haben.

All das sieht eigentlich nicht ganz nach Katastrophenjahr aus, und das Jahr 1925, wenn es auch gewiß nicht gut gewesen ist, war immerhin doch besser als sein Ruf. Wirklich traurig sieht es in bezug auf die Dividendenfrage nur bei den Gesellschaften der Montanindustrie aus. Aber da waren immerhin ganz besondere Gründe maßgebend; vor allem die scharfe Konkurrenz durch das französische Dumping, ferner — was Kohle betrifft — die englische Subventionspolitik gegenüber den eigenen Kohlengruben. Das sind Dinge, die an und für sich nichts mit der Konjunktur zu tun haben, und im gleichen Augenblick, wo die französische Valuta sich stabilisiert und wo die englische Subventionspolitik wieder aufhört, können auch die deutschen Montanwerke wieder angemessene Gewinne erzielen und zur Dividendenzahlung zurückkehren.

Das ganze Jahr 1925 hindurch sah man die deutsche Wirtschaft als totkrank an, man war felsenfest davon überzeugt, daß sozusagen jedes Unternehmen sanierungsreif war, und ganz allgemein wartete man auf der Börse darauf, daß das Jahr 1926 die „neuen Zusammenlegungen" bringen werde. Manchmal im Verhältnis von 2 : 1, manchmal auch darüber. Beispielsweise im Falle Phönix war man an der Börse überwiegend der Ansicht, daß eine Zusammenlegung von 2 : 1 das Allermindeste sei, was man erwarten müsse, und so grotesk war die Zusammenlegungsfurcht, daß man sogar bei den führenden Bankaktien an eine kommende Zusammenlegung glaubte, die sich angesichts der jetzt erschienenen Jahresabschlüsse sehr komisch ausnehmen würde; denn nicht nur, daß Kapital und Reserven intakt sind, es ist auch so viel verdient worden, daß außer der Dividendenzahlung zwischen 8 und 10 % noch ganz ansehnliche Summen für die weitere Stärkung der Reserven übriggeblieben sind. Kurzum, es zeigt sich gegenwärtig immer mehr, daß das Jahr 1925 für ein „Katastrophenjahr" immer noch ein ganz befriedigendes Katastrophenjahr gewesen ist.

Kann man aber angesichts dieser unleugbaren Tatsachen der Zukunft allzu pessimistisch entgegensehen? Hat man nicht vielmehr alle Ursache, die weitere Entwicklung durchaus hoffnungsvoll zu betrachten? Denn, wie schon gesagt, alle diese zahlreichen, sehr günstigen Jahresergebnisse wurden in einer recht schwierigen und kritischen Zeit erzielt. Inzwischen aber hat sich mancherlei verändert, und zwar durchaus zugunsten unserer Wirtschaft. Vor allem einmal haben wir endlich einmal, zum ersten Male, seitdem wir überhaupt ein Reichsfinanzministerium haben, einen Reichsfinanzminister, der nicht g e g e n, sondern f ü r die Wirtschaft Gesetze machen zu müssen glaubt. Eigentlich ein ganz selbstverständlicher Standpunkt; den aber trotzdem noch niemand bisher eingenommen hatte, sobald er dieses verantwortungsvolle Amt übernahm.

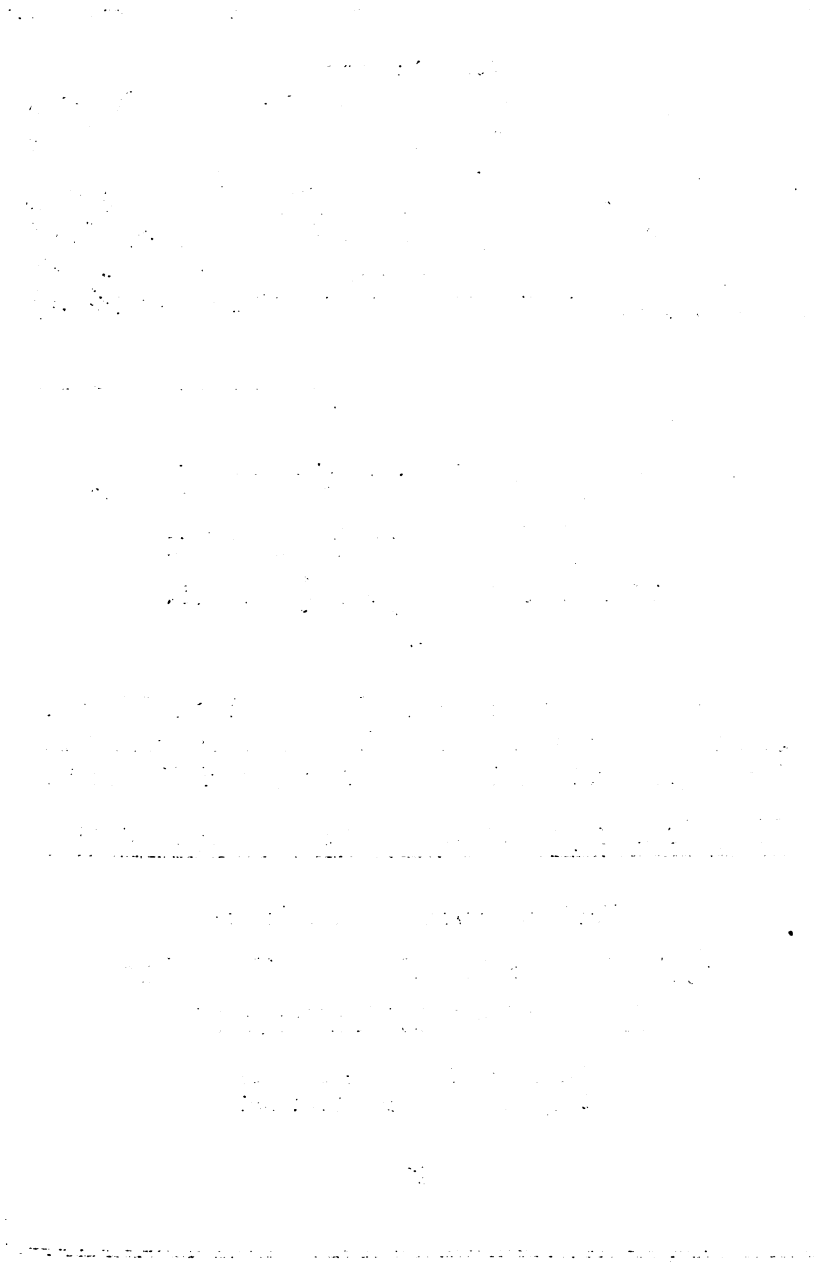
Der Steuerabbau, der bisher nichts weiter als ein fremder Wunsch war, von dessen Unerfüllbarkeit indessen weiteste Kreise fest überzeugt

waren, beginnt Tatsache zu werden, und man kann alsdann sehr leicht die Rechnung anstellen, daß die in Zukunft weniger an Steuern zu entrichtenden 550 Millionen Mark in der Wirtschaft bleiben und höchstens in einer durchaus willkommenen Gestalt, nämlich als Dividenden, die Wirtschaft wieder verlassen werden. Außerdem beginnt der kommende Steuerabbau sich schon jetzt in verschiedener Hinsicht auszuwirken; die Automobilindustrie teilt bereits ihren Abnehmern mit, daß sie um den vollen Betrag der Luxussteuer billiger liefern könne, sobald diese Steuer endgültig gefallen sei; und daß sich unser Export bedeutend heben wird, sobald erst wieder die deutschen Firmen mit den ausländischen voll konkurrenzfähig sein werden, unterliegt ebenfalls nicht dem mindesten Zweifel. Dazu kommt, daß allmählich auch die Mauer im Osten sinkt, und daß der russische Markt wieder offensteht, nachdem er seit so vielen Jahren nahezu verschlossen war. Lauter günstige, lauter erfreuliche Anzeichen. Dazu das billigere Geld, das den Baumarkt, der so lange Zeit darniedergelegen hatte, stark anregen dürfte. Wird aber wieder in großem Maßstabe gebaut, so bedeutet das nicht nur einen bedeutenden Verbrauch von Material aller Art, sondern auch eine Abnahme der Zahl der Arbeitslosen, eine Abnahme der ungeheuren Aufwendungen für die Erwerbslosenunterstützung. Der Wiederaufbau steht gewissermaßen vor der Tür. Das Geld, die Mittel zur Wiederankurbelung der eingefrorenen Wirtschaft, haben die Amerikaner gegeben. Nun gilt es, auch die Arbeit zu beschaffen, um das Geld nutzbringend anzulegen, und dieses nicht minder schwierige Problem geht jetzt offenbar seiner Lösung entgegen. Es wird Arbeit aller Art für die Industrie herangeschafft; für Rußland durch die gebesserten Exportaussichten, durch die Belebung am Baumarkt, und sogar die Reichsbahn hat sich dazu entschlossen, den Werken wieder Aufträge zu erteilen.

All das, nachdem das Katastrophenjahr 1925 kaum ein paar Monate zu Ende ist, muß eigentlich wundernehmen; denn so schnell, so plötzlich pflegen doch Konjunkturen nicht einander abzulösen und auf einander zu folgen. Was aber muß man daraus schließen? Daß man sich über dieses „Katastrophenjahr" stark getäuscht und daß man es als weit ungünstiger angesehen hat, als es in Wirklichkeit war. Denn schließlich müßten nach einer eigentlichen Katastrophe ganz andere Spuren zurückgeblieben sein, als es der Fall gewesen ist, und wir wären nicht bereits mitten im Wiederaufbau, wenn es sich um ein „echtes" Katastrophenjahr allgemeiner Art gehandelt hätte. Heute kommt man zu der Erkenntnis, daß es eigentlich nur ein Jahr der gründlichen Reinigung gewesen ist, aber keins des Zusammenbruchs, und daß wir nunmehr einer erheblich besseren Zeit entgegengehen.

Auch die Börse beginnt ihr Urteil zu revidieren. Sie glaubt nicht mehr an kommende Zusammenlegungen der Aktienkapitalien, wenigstens solche allgemeiner Art, abgesehen von den paar Patienten, die immer noch vorhanden sind. Aber sie glaubt vor allem, daß der Wiederaufbau beginnt, daß das Jahr 1926 alle Anwartschaft habe, gut zu werden, und daß auch 1925 entschieden besser war als sein Ruf. Florian.

Für den redaktionellen Teil verantwortlich: Dr. Heinrich Ilgenstein, Charlottenburg
Für den geschäftlichen Teil verantwortlich: Paul Lentz, Berlin W 30, Motzstr. 11.
Druck: Paß & Garleb A.-G., Berlin W 57, Bülowstr. 66.



46. Jahrgang

Tägliche Rundschau

Unabhängige Zeitung für nationale Politik,
mit Unterhaltungsblatt für
die Gebildeten aller Stände

Herausgeber:
D. Bruno Doehring und Heinrich Rippler

Die große nationale Tageszeitung.

Die Zeitung der Gebildeten und der deutschen Familie.

Trotz aller Reichhaltigkeit ihres Inhalts ist die Tägliche Rundschau mit dem monatlichen Bezugspreis von nur **3 Gm.** (zuzügl. Postbestellgeld) bei *täglich 2maligem Erscheinen* die

billigste der großen Berliner Tageszeitungen.

Probenummern liefert kostenlos

Geschäftsstelle der Täglichen Rundschau
Berlin W 57, Bülowstraße 66

Fernsprecher: Nollendorf 8120—8123
Telegrammadresse: Rundschaudienst

5 2

AUG 9 1926

DIE GEGENWART

POSTVERTRIEB AB BERLIN

ZEITSCHRIFT FÜR LITERATUR, WIRTSCHAFTSLEBEN U. KUNST

HERAUSGEBER: HEINRICH ILGENSTEIN

AUS DEM INHALT:

Amerika als Weltdiktator — Von Mentor

Moskauer Bilanz — Von M. H. R. Brünner

Das Hohelied des Egoismus — Von Johannes Gaulke

„Fortschritt" nach Form und Wesen — Von A. vom Berg

Lütt Mammuth — Von Rudolf v. Lossow

Meine Freunde — Von Elin Pelin

Randbemerkungen

Hitler gegen den Alkoholteufel

Liga zur Verteidigung der Freiheit / Der Seelentaster

Börsenspiegel

APRILHEFT 1926 / JAHRGANG 55

VIERTELJÄHRLICH 3 HEFTE

HEFTPREIS M. 0.30

VERLAG: GEGENWART G·M·B·H / BERLIN W 57 BÜLOWSTRASSE 66

Die Gegenwart

55. Jahrgang | Aprilheft | 55. Jahrgang

Amerika als Weltdiktator

Von Mentor

In Venedig haben die Matrosen eines amerikanischen Kriegsschiffes wegen Nichtbeachtung italienischer Bräuche sich von kampflustigen Faschisten eine gehörige Tracht Prügel geholt; sieben von ihnen sollen sogar bei dem nicht kommentmäßigen Scharmützel lebensgefährlich verletzt worden sein. Ein Vorgang, von dem man sonst in Hafenplätzen nicht viel Aufhebens macht, in diesem Fall scheint aber die an sich gleichgültige Prügelei sich zu einer großen Staatsaktion auszuwachsen. Die amerikanische Regierung läßt nicht mit sich spaßen, und sie sucht schon längst einen Vorwand, um den Duce ihre Macht fühlen zu lassen und ihm zu beweisen, daß er ohne Stundung der Kriegsschulden und ohne einen amerikanischen Pump eigentlich nichts ist.

„Die ganze Richtung paßt mir nicht," argumentiert Onkel Sam, wie weiland der letzte Berliner Polizeipräsident des ancien régime. Was heute dem Italien Mussolinis geschieht, kann morgen jeder anderen europäischen Macht geschehen. Ob Klein- oder Großmacht, ob mit oder ohne Vertretung im Völkerbundsrat, sie alle können doch nur noch ihren besonderen Passionen leben, wenn Amerika sein Placet dazu gibt. Vor allen Dingen soll Frieden in Europa herrschen, damit Amerika unbehelligt seinen Geschäften nachgehen kann. Die Riesenheere, die sich in den europäischen Frieden hinübergerettet haben, passen den Yankees schon lange nicht mehr in den Kram. Ein Land, das seine Kraft in Rüstungen verzettelt, ist kreditunwürdig! Das ist der Tenor, den man immer wieder aus den politischen Stimmungsartikeln der amerikanischen Presse vernehmen kann. Es ist geradezu rührend, mit wie liebevoller Bevormundung das alternde Europa von den Yankees behandelt wird. Man spricht von den „old countries" in einem mitleidsvollen und zugleich rührseligen Ton, wie ihn etwa ein von starkem Selbstbewußtsein getragener Jüngling gegen seinen „alten Herrn" anzuschlagen beliebt.

Das sind, betrachtet man die Lage sine ira et studio, Symptome, die auf eine starke Verschiebung der wirtschaftlichen Kräfte hinweisen. Amerika ist nicht mehr das Kolonialland, das froh sein durfte, die überschüssige Bevölkerung Europas seinem Volkskörper einzuverleiben. Der Weltkrieg hat die Umschichtung der Staaten der alten Welt und die Machtverschiebung zugunsten der neuen, die sich seit Jahrzehnten angebahnt hat, vollendet. Amerika kann zur Not auf alle Geschäftsverbindungen mit Europa verzichten, da es Selbstproduzent und Selbst-

konsument größten Ausmaßes ist, wir können es nicht, Amerika ist zum Weltbankier geworden und damit zum Weltdiktator. Eine Tatsache, an der es nichts zu rütteln gibt.

Ob die Diktatur Amerikas eine dauernde oder vorübergehende sein wird, hängt von der Haltung und von dem Zusammenschluß Europas zu einer Wirtschaftseinheit ab. Der Völkerbund, in dem auch exotische Staaten mitzureden, ja über europäische Angelegenheiten zu entscheiden haben, wird uns diese Einheit nicht bringen. Einmal haben Asiaten über Oberschlesien, also über eine interne deutsche Angelegenheit das letzte Wort gesprochen, ein andermal waren es Brasilianer, die den Eintritt Deutschlands in den Völkerbund verhindert haben. In dieser Weise geht es wirklich nicht weiter. Das haben wieder die geschäftstüchtigen Yankees zuerst begriffen. Der Völkerbund verdankt zwar der Initiative des verstorbenen amerikanischen Präsidenten Wilson seine Entstehung, das hat aber die amerikanische Regierung, die inzwischen zweimal den Chef gewechselt hat, nicht davon abgehalten, diesem wunderlichen Gebilde gegenüber höchste Reserve zu beobachten. Es dürfte der Eintritt Amerikas in den Völkerbund wohl für immer ein frommer Wunsch der Bundesmitglieder bleiben. Dieselbe Haltung beobachtet auch Sowjet-Rußland. Ohne diese beiden Weltmächte würde der Völkerbund ein Rudiment bleiben.

Eigentlich hatte er schon bei dem Zank um die Ratssitze seine Entbehrlichkeit als Instrument des Friedens und der Völkerversöhnung bewiesen. Eine zweite Belastungsprobe hält er nicht aus. Wertvoller und auch praktisch durchführbar wäre dagegen ein Bund der europäischen Staaten mit dem Endziel eines einheitlichen europäischen Wirtschaftsgebiets. Man braucht dabei noch nicht an die in nebelhafter Ferne liegenden „Vereinigten Staaten Europas" zu decken, ein Zollverein würde schon als ein Fundament zum Aufbau unseres Kontinents genügen. Die Volkswirtschaft muß sich zur Kontinentalwirtschaft erweitern, der „geschlossene Handelsstaat" ist eine Erscheinung, die der Vergangenheit angehört. Die bisherigen europäischen Großmächte sind dem Wettbewerb der großen Kontinentalmächte nicht mehr gewachsen und sie laufen — ob sie als Sieger oder als Besiegte aus dem Weltkrieg hervorgegangen sind — alle Gefahr, in die finanzielle Hörigkeit Amerikas zu geraten und schließlich amerikanische Kolonie zu werden. Damit wäre der „Untergang des Abendlandes", den uns Herr Spengler prophezeit hat, besiegelt. Die Amerikanisierung der Welt kann aufgehalten und der Aufstieg des Abendlandes in ungeahntem Maße bewirkt werden, wenn Europa seine kleinen Differenzen ausgleicht und sich zu einer achtunggebietenden wirtschaftlichen Einheit zusammenschließt. Das kann aber nicht durch eine verschwommene Völkerbundpolitik geschehen, sondern durch einen zielbewußten und konsequenten Abbau der Zollschranken. Amerika würde sich aber dann dazu bequemen müssen, auf dem Fuße gleichberechtigter Kontrahenten mit den „old countries" zu verkehren und die Pose des Weltdiktators abzulegen.

Moskauer Bilanz

Von M. H. R. Brünner

Der Wiederaufbau Rußlands gehört zu den akuten Problemen der Gegenwart. Denn nebst den interalliierten Schulden und den deutschen Reparationszahlungen ist der Ausfall Rußlands eine der wichtigsten Ursachen der Weltkriese. Und der rege Handelsverkehr, der in den Vorkriegsjahren zwischen Rußland und Deutschland stattgefunden hat, macht diesen Ausfall für Deutschland besonders fühlbar.

Es entsteht sofort die Frage: Ist der wirtschaftliche Wiederaufbau ohne politische Rekonstruktion des Landes möglich? Vordem hatte die Frage nur rein theoretische Bedeutung. Nun aber ist im Programm der russischen Regierung ein großer Umschwung eingetreten. Das kommunistische Experiment ist als gescheitert erklärt worden, und als nächstes Ziel erscheint der Wiederaufbau der kapitalistischen Wirtschaftsordnung unter Beibehaltung der gegebenen politischen Organisation. Das ist der sogenannte „neue Kurs".

Das politische Programm gehört aber vorläufig der Welt der Wünsche und Hoffnungen an. Der Welt des Seienden gehören zunächst die objektiven Resultate der abgeschlossenen Entwicklungsperiode. Um die jetzigen wirtschaftlichen Möglichkeiten beurteilen zu können, muß man sich vorstellen, was aus Rußland im Gefolge des kommunistischen Experiments der Jahre 1917—1921 geworden ist.

Rußland befand sich in den Vorkriegsjahren im Stadium einer raschen, aber noch nicht abgeschlossenen Entwicklung der kapitalistischen Wirtschaft. In diese Entwicklung hat zunächst hemmend und zerrüttend der Krieg und haben dann die Bolschewisten eingegriffen, indem sie sich zum Ziel setzten, den Kapitalismus zu vernichten und das Land mit einer nachkapitalistischen, d. h. sozialistischen Wirtschaftsordnung zu beschenken. Von diesem Programm haben sie selbstverständlich nur den ersten Teil auszuführen vermocht: denn Zerstörung ist eine verhältnismäßig leichte Tätigkeit. Die Einführung des Sozialismus war dagegen Utopie und ist tatsächlich ausgeblieben. Statt der nachkapitalistischen ist die vorkapitalistische Ordnung zustandegekommen. Denn es unterliegt keinem Zweifel, daß jetzt in Rußland fast reine Naturalwirtschaft herrscht. Die Bauern, die mehr als 80% der Gesamtbevölkerung ausmachen, produzieren nur für den eigenen Bedarf, weil sie für Sowjetrubel keine Waren erhalten, und versuchen andererseits alles, was sie nötig haben, selbst zu produzieren. Die Tätigkeit der Fabriken steht größtenteils nur auf dem Papier. Infolge der Zerrüttung des Verkehrswesens ist das ungeheure Land wieder in eine Menge ganz kleiner Wirtschaftsgebiete zerfallen, die miteinander in ganz losen Beziehungen stehen. Die für das kapitalistische Wirtschaftssystem wesentliche Arbeitsteilung ist fast ganz verschwunden. Charakteristisch ist die Tatsache, daß der größte Teil der intelligenten Kräfte gezwungen ist, sich mit der einfachsten physischen Arbeit zu beschäftigen.

Die Folge des schnellen Verfalls der Volkswirtschaft ist eine relative Überbevölkerung des Landes. Denn die Größe der Bevölkerung, welche ein Land ernähren kann, hängt vor allem von der wirtschaftlichen Ordnung ab. Die Bevölkerung Rußlands ist der wirtschaftlichen Struktur

der Vorkriegsjahre angepaßt. Jetzt, bei der Rückkehr zur Naturalwirtschaft, ist sie zu groß.

Eine Spannung zwischen der Bevölkerung eines Landes und den produktiven Kräften desselben kann auf die Dauer nicht bestehen. Es lassen sich zwei Wege zur Lösung finden. Der eine ist Hebung der Organisation. Nach den Zerstörungen, die der Krieg und vier Jahre Bolschewismus hervorgebracht haben, würden zur Hebung der Wirtschaft auf die Höhe mehrere Jahrzehnte nötig sein. Man muß sich die riesenhaften Dimensionen der Wiederherstellungsarbeit vorstellen. Es gilt, dem Ackerlande die infolge der jahrelangen mangelhaften Bebauung verlorene Fruchtbarkeit wiederzugeben, das geschlachtete Vieh neu zu züchten, das Wasser aus den fast verlassenen Kohlengruben auszupumpen, die zum großen Teile dem vollständigen Ruin nahen Häuser und Fabrikgebäude in Ordnung zu bringen, die Eisenbahnen noch einmal aufzubauen usw. Ein sofortiger Wechsel der Regierung oder der Regierungsmethoden würde vielleicht die Spannung zwischen den Produktionsmitteln und der Bevölkerung abschwächen, aber nicht aufheben können.

Es bleibt also nur der andere Weg — die Verminderung der Bevölkerung. Der gewöhnliche Weg der Anpassung der Bevölkerung an die sinkenden Produktionsmittel eines Landes ist die Auswanderung. Durch Auswanderung ist zum Beispiel die Bevölkerung Irlands um die Mitte des 19. Jahrhunderts vermindert worden. Das Mittel der Auswanderung ist bei den jetzigen russischen Verhältnissen ausgeschlossen. Ebenso unmöglich ist die Übersiedelung innerhalb des Landes — es fehlt erstens an Gegenden, welche ohne gründliche Vorbereitung größere Massen von Einwohnern aufnehmen könnten, und es gibt zweitens keine Möglichkeit, die Technik der Übersiedlung zu organisieren. Es bleibt daher nur das grausamste aller Mittel — das Aussterben eines Teiles der Bevölkerung.

Dieses Aussterben findet bereits statt. So gab es im Jahre 1920 in Petersburg nach offiziellen Angaben 83 Sterbefälle und nur 15 Geburten per Tausend. In den letzten Jahren sind in diesem Sinne nicht nur die Wirkung der zufälligen Ungunst meteorologischer Verhältnisse, sondern das Produkt eines soziologisch notwendig gewordenen Prozesses. Zwar bleiben die Mißernten durch meteorologische Erscheinungen. Aber erstens ist die landwirtschaftliche Produktion so gesunken, daß Witterungsverhältnisse, welche in früheren Zeiten noch eine genügende Ernte zur Folge hatten, jetzt zu einer Mißernte führen. Zweitens konnte in früheren Zeiten der Mangel an Ernährungsmitteln in einem von einer Hungersnot heimgesuchten Gebiet durch Einfuhr aus anderen Teilen des Landes ergänzt werden. Jetzt ist diese Möglichkeit ausgefallen. Drittens erhöht bei den jetzigen Verhältnissen jede Mißernte die Wahrscheinlichkeit einer Mißernte für das nächste Jahr, die Bevölkerung verzehrte alles bis zum letzten Korn, die Bolschewistenbehörden aber sind außerstande, das für die Aussaat nötige Material rechtzeitig zu beschaffen. Die Resultate sind klar: selbst bei unveränderten meteorologischen Verhältnissen — und es ist nicht ausgeschlossen, daß sie sich infolge des Raubbaues der Wälder verschlechtert haben — müssen die Mißernten öfter als früher eintreten und stärkere und nachhaltigere Wirkung zustande bringen. Bei der absoluten Möglichkeit jeder wirklichen Abhilfe im größeren Maßstab bedeutet das

nichts anderes als einen unabwendbaren Hungertod für Millionen von Unglücklichen. Und es muß betont werden, daß dieser furchtbare Prozeß des Aussterbens für die nächste Zeit durch keine menschliche Kraft aufzuheben ist. Ein im gewissen Umfange aussterbendes Land! Für aktive Politik, für wirtschaftliche Ausbreitung anscheinend kein verlorenes Ziel). Die wirtschaftlichen Schwierigkeiten sind groß. Unüberwindlich sind sie wahrscheinlich nicht, besonders für ein mit Organisationstalent so stark ausgestattetes Land wie das deutsche. Aber das ist nicht alles. Man muß folgendes ganz scharf in die Augen fassen: ein Geschäft in Rußland läßt sich nicht mit einer Unternehmung irgendwo in Zentralafrika vergleichen, wo es eigentlich keine Staatsgewalt gibt. Bei der Frage der Betätigung an dem Wiederaufbau Rußlands muß man mit den gegebenen politischen Verhältnissen rechnen, welche durch den „neuen Kurs" nicht berührt werden sollen. Nicht nur die russische Wirtschaft, sondern auch die sowjetistische Staatsfrage ist grundlegend für das Problem des Wiederaufbaues.

Das Hohelied des Egoismus*)

Von Johannes Gaulke

Der Mensch hält sich in seiner eingebildeten Gottähnlichkeit für das höchstentwickelte Lebewesen, für die Krone und den Herrn der Schöpfung, für den praeceptor mundi. Er glaubt gar, sich zum Beherrscher der Natur aufgeschwungen zu haben, weil es ihm gelungen ist, sich einige Naturkräfte dienstbar zu machen. Im Grunde genommen steht er aber den Dingen hilfsloser gegenüber als seine vier-, sechs- und achtbeinigen Entwicklungsgenossen, die sich lediglich von dem Instinkt der Lebensfürsorge leiten lassen, die nicht wie der Mensch von selbstmörderischen und jeden wahren Fortschritt hemmenden fixen Ideen besessen sind. Jedes Blatt der Weltgeschichte lehrt es uns . . . „Ein Mischmasch von Irrtum und Gewalt."

In dem richtigen Erkennen der Naturgesetze und in ihrer Nutzbarmachung im Daseinskampf, insonderheit aber in der Bewertung der eigenen Natur und der ihr innewohnenden Triebkräfte hat es der Mensch nicht weit gebracht. Der Mensch ist dem Menschen das größte Rätsel. Darin liegt der Grund, daß es um die menschliche Gesellschaft so miserabel beschaffen ist. Das mußte wohl so kommen. Denn das verkehrte abergläubische Denken, das von Generation zu Generation sich weiterschleppt und in seinen Schlußfolgerungen weiter und weiter von der Wahrheit abirrt, mußte notgedrungen das Leben vergiften.

Mensch, erkenne dich selbst! über dem Portal der antiken Welt stand das Wort geschrieben.

Mensch, sei du selbst! Das war die Verheißung der Renaissance.

Selbsterkenntnis! Selbstbehauptung! Für den Menschen von heute sind es Worte ohne Inhalt. Wohlan denn, erfüllen wir sie mit Inhalt!

*) Nachdem im Märzheft der „Gegenwart" unser Mitarbeiter Hugo Marcus Stellung zu diesem vielerörterten Thema genommen hat, lassen wir Joh. Gaulke zu Worte kommen, ohne uns mit seinen Anschauungen und den davon abgeleiteten Schlüssen in allen Punkten zu identifizieren. Die Redaktion.

Erkenne, daß du ein Selbst bist, ein Ich, ein Egoist!

Der Mensch kann überhaupt nichts anderes sein, er kann keine Ausnahmestellung in der Natur einnehmen, da der Egoismus als das höchste und einzige Prinzip in ihm wie in allen Lebewesen, im Mikrokosmos wie im Makrokosmos, wirksam ist. Allen menschlichen Handlungen, allen auf Lust gerichteten Empfindungen liegt als bewegende Ursache der Egoismus zugrunde. Wer dem Menschen andere, sogenannte altruistische Beweggründe in seinem Handeln unterschiebt, oder gar menschliche Handlungen als Äußerungen reinster, „uneigennütziger" Nächstenliebe auslegt, belügt sich und die anderen.

Liebe ich das Objekt meiner Lüste um seiner selbst willen! Liebte Romeo die Julia und Julia den Romeo eins um des anderen willen? Nein. Ein jedes liebt das andere um seinetwillen, aus Eigenliebe, weil das Objekt seiner Liebe, seines Liebesverlangens Lustempfinden in ihm auslöst. In seinem Unterbewußtsein spricht es sich aus, der Instinkt sagt es ihm, daß er nur bei diesem und keinem anderen Objekt die höchste Lust finden kann. Das Objekt ist immer nur Mittel zum Zweck, nicht Selbstzweck, kann also nicht um seiner selbst willen geliebt werden. Auch der sublimsten Form der Liebe, der Mutterliebe, liegt als Motiv der Egoismus zugrunde. Mit dem Kinde und durch das Kind erhält das Leben der Mutter einen neuen Inhalt, eine starke Bereicherung des Innenlebens, die sich in den intensivsten Lustempfindung Ausdruck verschafft. Die Liebe in jeder Form ist Lebensbejahung. Lebensbejahung aber ist Ausdruck des Egoismus. Wer auf etwas, das die Lustempfindung steigert, verzichtet, wer der Askese sich zuwendet, ist ein Schwächling, kein gesund empfindender Egoist, mag ihn die Welt auch mit der Märtyrerkrone und dem Heiligenschein schmücken.

Dem Starken, dem Egoisten, gehört das Leben mit allem, was es an Schönheit und Reichtum birgt. Die Ratte frißt den Vogel, und sie wird, sobald sie sich an ihrem Raube gemästet hat, von der Katze gefressen. Kampf ums Dasein! Auslese der Tüchtigen heißt dieser Vorgang in der Sprache der Wissenschaft, freie Konkurrenz im Wirtschaftsleben. Wer etwas erreichen will, wer sich durchsetzen will, darf nicht an das Wohlwollen und die Liebe der Menschen appellieren, noch um ein Almosen und gütiges Verstehen betteln, sondern er muß kraft seiner Persönlichkeit das fordern, was ihm auf Grund seines Daseins gebührt. Seid ihr selbst! Kümmert euch nicht um die Angelegenheit der anderen, denn ihr habt genug mit den eigenen zu tun. Wer sich nicht durchzusetzen weiß, verdient, daß er zugrunde geht; er ist nichts wert. Laßt euch in eurem Handeln einzig von eurem persönlichen Interesse leiten! Auge um Auge, Zahn um Zahn! Ich lehre euch den Egoismus, den herrlichen, abgeklärten Egoismus, der von den anderen nichts will, der da sagt: Geh' mir aus der Sonne, Mensch, denn ich verdunkle dir das Sonnenlicht auch nicht! Was auch immer an dich herantreten mag, prüfe die Dinge auf den Wert hin, den sie für dich haben, und genieße sie. So nützt du dir am besten und schädigst die anderen nicht.

Ich beanspruche nichts von den anderen, mögen sie mir darum vom Halse bleiben mit ihren Ansprüchen an meine Person. Wie ich nicht gehorchen kann, so kann ich auch nicht befehlen, wie ich keine Vorgesetzten kenne, so kenne ich auch keine Untergebenen. Der Gedanke, über einen Menschen wie über ein Sachgut zu verfügen, ist mir in

tiefster Seele zuwider. Nur ich gehe mich etwas an. Es stünde besser um die Gesellschaft, wenn die Menschen den Mut hätten, zu bekennen: Wir sind Egoisten. Dann wüßte ein jeder, woran er ist, dann würde er sich nicht länger von „altruistischen" Erwägungen leiten lassen — und gedankenlos parieren.

Der Egoismus gilt gemeinhin, weil er mit vollem Bedacht mit der Habgier und der Herrschsucht in einen Topf geworfen wird, als das Kennzeichen und die Eigenschaft niedriger Naturen. Ohne Voreingenommenheit betrachtet, ist er weder eine gute noch eine böse Naturanlage. Egoismus ist nichts anderes als das Bekenntnis zum Ego, zum Ich, ein Durchdrungensein von dem Wert der eigenen Person, wodurch aber keineswegs die Geringschätzung und die Mißachtung des anderen bedingt wird. Im Gegenteil, da der Egoist sich jeden Eingriff in seine Angelegenheit verbittet, wird er folgerichtig auch die Eigenheit und das Eigentum der anderen respektieren. Selbstbehauptung im Daseinskampf! Der Egoismus ist aber nicht ohne weiteres mit dem Selbsterhaltungstrieb zu identifizieren. Man kann sterben aus Egoismus, um sein Ich zu betätigen, um nicht zum Sklaven der Zustände oder der Menschen zu werden. Der Egoist kann für seine Idee das Leben lassen, um dem, was ihn bewegt, Geltung und Fortdauer zu verschaffen. Auch dem Tode, wie ihn Romeo und Julia erlitten, liegt ein egoistisches Motiv zugrunde. Da das Leben ohne den gegenseitigen Besitz den Liebenden wertlos erschien, ihnen zu einer schweren Last werden mußte, hatte das Leben jeden Sinn für sie eingebüßt. Der Selbsterhaltungstrieb bleibt in Funktion, solange das Leben mit allen seinen Betätigungs- und Genußmöglichkeiten wert ist, gelebt zu werden. Fallen diese aus irgendeinem Grunde fort, ist das Leben für den Egoisten, als den sich selbst Genießenden, sinnlos geworden.

„Das Streben des sittlich empfindenden Menschen muß auf die Überwindung des Egoismus gerichtet sein!" Dies ist der Leitgedanke aller unklaren Welt- und Menschenverbesserer. Ihr Aushängeschild ist der Altruismus, das Leben für die anderen, die Abtötung aller selbstischen Triebe. Es sind schlimme Fanatiker, die das Evangelium der allgemeinen Hammelherdenseligkeit predigen. Sie üben nicht selten einen schauderhaften Druck auf diejenigen aus, die ihren Wahnideen keinen Geschmack abgewinnen können. In den heiligen Büchern der Menschheit ist manche Illustration hierzu enthalten. Jesus, dieser Gottmensch und Menschensohn, in dem sich der Altruismus, das Leben für die anderen in reinster Form verkörpert, verheißt den Ungläubigen, also denen, die seine göttliche Mission in Zweifel ziehen, alle Schrecken der Hölle (Evangelium Marcus 16, 16).

Seine Anhänger haben den Meister noch übertrumpft, indem sie den Ungläubigen und Andersdenkenden schon auf Erden die Hölle bereitet haben. Ich bezeichne die mit dem Gewand des Altruismus drapierten Bekehrungsfanatiker als entartete, einseitig abgestimmte Egoisten, weil ihr Egoismus sich nicht zu der Höhe der Erkenntnis zu erheben vermag, daß auch der Egoismus und die Anschauung der anderen dieselbe Berechtigung hat.

Der wirkliche Egoist, der von einem abstrakten Altruismus nichts weiß, kann überhaupt keine Proselyten machen, weil er sich selbst genug

ist und ihn die Anschauung der anderen nichts angeht. Aus eben diesem Grunde empfindet er aber auch jede Verletzung der Eigenheit der anderen als ein ihm zugefügtes Unrecht. Er wendet das Elend und die Knechtschaft aus einem gesunden Selbsterhaltungstrieb von sich und seinen Mitmenschen ab, nicht aus einem verschwommenen Gefühl des Mitleids und der Nächstenliebe. Sein Streben wird darauf gerichtet sein, die Welt reicher und schöner zu gestalten, als er sie vorgefunden hat, um sie in vollen Zügen genießen zu können. Der Weg des Egoisten ist nicht durch Trümmer, sondern durch Schönheit gekennzeichnet. Ihm ist das Leben kein ethisches, sondern ein ästhetisches Problem. Er wird daher alles, was Unlustgefühle in ihm hervorruft, mit aller Entschiedenheit von sich abwenden. Was er tut, tut er um seinetwillen, nicht um der anderen willen, auch nicht um der sogenannten guten Sache willen, die immer in den Wolken schwebt und zu nichts verbindet.

Die Welt, welche sich die Menschen unter unsäglichen Mühen errichtet hatten, mußte immer wieder in Trümmer sinken, weil die Menschen eine gar zu geringe Achtung vor der Persönlichkeit hatten, vor der eigenen wie vor der fremden, weil sie entartete und verlogene Egoisten waren. Der gesunde, schaffende, aufbauende Egoismus war in seinen Gegenpol umgeschlagen, in einer unbegrenzten, maßlosen Habgier erstarrt. Nicht auf dem abgeklärten Egoismus, der die Solidarität aller postuliert, baut sich die Gesellschaft auf, sondern auf dem blinden, krummen Aberglauben und dem Ungeist, der das Barbarische mittels einer raffiniert erklügelten Technik zur höchsten Vollendung erhoben und damit die Leiden des unglückseligen Menschengeschlechts tausendfach vergrößert hat.

Ist der Egoismus im Leben der Völker, namentlich im Wirtschaftsleben, wirksam gewesen? Hat er sich je in seiner Besonderheit ausgewirkt? Für einzelne wohl, auch für einzelne Stände und Klassen, niemals für die Gesamtheit aller Schaffenden. Es sind seit den ältesten Zeiten immer wieder sogenannte Herrennaturen, das heißt Menschen von unbezähmbarem Machthunger und Herrschaftsgelüsten hervorgetreten, die sich die Masse zum Objekt unbegrenzter Ausbeutung gemacht haben.

Worin bestanden die Machtmittel der Herrschenden, die es ihnen ermöglichten, sich seit Jahrtausenden in der Herrschaft über die Masse zu behaupten? Am Anfang war es die körperliche Überlegenheit, schon die starke Faust war ein Machtmittel. Auch die „geistige" Überlegenheit, die sich als Skrupellosigkeit, Verschlagenheit, merkantilische Pfiffigkeit u. dgl. äußert, ist in dieser Beziehung ein nicht zu unterschätzender Faktor.

Das alles genügte aber noch nicht, um die Machtposition der herrschenden Klasse dauernd zu sichern. Es mußte etwas geschehen, um die Masse in den Zustand geistiger Abhängigkeit zu bringen und darin zu erhalten. Zu dem Zweck mußten die ursprünglichen egoistischen Triebe des Volkes vergiftet, der Egoismus in sein Gegenteil umgebogen, zu einem verschwommenen Altruismus umgelogen werden. Das Denken des Volkes war von Grund auf dahin umzustellen, daß es in der herrschenden Klasse nichts anderes erblickte, als das Instrument einer

höheren Macht, die das Weltgetriebe nach ihren, dem gewöhnlichen Sterblichen unbegreiflichen Plänen leitet.

Das klare, voraussetzungslose Denken eignet freilich nur wenigen. „Der Hang ins Wesenlose und die Furcht vor den Dingen, die nicht sind", haben sich seit ungezählten Generationen in den Köpfen festgesetzt und das Selbstdenken ausgeschaltet. Wo aber das Denken aufhört, da setzt der Glaube ein. Man sucht immer etwas hinter den Dingen, ein Vorgang, der als das metaphysisch-abergläubische Denken zu charakterisieren ist, statt die Dinge zu nehmen, wie sie sind — um sie zu genießen. Das ist aber auch der Grund dafür, daß die auf den Altruismus Spekulierenden leichtes Spiel haben und sich der Egoismus niemals als Lebensprinzip durchgesetzt hat. Einerseits — andererseits! Oder auf die Formel eines Philosophen von heute gebracht: Man muß immer so tun „als ob"!

„Fortschritt" nach Form und Wesen

Von A. vom Berg

„Gewöhnlich glaubt der Mensch, wenn er nur Worte hört, es müsse sich dabei doch auch was denken lassen!" Goethe, Faust I.

Während gelehrte und ungelehrte „Optimisten" an einen unendlichen Fortschritt glauben, der sich höchstens in Zickzacklinie statt schnurgerade dahinbewege, meinen die „Pessimisten", die Menschen seien zu allen Zeiten ungefähr gleich närrisch und eitel, wofür dann „schlecht" nur ein anderes Wort ist. Auch diese Kategorie setzt sich ohne Rücksicht auf Gelehrsamkeit zusammen, aber nicht zu bestreiten ist, daß in ihr stark vorwiegend Leute von praktischer Welt- und Menschenkenntnis bemerkbar sind. So wenig wie äußere Gelehrsamkeit sind „Jugend" oder „Alter" das Entscheidende: Junge und Alte finden sich in allen Parteien und Lagern zusammen, wobei übrigens meist die „Familientradition" den Ausschlag gibt, d. h. naturgesetzliche Gewohnheit oder Trägheit („Mode") läßt den einzelnen in diesem oder jenem, oft luftdicht abgeschlossenem „Weltanschauungs"-Kreis geboren werden und aufwachsen. Allgemein gesprochen ist nichts natürlicher als die Übernahme der elterlichen Lebenserfahrung durch die Kinder, und wenn im Anfang politischer Betätigung breiterer Volkskreise nicht nur neben den Alten auch die Jugend, sondern sogar die Jugend in erster Linie auf den Kampfplatz tritt, so ist dies gerade aus solcher Natürlichkeit heraus zu begreifen, denn andernfalls wäre es sinnlos, widernatürlich, weil in aller Welt, unter Menschen wie unter Tieren, die physisch mannbare Jugend vom geistig gereiften Alter noch sehr vieles und meist das Wesentlichste und Wichtigste zu lernen hat, also zu selbständigem Tonangeben nicht fähig wäre.

Somit liegt die erwähnte Natürlichkeit auch allen „Jugendbewegungen" zugrunde und wirkt selbst da, wo die Jugend sich in ihren Forderungen mit größtem Elan „gegen die Alten" wendet; „alter Geist" ist eben gemeint. Sie fehlt im Grund sogar z. B. dann nicht, wenn heute ein siebzehnjähriger Jüngling einem parteigegnerischen Alten

von Verstand und Ansehen ungeniert ins Gesicht sagt, er sei „politisch nicht reif". Denn dieses Schlagwort — so dumm und frech es in manchen Mündern klingt — hat er ja von seinem Vater, von älteren Parteigenossen überhaupt, deren einfacher „Soldat" er auch dann nur ist, wenn er sich selbst als etwas anderes vorkommt. Die „Jungen" als Geisteskämpfer bzw. Himmelsstürmer sind stets eigentlich Exekutive eines entsprechenden Geistes überhaupt, der bisher zurückgedrängt war; was sie verfechten, stammt von den betreffenden, als alte und auch gelehrte Männer gestorbenen oder noch lebenden Partei-Theoretikern, denen im Kampf mit Gegnern einst selbst nichts anderes übrigblieb, als in Verfechtung ihrer höchsten persönlichen „Ideale", von den ihnen möglichen Einsichten abhängend, solche Worte zu prägen, mit denen, wenn Überredung der Gegenseite nicht gelingt, ja, eine eigene Umkehr in Frage käme, alle Einwände gegen — oft mit Fanatismus versuchte — Übertragung persönlicher Meinungen auf eine große Gesamtheit summarisch und total niedergeschlagen werden sollen.

Wenn der Dichter sagt: „Was du ererbt von deinen Vätern, erwirb es, um es zu besitzen!", so meinte er ein „ganzes Volk" und nahm dies — seinem Ideal gemäß — wie ein organisches Individuum; aber solche idealen Ganzen kommen in der realen Wirklichkeit nicht vor; nur jeweils Personen streben nach Erhaltung und Vermehrung väterlichen Besitzes, dies tut nun aber jeder auf seine eigene Weise, nach seinen Gesichtspunkten, seinem Wissen, Glauben, Geschmack usw., kurz den ihm gemäßen oder möglichen Einsichten entsprechend. Denn ein anderes ist niemand möglich und selbst die Größe des Genies besteht nur darin, daß es ihm gelang, seine Ideen auf viele oder bedeutende Menschen zu übertragen, was mit anderen Worten auch heißen kann: das Genie ist die Persönlichkeit, in der das jeweilige Sehnen der Zeit seinen besten Ausdruck findet. Immer liegt eben ein Verhältnis von „Ding und Gegending" vor, dessen Wesen Kampf und Hinneigung zugleich ist. Wo nur zwei Personen eine Schule oder Partei bilden, liegt bereits ein Kompromiß vor und lange vorher, ehe einem ganzen Volk zugerufen werden kann, es solle das väterliche Erbe wahren, gibt es über die Beschaffenheit dieses Erbes eine ganze Menge Lehren, die teilweise genau Entgegengesetztes behaupten. So meint bei allem Streit im Grund jeder dasselbe, nur hat es auch jeder nach seinem eigenen Empfinden gefärbt. Wie man nun den Streit (der schon in jeder eigenen Feststellung liegt, die wieder zur Kritik führt) Einigkeit, die Einigkeit Streit nennen könnte, so ist aller „Fortschritt" dem Ganzen nach ein Feststehen alles Wesentlichen, und was sich allerdings ständig, oft langsam, oft schneller, ändert, das sind die äußeren Formen, die Bezeichnungen, von denen leider zu sagen ist, daß sie für viele das Einzig-Wahrnehmbare bleiben, so daß z. B. die einen den Krieg, die andern den Frieden zu lieben meinen, während doch beide nur bestimmte Formen von „Krieg" und „Frieden" meinen, die gewöhnlich beide veraltet sind, d. h. dem Empfinden und Denken der Weitsichtigsten nicht mehr entsprechen, die wenigstens ein Gefühl dafür haben, daß beide Namen Kompromisse zwischen tätigem Kampf und trägem Gehenlassen bezeichnen, der ganze Unterschied also nicht im

Wesen, sondern nur in der Form bzw. im Grad liegt. Wie denn auch jeder praktisch weiß, daß ein Frieden unerträglicher sein kann als ein Krieg, daß z. B. ein ritterlich geführter Krieg einem sogenannten faulen Frieden vorzuziehen ist.

Nach dem Gesagten ist es klar, daß niemals in der Weltgeschichte die „Jugendbewegung", wie sie heute verstanden wird, irgendeinen Sieg oder Fortschritt erzielt haben kann. Stets handelt es sich um den Durchbruch eines „neuen Geistes" schlechthin, der aus dem „alten Geist" herausgewachsen sein muß, wie z. B. die „Kultur" aus der „Unkultur". Daß in Zeiten jugendlicher „Gleichberechtigung" jeweils die Jugend als Vertreterin des neuen Geistes genannt wird, ist leicht verständlich, in Wirklichkeit ist jede Entwicklungsphase Produkt des Kampfes zwischen älterem und neuerem „Geist", ein neues Kompromiß liegt nur vor und nun frägt es sich, welches neue Wesen damit gegeben sei. Landläufige Geschichtsbetrachtung findet ein solches neue Wesen immer auf und kann es ganz genau beschreiben. Da wurde um einen bestimmten Termin „die Sklaverei abgeschafft", da und dort wurde „an Stelle brutaler Gewalt die Freiheit gesetzt", und momentan behaupten wirkliche Regierende, Volksvertreter, Gelehrte und eine Unmenge Leute, den unglaublichsten Tatsachen zum Trotz, aus denen das genaueste Gegenteil zu lesen wäre, 1918 sei „die freieste Republik der Welt" gegründet worden. Gewaltig tobt der Streit um die Frage, ob die Monarchie oder die Republik die beste Staatsform sei, ganze Bibliotheken gibt es darüber, Staatsform und wieder Staatsform heißt das Streitwort, aber wer hat sich schon wenigstens darüber gewundert, daß einer dieses Wort zehntausendmal lesen kann, ohne nur einmal auf das zugehörige und weit wichtigere Wort „Staatswesen" zu stoßen? (Wo es vorkommt, steht es für „Staat" schlechthin; das, was es in unserem Sinn auszudrücken hätte, die lebendige Art, wie ein Staat wirtschaftet, wird, wenn schon einmal davon die Rede ist, für den einzelnen Fall umschrieben.) Ein eigentlicher Bedarf für eine allgemeine Bezeichnung des Ausschlaggebenden liegt also nicht vor und das fehlende Werkzeug beweist die fehlende Arbeit.

Ob ein Kuchen in runder oder eckiger Form gebacken ist, darauf kommt es nicht an, sondern auf den Teig als Material. Man könnte nun tausend wichtigste Bestandteile unserer Kultur hernennen und bei jedem zeigen, daß stets nach der äußerlichen Form, nie nach dem Wesen, also im rechten Sinn überhaupt nicht „gewertet" wird. Liegt unter solchen Umständen jeweils bei geschichtlichen „Umwälzungen" überhaupt ein „Neues" vor? Wenn die Form ausschlaggebend ist, kann man für Brot Kuchen sagen, aber die Speise ist dann genau die gleiche; nur ein neues Wort kam auf. Geht es derart allgemein zu, dann sieht es mit dem „Fortschritt" natürlich recht fraglich aus und die praktisch-klugen Pessimisten haben recht; wobei es übrigens ein Glück ist, daß „Pessimisten" so wenig wie „Optimisten" irgendwo in „reinem" Zustand vorkommen, daß vielmehr auch hier „Ding und Gegending" wirksam sind, die beide als treibende Wesen ohne Schaden miteinander verwechselt werden dürfen. „Name ist Schall und Rauch." So haben wir schließlich allen Pessimismus dem Optimismus, allen Optimismus dem Pessimismus zu danken und es wird Zeit, daß be-

griffen wird: Die Wahrheit liegt nicht nur manchmal (wie bekannt ist), sondern immer im „Paradoxen".

Und so kann auch gesagt werden: Wie groß der Fortschritt, so groß der Rückschritt! Was fortschreitet, ist dann die Rede von der Sache, was rückschreitet, ist der (größer werdende) Unterschied zwischen lebendiger Sache und ihrer Bezeichnung, und das Bleibende ist die Sache, das Wesen selbst. Die „Moral" z. B. wächst aus naturgegebenem Grund und verharrt auf ihm, d. h. sie steigt und fällt nur mit diesem Grund, den lebendigen Bedingungen des Daseins. Die Moral formeln können hoch und höher steigen, entfernen sich damit aber nur von der Moral selbst und hängen schließlich hoch in der Luft, während die lebendige Moral am Boden liegt. Dies ist der Punkt, wo entweder eine gründliche Umkehr im Kulturwesen stattfindet oder der Untergang erfolgt. (Von allen in sich selbst erstorbenen Kulturen muß festzustellen sein, daß sie „sehr hohe" Kulturen waren, da ja bisher nur die eine Wagschale betrachtet wurde, nämlich die mit den Kulturlehren, und damit steht zugleich fest, daß zuletzt die lebendige Moral sehr niedrig stand.) Sinkt die Moralformel, so nähert sie sich eventuell der wirklichen Moral, aber am sinkenden Gerede wird der Moraltiefstand erkannt und alsbald setzt ein künstliches Höhertreiben ein, jedoch mit einem bedeutenden Unterschied zwischen wirklichem und angeblichem Kulturgebaren: gesunde Völker treiben die Schale mit der lebendigen Moral höher, kranke die mit den moralischen Worten, wodurch das Lebendige noch tiefer gedrückt wird. Wären Tun und Reden je in genauem Einklang, so stände die Wage still, aber dergleichen ist im Lebenskampf unmöglich, das „Ideal" wäre hier also, daß die Schwankungen in möglichst kleinen Grenzen verliefen. Nicht viel will es offenbar bedeuten, wenn das ganze Wagesystem transportiert wird, etwa vom griechischen durch den römischen in den abendländischen oder christlichen Kulturkreis; denn dies bedingt nur andere Umgebungserscheinungen. Weise ein neuer Kulturkreis andere Schwereverhältnisse auf, so gelten sie für beide Wageteile (für Tun und Sagen), deren Verhältnis braucht sich also durch einen Gesamttransport nicht oder nur soweit zu ändern, als die grundlegenden allgemeinen Lebensbedingungen verschoben werden. — —

Es wird klar und klarer, daß sich auch hinsichtlich einer gründlichen Kritik des Weltgeschehens ein „neuer Geist" vorbereitet, der darauf verzichten kann, von einer persönlichen Meinung zu verlangen, daß sie die Meinung Aller sei. Was anders als ein intuitives Erkennen zeitgemäßer Notwendigkeiten liegt z. B. bei dem Iren Bernard Shaw vor, den man den größten Dichter Englands nennt? „Die goldene Regel ist, daß es keine goldenen Regeln gibt. — Freiheit bedeutet Verantwortlichkeit, das ist der Grund, weshalb die meisten Menschen sich vor ihr fürchten. — Der niederträchtigste Fruchtabtreiber ist der, welcher versucht, den Charakter eines Kindes zu formen. — Der moderne Gentleman ist einer, der genug Geld hat, um das zu tun, was jeder Tropf täte, wenn er sichs leisten könnte, d. h. er verzehrt, ohne zu erzeugen." — Diese und andere Aphorismen von Shaw decken sich völlig mit der hier vertretenen, an solider Realphilosophie orientierten Anschauung. Daß Shaw jedoch nur intuitiv, ohne begriffliche Klarheit arbeitet, ergibt sich aus anderweitigen Aussprüchen von ihm, die gründ-

liche Irrtümer aufweisen, wie z. B.: „In einer häßlichen und unglücklichen Welt kann sich auch der reichste Mann nichts als Häßlichkeit und Unglück schaffen." (Hier ist der Eindruck, den die Welt auf den Einen macht, mit dem Eindruck, den sie auf den Andern macht, verwechselt. Diese Sache drückt unser Fritz Reuter richtiger aus: „Was dem Einen eine Eule, ist dem Andern eine Nachtigall!")

Lütt Mammuth

Von Rudolf v. Lossow

Dort, wo die Püttlach, der lütte, lachende Bach im Dahinschäumen gehemmt wird, wo er sich zu Terrassenseen staut, in denen die Forellen schnalzen, dort klettert man aus dem Luftwagen auf die Erde herab. Ja, mit dem Luftwagen ging's durch die Fränkische Schweiz, mit den Raben kreiste man um die Burg der Rabensteinerin, mit dem Schatten Richard Wagners kniete man zu Füßen des Schlosses Gößweinstein und fühlte die Geburt des Gralsmotivs, mit Albrecht Dürer blinzelte man halb ernst, halb heiter über die Steinfratzen der Felsen. Anstrengend war der Tag gewesen, nun, da er zur Neige ging, sollten wir noch das Großartigste sehen: eine große Tropfsteinhöhle, das Teufelsloch. Der Luftwagen drosselte seine Motore ab, der eine war braun, der andere ein Fuchs. Ja, in der Gegend, wo die Luft schon südlich, schon romantisch weht, wo bewußt die mit hartem, trockenem Pr anfangenden Preußen und Protestanten als Feinde alles Farbenfrohen gelten, dort heißt man halt einen Kremser einen Luftwagen. Und es ist auch nicht teurer. Also, dort, wo die köstlichen Forellen schnalzen im stillen, feierlichgrotesken Schüttersmühler Tal, eine kleine Stunde hinter Burg Pottenstein, allwo einst die süße, heilige Elisabeth eine Zuflucht fand, dort geht's ins Teufelsloch, den Berg auf glitschigem Weg zwischen alten Bäumen empor, nicht um Aussicht zu genießen, sondern um ins Innere der Erde zu steigen. „Meschugge", schimpft mein Berliner, „widersinnig", bestätigt kategorisch mein Königsberger. Ich höre nur halb hin und freue mich doppelt der grünsonnigen Gegenwartswelt und der Vorwelt, die ich sehen soll, denn man hat mir versprochen, daß ich Mammutknochen und Höhlenbären der Vorzeit, Pflanzenfresser sehen und mit Händen greifen soll. Von riesigen Ausmaßen ist die Vorhöhle des Teufelslochs. In breiten Platten schiebt sich das Juragestein übereinander und bildet einen ungeheuern Bogen, groß genug, um einst den Riesentieren der Vorzeit, jetzt um einer Restauration, Schutz zu bieten. Im Hintergrund öffnet sich ein schwarzes, gähnendes Etwas, der Höhlenschlund. Aus der Tiefe blinkt ein Licht. Wir treten ein und es geht Gänge um Gänge abwärts. Ein Führer vorn, einer hinten, dazwischen wir Luftwagengesindel. Dem Berliner steht die Klappe nie still, der Gang wird eng. „Na bleibste ooch nicht stecken?" muß er mir zurufen, ausgerechnet in dem Augenblick, als ich mich für eine Dame schlank mache, was mir, da ich in der Tat sehr klein, aber dafür gemütlich rund bin, schwer fällt. Trotz des Ärgers hatte ich die Erklärung des Führers noch in mich aufgenommen, also das war der Gang, den die Bären einst tappten und wo sie an einer Ecke, behäbig langschlurfend, den Fels glattscheuerten. So oft, so viele, so jahrtausend-

lang sind sie da durchs Leben getrottet, wechselnd aus Nacht zu Licht. Und bald ist meine Freude groß: Mammutknochen von Großen und Lütten im Kalksinter, dazu ein Bärenfriedhof, eine stille kleine Höhle, abseits, da gingen sie sterben jahrtausendelang bei den Gebeinen ihrer Ahnen; zuletzt um eine Biegung herum schreckt unvermutet ein ganzes, aufrechtgestelltes Höhlenbärenskelett, tatsächlich mit Backenzähnen wie eine Kuh. Ich muß an den Urbären aus Hinter-Tibet denken, ob dieser Alte hier auch weiß war mit schwarzem Riesenschädel und schwarzen Pfoten? Lang hab ich nicht Zeit zum spintisieren, die Führer lassen die mannigfachsten Tropfsteinbildungen auf uns los, da gibt es Wasserfälle und Kanzeln zu bewundern, Speckschwarten und Fellhandlungen, Eingeweide, Orgeln, Köpfe, Vögel, Moscheen, selbst die Statue Napoleons wird gezeigt. „Natürlich, wo sollte der sonst sein, als in der Teufelshölle", denke ich. Tropfsteine, nichts als Tropfsteine, bald steh ich ganz betroffen: vor mir der „Große Millionär", „Der Iroße", sagt der unverbesserliche Berliner, „det wär bei uns een Kleener." „Der kleine Millionär" ist auch vorhanden und mißt mehrere Meter im Umfang, selbst er ist Millionen Jahre alt, denn der Tropfstein wächst einen Millimeter in 13 Jahren. Einige Schritte weiter steht am Eingang einer mehrere Stockwerke hohen Höhlung der „Baum des Lebens", die Weltenesche in klein. Einige Meter hoch der Stamm und ein Blätterdach von Miniaturstalaktiten. Das Ganze so groß wie eine alte Dorflinde, aber an Wachsenszeit sie ums millionen- oder gar milliardenfache übertreffend. Ein Dorflindenalter durch das Mikroskop einer Inflation gesehen. So etwa. Der Anblick ist hinreißend, Erdvergangenheit wie eine Traumgestalt greifbar. Vieles ist da unten zauberhaft besonders, wenn im Magnesiumaufflammen die geschlagenen Stalaktiten wie Glocken dröhnen. Über Stufen, Treppen, Schlünde geht es endlich hinaus in ein Felslabyrinth: offene Gänge, ähnlich jenen tief im Innern der Erde. Sonne, Grün, unwahrscheinliche Wärme von unvergleichbarer Art umfängt uns, lullt uns ein nach der harten Grabeskälte da unten.

Erfreut und müde zugleich besteigen wir wieder den Luftwagen, es ist schon spät, holterdipolter geht die Fahrt bergab, über Tüchersfeld ins Wiesenthal. Das ist das seltsamste Dorf, das je mein Auge sah. Mitten in Tal und Dorf ragen zwei riesige Felskegel empor und daran geklebt wie Schwalbennester hangen und bangen Häuserchen, dreckig und wacklig; kein Christenmensch wohnt dort, nur Juden, nur Geschäftelmacher, lebend von Fell- und Pferdehandel, hausen da. Beim Zurückschauen schien mir der eine Fels wie ein hockendes Mammut, das den Rüssel aufwirft. Träumerisch, sagenhaft umweht es mich, der Wind durchblättert leise den deutschen Wald, mir deucht, als rauschte es in Steinkohlenpflanzen. Der Wagen holpert, der Hemmschuh quitscht, ob Mammuttrompetentöne so gellten? Herden der Riesentiere sehe ich vorüberjagen, sie stampfen einher, daß die Berge erzittern und dennoch neugierig ihren wandelnden Kollegen nachschauen. Haben die Berge nicht Gesichter ringsum? Ja, schon damals legten sie ihr Antlitz mißbilligend in Bergfalten: Unerhört, daß so etwas wie unseresgleichen dahergaloppiert! Man explodiert wohl mal, oder macht einen Buckel, aber ein anständiger Berg, und wenn er noch so lütt ist, galoppiert doch nicht! Na, die Mammuts überhaupt, sagten die Berge und zuckten die Achseln, daß Baumriesen splitterten, Seen abstürzten und Flüsse bergaufliefen. Ja, bei solch einem „müllern"

stolperte wohl manch so ein Bergriese selbst und bog sich und kam aus dem Gleichgewicht, ist auf den Kopf gefallen (klug waren sie nie), streckte das Hinterteil steil in die Höh und dann bekam er in den Bauch das Kollern (ob die Berge auch Pflaumen und Buttermilch aßen?), und in diesen Luft-Leeren da bildete sich das, was wir Höhlen nennen, das sind die alten Eingeweide des Erdgeistes, des Bergriesen. Teufelsgestank und Teufelshöhle, natürlich!

Unter mir mahlen die Räder, in meinem Schädel mahlen Zeiten und Zahlen, schütteln Gedanken, Bärenzähne, Mammutknochen durcheinander. Der Unterbewußte präludiert, der Aufpasser und Verkehrsordner, der Gehirnschupo hat Nachturlaub. Um mich herum versickert das Gespräch, der Laternenschein tanzt durch die Augustnacht, Sternschnuppen flitzen, flunkern sich durch den Weltenraum.

Flunkern? Wer wird denn flunkern! Glück haben. Eine Höhle entdecken! Nobelpreisträger der Antidiluvialzeit. Goldgötze aus Dollarika. Ich steige aus wie ein Seekranker auf hoher See, ich halt es nicht mehr aus, ich muß den Berg hinan. Der Felskopf grinst, eine Maulspalte feixt. Dennoch, ich krieche hinein, ein Erdstoß, holterdipolter, jetzt schließt es sich wohl. Ich falle vorn über . . . und . . . bin in einer Mammuthöhle. Es ruckt und stößt und ich bin reich. An der Wand lehnt ernst ein Mammut und schweigt, nur der Rüssel schwankt, schwankt so langsam ruckartig nach rechts und hebt sich dann heftig und schwankt wieder. Aber ruckartig nach rechts und hebt sich dann hastig und schwankt wieder. Aber unten, unten da lagern drei Lütt-Mammuts, die sind spielend gestorben. O, eins schenke ich dem deutschen Museum in München, dann kriegt das 'ne Tafel um, da wächst es in Tropfsteinen darauf: Geschenkt von Herrn v. Lossow. Dann sagen alle: „Wie nobel, ein ganzes, altes, lütt Mammut! Das ist mal noch 'nen Mäcen." Und der Hektor, dieser Knallidiot, diese Kläffgranate, der frißt das Fleisch. Wie lange der wohl zu der Mammut-Mama braucht? Mir ist, als versinke ich tiefer in Nacht. Der Rechenbazillus kreist im Hirn, Zahlen sausen wie die Sterne am Münchner Planetarium. Was will nur dort der helle Klecks? Er plagt mich wie der blinde Fleck im Augapfel, mit dem ich durchaus sehen will. Jetzt weiß ich's, der helle Klecks wird golden, sonnig, er ist die Geldquelle. Richtig. Ein Lütt-Mammut muß anmutig mit Mama spielen, so etwa wie ein Zille-Bild, so soll das sein, aber das dritte . . . Speckkönig von Chicago . . . Preis? — Es rattern Räder, es hämmert und kreist. Dollarkurs. Trommelfeuer und Inflation, Standardträume des Schreckens. Das alte Mammut schnarcht. Ich frage das lütte: Entschuldigen Sie, sind Bubiköpfe und gebogene Stoßzähne noch immer die große Mode? Stoßzähne, wer borst denn da? Ah, Sie sind auch im Gaskrieg umgekommen, so so, das machten dazumal schon die Berge! Immer bringen die Großen die Kleinen um, nur mit den Weinflaschen und den Menschen ist es anders. — Wie bitte? Dort Chicago, all right, hier Lossow . . . . Chicago — Lossow! . . . . 17 Trillionen 700 Billionen 777 Millionen für das Lütt-Mammut. — Dieser verdammte Stoßzahn! Was Blödian?

„Hast du Blödian nun ausgeschnarcht?"

„So was am Telephon — Lütt-Mammut! Lütt-Mammut!!"

„Wahrhaftig, det paßt auf dir, det bist du!"

„Schau die Glühwürmchenparade", sagt der Königsberger. Unter ringsum dröhnendem Gelächter fall ich vollends schmerzhaft vom Sitz. Vor den Augen sprühen mir Funken. Sternschnuppen der Augustnächte sind es, merke ich endlich.

„Drei Mark Fahrpreis mußt du zahlen", meckert der Berliner.

Alles ist harte Wirklichkeit, nur nicht Lütt-Mammut.

Das aber ist mein Spitzname geworden.

Meine Freunde

Von Elin Pelin

Die Weidenwiese ist der Name eines kleinen Tales, das zwischen hohen, bewaldeten Hügeln liegt und einem freundlichen, von der Sonne beschienenen Zimmer gleicht.

Mitten im Tälchen gibt es einen schönen, üppigen Strauß von schlanken Birken, hohen Espen, jungen Buchen und zwei Pappeln. — Mitten durch diesen Strauß fließt ein kleiner Fluß, der auf dem nahen Berg entspringt. An diesem Ort, in den Zweigen des großen Straußes, versammeln sich täglich von Anfang April bis Ende August die geflügelten Sänger aus dem nahen Walde zum Spielen und zu Liebeszusammenkünften.

Ich schlich gern zu diesem Ort, legte mich ins duftende Gras und beobachtete. — Die meisten dieser Sänger kannte ich persönlich, und im Mai kam ich jeden Tag, um sie zu sehen. — Da hatten zwei bescheidene, graugekleidete Nachtigallen ihre Nester; die jungen Gattinnen brüteten.

Von irgendwoher kam ein kugelrunder, dunkelroter Spatz, der wegen seines Witzes ungemein beliebt war, aber durchaus nicht in hoher Achtung stand. Er machte in ziemlich unverschämter Weise einem Distelfinkweibchen den Hof. — Auf die Spitzen der Birken setzten sich gewöhnlich zwei Amseln nebeneinander, die den Sonnenaufgang immer meldeten, und die ein Muster der Gattentreue waren. — Auf einer Erle saß ein eitles Rotkehlchen, das den Häher beneidete und den unverschämten Spatzen verliebt ansah —, auf einen Kornelbaum setzte sich ein Kuckuck, der immer zu spät kam. — Ihm gegenüber hüpfte ein dummer Eichelhäher, der eitel war auf seine schönen Federn und sich über die ewigen Trauergewänder des Kuckucks mokierte; dieser, stolz wie ein Witwer, der den Tod seiner Frau verdient hat, zürnte ihm nicht.

Hoch oben in den Zweigen eines Ahorns nisteten zwei Distelfinken, Neuvermählte, die sich vor lauter Verliebtheit fast verzehrten, furchtbar eifersüchtig waren und sich immer auf den Fußtapfen folgten. Trotz alledem aber hatte das Weibchen sich mit dem Spatzen eingelassen.

In achtbarer Entfernung von diesem Orte saß auf einem Baum, der seine halbverdorrten Äste wie in Verzweiflung zum Himmel streckte, eine einsame Taube; sie war traurig und in Gedanken versunken, von Zeit zu Zeit furrte sie geistesabwesend. Trotz der offenkundigen Liebesanträge des Eichelhähers blieb sie ablehnend und hielt sich ganz für sich, sie mied die lustige Gesellschaft.

Ich lag auf dem Rücken, wie ein riesiger Käfer im Gras, und der Strohhut, der meinen Kopf vor der Sonne schützte, sah aus wie ein großer Pilz in der Wiese. — Das lustige Völkchen des Straußes schenkte mir keine Beachtung, es ahnte meine Anwesenheit gar nicht. — Nur der Spatz schöpfte einmal Verdacht, flog tief über meinem Kopf und zwitscherte warnend. Ich verscheuchte ihn aber, und er war so rücksichtsvoll, mich nicht zu verraten. Außerdem bestach ich ihn auch ein paarmal, indem ich ihm heimlich Getreidekörnchen zuwarf.

Die Nachtigallen saßen auf den aschfarbenen Zweigen und waren fast unsichtbar; trotz aufmerksamen Hinsehens konnte ich kaum ihre Nester unterscheiden, in denen geduldig und mit hoffnungsvollen Träumen ihre Lieben brüteten. Jedes der beiden Nachtigallenmännchen setzte sich vor das Nest seines Weibchens und sang tagelang, ohne sich zu rühren. Sie sangen mit herabhängenden, zitternden Flügelchen, mit emporgehobenen Köpfchen sangen sie, und die kleinen Körper zitterten vor Begeisterung.

Der dunkelrote Spatz war ein gewaltiger Ruhestörer; er machte oft witzige Bemerkungen über die Damen, daß das schamhafte Rotkehlchen eine ganze Stunde lang kaum wagte, den Blick zu erheben. — Manchmal war er besonders guter Laune; dann versammelte er alle um sich und erzählte etwas. Plötzlich aber, ehe man es sich versah, gab er dem Gespräch eine ganz andere Wendung; alle fingen an, sich zu zanken, und unbeschreiblicher Lärm erhob sich. Der Eichelhäher mischte sich nicht hinein, er hielt sich in einiger Entfernung, wie es sich für einen vernünftigen Vogel gehört, und rief: „Dummköpfe, Dummköpfe!" — Und das Rotkehlchen hüpfte auf einen einsamen Dornstrauch und flötete seufzend: Mein Gott, wie liebe ich diesen Spatz! Er ist ein Schwerenöter, aber ich kann nicht anders, ich liebe ihn doch!

Die Gattin des Distelfinks sah ihn zärtlich an, stieß ihren eifersüchtigen Buntrock an und meinte naiv: So ein geistreicher und sorgloser Spatz! — Alles gleitet an ihm ab, er bekümmert sich um nichts! —

Und der Gatte antwortete zornig, vor Neid bebend: Laß diesen Sittenverderber! Er hat keine Zukunftsaussichten. Sieh, was er für einen schwarzen Kragen umhat!

Aber, Liebster, im Gegenteil: ich finde, er kleidet sich mit besonders großem Geschmack. Sieh doch, seine dunkelroten Flügel sehen aus wie eine reife Sauerkirsche. Und er hat einen so lustigen Blick —, gefällt er dir etwa nicht?

Ja! Ja! schrie der Gatte, vor Eifersucht bebend. Ich weiß, daß er dir gefällt; er weiß es sehr gut, und du brauchst mir den Beweis nicht erst zu geben — — nein, das brauchst du nicht! — Die Stimme des Verliebten zitterte, seine Augen wurden feucht. Er flog abseits, damit niemand seine Schwäche sah und seine heißen Tränen.

Da tat er seiner Gattin leid; sie sah, was sie angerichtet hatte, flog schnell zu dem Tiefgekränkten hin, fand ihn in den Zweigen und überschüttete ihn mit Zärtlichkeiten.

O, diese arglistigen weiblichen Liebkosungen, die im schreienden Widerspruch zu den Tatsachen stehen und den Mann weich, nachgiebig und blind machen; so dumm machen sie ihn, daß er nicht verzeiht, sondern sich entschuldigt. — Der zärtliche Liebhaber, durch die Liebkosungen erweicht, bat unter Tränen um Verzeihung und nannte sein buntes Distelfinkweibchen mit tausend Kosenamen: Meine Liebste! Mein Liebchen, du, ein Teilchen vom himmlischen Regenbogen! Du, die auf einem Sonnenstrahl zu mir gekommen ist! — Du, für die der liebe Gott die Sonnenblumenkerne geschaffen hat! — Verzeihe mir, Liebste, zürne mir nicht! Zürne deinem bösen, eifersüchtigen Mann nicht. Glaube mir, ich leide furchtbar, weil ich dich beleidigt habe; aber es geschah nur aus Eifersucht, aus Liebe . . . O, wenn ich denken müßte, daß du mir nicht verzeihst, ich würde mich den Krallen des Falken preisgeben . . . !

Ich verzeihe dir, Liebster, ja, ich verzeihe dir! — Du darfst nicht so sprechen, deine kleine Frau weiß, daß du dumm bist; sie zürnt dir nicht.

Diese Geschichten wiederholten sich jeden Tag.

Wenn der Kuckuck, der ein gelehrter, emanzipierter Vogel war und ein eifriger Anhänger der freien Liebe, sie hörte, sagte er ihnen ins Gesicht: Pfui, ihr Unglücklichen! Eure alberne Liebe ekelt mich an! — O, du . . . du, der du fremde Frauen verführst zu eigennützigen Zwecken! schrie der Häher, heißen Zorn und Haß in der Stimme.

Aber der Kuckuck lachte verächtlich, flog fort und rief: Vorurteile, veraltete Vorurteile! —

Amour! Amour! sagte die Taube von ihrem alten Baum herab, und dann verfiel sie wieder in tiefes Sinnen.

Oft kam auch ein schwarzer Specht, der durch und durch ein Pedant war. Man hielt ihn für einen Gelehrten. Er war Doktor der Philosophie, hielt Vorträge über Ästhetik, haßte den Spatz und sprach begeistert von den Nachtigallen, auf deren Bäumen er Ameisen vermutete. Er schöpfte seine tiefe Weisheit und alle seine Kenntnisse aus den zahlreichen Lehren und Worten, welche die Zeit auf die Borken der alten Bäume gezeichnet hatte, und aus den Hieroglyphen, die die Menschen in die graue Rinde der Espen ritzten. Der Spatz versagte ihm seine Achtung; er nannte ihn einen Schwindler, Buchstabenfresser und Betrüger. Die anderen Vögel fürchteten ihn, sie mochten ihn nicht leiden wegen seiner Abgeschlossenheit und Unaufrichtigkeit.

Einmal sagte der Specht dem Distelfinkweibchen tiefempfundene Komplimente über seine Schönheit; von dem Augenblick an begann sie mit ihm zu kokettieren und äußerte den Wunsch, von ihm Privatstunden über Poesie und Ästhetik zu nehmen.

Als das der Spatz erfuhr, verging er vor Kummer. Er traf den Distelfink und erzählte ihm eine unglaubliche Klatschgeschichte.

Aber der vertrauensselige Gatte haßte den Spatz aus bekannten Gründen und glaubte seinen Verleumdungen nicht.

Da machte sich der Spatz ans Werk. Eines Morgens früh kam er, begrüßte das Rotkehlchen, setzte sich neben sie, ohne das Distelfinkweibchen, das ein in die weiße Borke einer Birke eingeritztes Herz betrachtete, im geringsten zu beachten. — Ich danke ergebenst für die Aufmerksamkeiten! sagte sie endlich tiefgekränkt mit schlecht versteckter Eifersucht.

Entschuldigen Sie! sagte der Spatz, — ich fürchtete, Ihre Aufmerksamkeit für die Wissenschaft zu stören. Haben Sie übrigens gehört: Ihr Professor hat im Wald eine Schule für junge Nachtigallen eröffnet? Er will ihnen die Rhythmuslehre beibringen! —

Ja, das habe ich von ihm selbst erfahren . . . welch ein gutes Werk! . . .

Er ist auch im Begriff, eine Schule der Liebe zu eröffnen, — sagte der Spatz —, aber es fehlt ihm noch an der Praxis! —

Diese Worte trafen das Distelfinkweibchen mitten ins Herz, sie flog auf einen Zweig und weinte.

Der Spatz aber fing eine Unterhaltung mit dem schüchternen Rotkehlchen an. — Sie scheinen verliebt zu sein! sagte er. Immer traurig, immer einsam und sinnend . . . .

Die Geheimnisse seines Herzens bewahrt jeder für sich! antwortete weise das Rotkehlchen.

Aber trotzdem sind Sie verliebt! —

In einen schönen Herrn, der keine Notiz von mir nimmt! —

Er denkt vielleicht mehr an Sie, als Sie ahnen! sagte der Spatz und näherte sich dem vor Liebe zitternden Rotkehlchen . . . .

Da verließ das Distelfinkweibchen ihren Zweig und setzte sich ganz in die Nähe der beiden, um sie zu stören. Sie war bereit, mit ihren kleinen Füßchen den Kopf des Rotkehlchens abzureißen, ihr die roten Federn aus der Brust zu zupfen und in den Schmutz zu werfen; aber sie beherrschte sich. Das verständnisvolle Herz des Spatzen fühlte das alles.

Er verneigte sich vor dem Rotkehlchen, sagte: Auf Wiedersehen! und flog nach dem Walde.

Es dauerte nicht lange, da flog ihm das Distelfinkweibchen nach, das beleidigt und zu verzweifelten Szenen bereit war. — Das Rotkehlchen, in dessen Brust die kaum aufgekeimte Hoffnung erlosch, blieb wieder allein

und sang ein trauriges Lied von der kurzen Dauer des Glückes, von der Unbeständigkeit der Liebe, von der Grausamkeit des Frühlings. — —

Es war ein klarer, schöner Morgen. Auf der Wiese zirpten die Grillen, Schmetterlinge gaukelten über den Blumen. In dem klaren Fluß spiegelten sich die Gräser. — Tiefe Stille und Sonnenlicht! — Die Nachtigallen sangen ihren Lieben das Morgenlied vor, die Amseln und der Häher priesen die Sonne von den Spitzen der Birken, Gott segnete den beginnenden Tag der neuen Liebe. Auf der Wiese öffnete der Feldmohn sein rotes Auge, und weiße Maßliebchen erzählten sich von den zarten Händen verliebter Mädchen. Der Distelfink kam in den Strauß geflogen und fand das Nest leer — sein Weibchen war fort! Er fragte die Amseln, ob sie sie nicht von ihrem Platz aus gesehen hätten. Sie antworteten nicht, denn der Name des gefallenen Distelfinkweibchens beleidigte ihre Sittlichkeit. Dann flog der verlassene Gatte auf den Gipfel der Espe und rief fortwährend:

Wo bist du, Liebste? . . . . Aber niemand antwortete. — Er kehrte zurück in sein Nest, aber die Öde und die Verlassenheit flößten ihm Grauen ein. Er setzte sich auf einen nahen Zweig und weinte hoffnungslos und verbittert. Die Nachtigallen sahen mitleidig auf ihn nieder. Seine Trauer erschütterte sie, und sie hörten auf zu singen. Das Rotkehlchen, das alles wußte und ein mitleidiges Herz hatte, flog in den Wald, um das Weinen des Unglücklichen nicht zu hören.

Heda! — Hör' auf! . . . rief ihm der Häher zu, der aus dem Walde kam. Eine Treulose verdient solche Trauer nicht. Du weinst hier ihretwegen, und weißt du, was sie dort im Wald mit dem Spatz macht?

Und der Häher lachte ihn frech aus . . .

Über diese Nachricht bestürzt, hörte der betrogene Gatte auf zu weinen und flog mit verzweifelter Entschlossenheit in den Wald.

Bald erhob sich dort Lärm, Geschrei, ein unbeschreiblicher Spektakel. Die Vögel vom Strauß flogen erschreckt weg.

Im Gras auf der Wiese kämpften geräuschvoll erbittert der Spatz und der Gatte des Distelfinkweibchens miteinander weiter, eine Wolke von Federn flog in der Luft herum. Die beiden erbitterten Feinde brachten ihren Köpfen furchtbare Hiebe mit den kräftigen Schnäbeln bei, sie kollerten im Grase umher wie ein paar elastische Gummibälle; das Distelfinkweibchen flog schreiend über ihnen und rief verzweifelt: Hilfe! Hilfe! . . . .

Der Kampf wurde immer furchtbarer. Blut überströmte die Brust des Mannes, der um seine Ehre kämpfte. — Zwei Federn fielen vom Schwanz des Spatzen, der ebenfalls im Namen des Distelfinkweibchens kämpfte.

Hilfe! — Hilfe! — Ist niemand da, der sie auseinander bringt? kreischte das Weibchen und sah mit Schrecken, wie ihr Distelfink immer mehr ermattete, von dem kräftigen Schnabel des Spatzen bearbeitet.

Hilfe! — Hilfe! — Von diesem Lärm und Radau empört, kam ein Falke aus dem Wald geflogen, kreiste über der Wiese und schaute herab.

Alle Vögel stoben wild auseinander und versteckten sich, wo sie nur konnten. Die beiden erbitterten Feinde kämpften auf Tod und Leben weiter im Gras und sahen und hörten nichts. Der Falke machte eine Schleife über den Kämpfenden und riß sie beide mit Blitzesschnelle fort.

*

Nach diesem Ereignis veränderte sich das Leben im Strauß.

Das Rotkehlchen, das vor Trauer niedergeschmettert war, vertraute niemand sein Leid an und ging ins Kloster.

Der Kuckuck und der Häher haßten sich weiter.

Die Nachtigallen und die Amseln brüteten aus und waren den ganzen Tag über mit ihren Kleinen beschäftigt.

Das verwitwete Distelfinkweibchen weinte mehrere Tage; sie wußte selbst nicht, um welchen von ihren beiden Liebsten sie am meisten trauerte. Sie sammelte die Federn, die auf dem Schlachtfeld liegen geblieben waren, und bewahrte sie zur Erinnerung in ihrem Nest auf. Sie weinte, weil sie nun einsam und verlassen war; aber sie war furchtbar stolz darauf, daß zwei Männer aus Liebe zu ihr umgekommen waren.

Und die Taube saß immer noch einsam auf ihrem alten, verdorrten Baum, dachte nach, und jedesmal, wenn sie sich an das traurige Ereignis auf der Wiese erinnerte, sagte sie: Amour! Amour! — — —

Aus dem Bulgarischen von Stefan Joweff.

Randbemerkungen

Hitler gegen den Alkoholteufel

Großes Glück ist den Abstinenten widerfahren! Herr Adolf Hitler, der schon durch manche Harlekinade von sich reden gemacht hat, ist — wohl in Ermangelung anderer Beschäftigung — in das Lager der Abstinenz abgeschwenkt. In seinem „Völkischen Beobachter" läßt er eine Kapuzinade gegen Alkohol und Alkoholkapital vom Stapel, die manchem prominenten Guttempler — sagen wir Herrn Paarmann — zur Ehre gereichen würde. Herr Hitler hat u. a. die epochemachende Entdeckung gemacht, daß der Alkohol in einem Jahrhundert mehr Opfer gefordert habe als die Kriege in demselben Zeitraum. Woher er seine Weisheit bezogen hat, verrät er uns nicht. Noch böser springt er mit dem Braugewerbe um. Einen Brauer stellt er mit dem Giftmischer ungefähr auf dieselbe Stufe. Wenn es nur anginge, würden die „Dividendenschlucker" dem „kleinen Mann" auch verdünnte Schwefelsäure zu saufen geben! In diesem Ton geht es weiter. Von Herrn Hitler, der seine sämtlichen Expeditionen zum Segen des Vaterlandes vom Löwenbräu-Keller aus unternommen hat, haben wir eine so bedenkliche Entgleisung eigentlich nicht erwartet. Oder fühlt Hitler, daß er seine Rolle als Politiker ausgespielt hat und sich infolgedessen nach einem neuen Betätigungsgebiet umsehen muß? Wir zweifeln nicht daran, daß er bei den Guttemplern und Blaukreuzlern mit seinen Tiraden Eindruck machen wird. Dieser neueste „Fall Hitler" ist übrigens für die Zeitströmung gegen den Alkohol von symptomatischer Bedeutung. Wer sonst nichts ist und nichts kann, aber eine Rolle in der Öffentlichkeit spielen möchte, begibt sich unter die Abstinenten. Es steckt viel Hysterie in dieser Art der Alkoholbekämpfung. Die radikale Abstinenz könnte man auch mit einer Zeitkrankheit, die eine starke Infektion ausstrahlt, vergleichen. Wer einmal von dieser Krankheit ergriffen ist, für den gibt es kaum noch ein anderes Kriterium in der Bewertung der Dinge als den Alkohol. Entweder ist man ein Abstinent, das heißt ein wertvoller Mensch oder man ist ein Trinker und damit ein Schädling. Möglich, daß auch Herr Hitler, den man sich eigentlich nur als germanischen Zecher vorstellen kann, zur Auffrischung seines Ruhmes unter die Abstinenten gegangen ist. Wie dem aber auch sei, das eine läßt sich nicht ableugnen: die Abstinenzbewegung ist auf den Hitler gekommen!

Liga zur Verteidigung der Freiheit

Man muß über die Naivität gewisser Zeitgenossen staunen. Wir haben schon eine ganze Reihe freiheitlicher Ligen, wie Liga für Menschenrechte, Liga für Völkerbund u. a. m., und dennoch finden sich immer wieder Volksbeglücker, die, um einem allgemeinen Bedürfnis abzuhelfen, einen neuen Verein ins Leben rufen. Diesmal scheint es sich jedoch um eine ganz große Kanone zu handeln. Die Liga ist international aufgezogen und soll alle Länder, in denen die Freiheit von Tyrannen, Diktatoren und Faschisten bedroht ist, umfassen. Leider wird in dem Aufruf nicht gesagt, um welche Freiheit es sich handelt, welche Art der Freiheit eines besonderen Schutzes bedarf. Sehr beruhigend wirkt dagegen die Mitteilung, daß der Aufruf zur Gründung der neuen Liga von dreihundert Prominenten aller Länder unterzeichnet worden ist. Man liest die Namen der Männer und Frauen, die überall dabei sein müssen, wo etwas los ist, die sich auch nicht lange bitten lassen, ihre Namen, schon um der Reklame willen, kritiklos unter jeden Aufruf zu setzen. Es hat sich schon ein bestimmtes Schema in der Anordnung der Namen unserer Prominenten herausgebildet. Man ist da ganz unter sich wie etwa auf dem Berliner Presseball. Ist der neue Verein oder die Liga, die selbstverständlich immer nur den höchsten Menschheitsidealen nachjagt, dann in aller Form gegründet, kümmert sich gewöhnlich kein Mensch mehr um das hochtönende Programm, was sehr erfreulich ist, da es sonst nichts mehr zu gründen gäbe. So wird auch die Liga zur Verteidigung der Freiheit den Weg aller Ligen gehen — vorausgesetzt, daß es ihr überhaupt gelingen sollte, aus dem Stadium der Erwägungen und „Aufrufe" in die praktische Wirksamkeit zu treten.

Der Seelentaster

Es ist erstaunlich, was man den Leuten alles einreden kann, wenn man seine Sache nur mit dem nötigen wissenschaftlichen Ernst vorträgt. Ein Beweis für die Leichtgläubigkeit der geschätzten Zeitgenossen, die sich über die Vorzeitgenossen des Mittelalters hoch erhaben dünken, ist die in kürzester Zeit erfolgte Ausbreitung des Couéismus über das gesamte hochzivilisierte Europa und Amerika. Bei Licht betrachtet, sind hier nur Gemeinplätze in ein wissenschaftliches Gewand gekleidet worden. Lange Zeit vor Herrn Coué haben Hufeland in seiner „Makrobiotik" und Feuchtersleben in seiner „Diätetik der Seele" die Sache viel besser gemacht. Was soll man aber dazu sagen, wenn ein Herr Zaschar Bitzky in Anlehnung an die Gall'sche Phrenologie uns erzählt, daß sich sämtliche körperlichen und geistigen Funktionen an bestimmten Stellen des Kopfes lokalisieren und sich mit Hilfe eines von ihm erfundenen Apparates mit höchster Exaktheit feststellen lassen. So kann jede Regung des Menschen, jede Sympathie oder Antipathie, jedes schlummernde Talent, selbst die Urteilsfähigkeit, überhaupt jede Begabung durch den „Seelentaster" nachgewiesen werden. Man kann also nunmehr nicht mehr Gefahr laufen, in eine Berufssphäre zu geraten, die einem nicht liegt. Schon auf der Schulbank kann jedem Jungen und Mädchen durch Abtasten der „Reizstellen" eine bestimmte Richtlinie mit auf den Lebens-

weg gegeben werden. Auch die schlechten und bösen Eigenschaften können auf exakt wissenschaftlichem Wege durch den Seelentaster festgestellt werden. Die „Charakterkurve", die der geheimnisvolle Apparat des Herrn Bißky aufzeichnet, enthält einfach alles und gibt uns gar Auskunft über die kriminelle Veranlagung des Menschen. Der „Seelentaster" kündet somit eine neue Epoche in der Menschheitsgeschichte an. Kein Mensch ohne Kurve! Ein jeder wird fortan an den Platz gestellt werden, der ihm auf Grund seiner Kurve gebührt. Es soll bisweilen vorgekommen sein, daß ein Dummkopf an den Platz gestellt worden war, der eigentlich einem Genie gebührte. Derartige, meistens mit unliebsamen Folgen begleitete Verwechslungen werden in Zukunft nicht mehr vorkommen. Die Kurve ist das Zeichen, in dem sich die Regeneration der Menschheit vollziehen wird. Die Gelehrten haben sich bereits der Sache angenommen. Auf Schulen und Hochschulen werden „Abtastungen" vorgenommen. Die Ergebnisse übertreffen die kühnsten Erwartungen.

Ich bemerke ausdrücklich, daß die Erfindung des „Seelentasters" kein Aprilscherz ist. Wer sich näher darüber unterrichten will, findet ausführliche Schilderungen des Bißkyschen Apparates in der Tages- und Fachpresse. J. G.

Börsenspiegel

Die gepreßten Anleihebesitzer

Es ist ein alter und ziemlich naheliegender Trick, daß jemand, der sich seinen Gläubigern zu offenbaren gezwungen ist, seine Lage als möglichst schlecht und bemitleidenswert hinstellt, daß er sich als einen ehrlichen, aber finanziell vollkommen zusammengebrochenen Mann schildert, der zwar gerne zahlen möchte, aber beim allerbesten Willen nicht kann, weil er nichts hat.

Ein solcher Mann muß ein geschickter Schauspieler sein und seine Rolle konsequent und glaubhaft durchführen. Hat er erst das Herz der Gläubiger gerührt, haben sie seinem Vergleichsvorschlage, mag er noch so ungünstig sein, zugestimmt und sich mit einer mageren Quote zufriedengegeben, so kann er getrost einige Zeit später wieder im eigenen Auto stolz an ihnen vorbeifahren und sie herablassend grüßen; schimpfen können sie alsdann über ihn, so viel sie mögen, aber ihr Geld bekommen sie nicht wieder, und jener wird die dummen Kerle auslachen, die sich mit seinen Vergleichsvorschlägen einverstanden erklärt haben.

Derartige Gedanken kommen einem, wenn man sich der Tage erinnert, als vom Reichsfinanzministerium den Anleihebesitzern zugemutet wurde, auf volle 97½ v. H. ihres Besitzes zu verzichten und sich mit einer Konkursquote von ganzen 2½ v. H. zufrieden zu geben. Ursprünglich hatte, wie man sich erinnert, die Absicht bestanden, die Anleihebesitzer — nach russischem Vorbilde — ohne jede Entschädigung glatt und restlos zu enteignen, und erst als sich im ganzen Lande ein Sturm der Entrüstung erhob, trat man im Reichsfinanzministerium den Rückzug an und erklärte, es habe sich bei der Annullierung nur um ein Provisorium, um eine Notverordnung, nicht um eine endgültige gesetzliche Regelung gehandelt.

Dann kamen die Kämpfe um die Aufwertung, die Verhandlungen im Aufwertungsausschuß und nachher im Plenum des Reichstags, wobei bekanntlich zuerst die Absicht bestand, eine Aufwertung auf 5 v. H. vorzunehmen, schließlich aber die Sozialdemokraten mit ihrer Forderung durchdrangen, die Aufwertung nur im Ausmaße von 2½ v. H. durchzuführen. Es gab ein langes Streiten hin und her, und schließlich einigten sich alle Parteien dahin, mehr als diese 2½ v. H. könne man beim allerbesten Willen nicht geben, weil anderfalls die kaum gerettete Währung wieder in Gefahr geraten werde, und weil außerdem die Finanzen des Reichs unmöglich eine höhere Belastung aushalten könnten. Diesen Standpunkt nahm auch die Reichsregierung ein, ebenso der Reichsrat, und sonderbarerweise wußten alle diese unsachverständigen Leute auf einmal wunderbar in finanziellen Angelegenheiten Bescheid. Die gleichen Kreise, die Ende 1918 noch, nach dem verlorenen Kriege, die Anleihen des Reichs für unbedingt gesichert hielten, und die auf dem Standpunkt standen, man brauche sich wegen der Verzinsung der 100 Milliarden Anleihen keine Sorgen zu machen, waren jetzt ebenso fest davon überzeugt, daß man diese Summe, auch um 95 v. H. gekürzt, nicht zu verzinsen in der Lage sei.

Alle diese Dinge muß man sich heute einmal wieder ins Gedächtnis zurückrufen, um das ungeheure Unrecht zu begreifen, das den Anleihebesitzern zugefügt worden ist. Heute nämlich wissen wir, daß auch eine wesentlich höhere Aufwertung sehr wohl im Bereich der Möglichkeit gelegen hätte, und daß es sich damals um nichts als Taschenspielerkunststücke gehandelt hat.

Was sollte denn ursprünglich für den Zinsendienst der Kriegsanleihen haften? Die „gesamte Steuerkraft des deutschen Volkes", wie es in jedem einzelnen der verschiedenen Prospekte ausdrücklich hieß. Daß niemand mehr zahlen kann, als er hat, ist eine alte Weisheit, die zu wiederholen keinen Zweck hat. Aber heute wissen wir, daß die „gesamte Steuerkraft des deutschen Volkes" sehr wohl ausgereicht hätte, eine höhere Aufwertung zuzulassen und diese Summe zu verzinsen; wissen es vollends seit dem Augenblick, wo Herr Reichsfinanzminister Dr. Reinhold den starken Steuerabbau vorgenommen hat. Ganz offen ist vom Reichsfinanzministerium zugegeben worden, daß wir 450 bis 500 Millionen Mark Steuern jährlich entbehren könnten, daß wir diese nicht unbedingt brauchten; und von dem gleichen Reichsfinanzministerium war ein Jahr vorher erklärt worden, die Aufwertung der Anleihen auf 2½ v. H. stelle das Alleräußerste dar, was man zu leisten imstande sei. Ein sonderbarer Widerspruch.

Gewiß konnte man vor einem Jahre noch nicht wissen, wie sich die Dinge entwickeln würden; aber eben weil man es nicht wissen konnte, war es ein ungeheures Unrecht, den Anleihebesitzern, auch den ursprünglichen ersten Zeichnern, 97½ v. H. ihres Besitzes einfach und unwiderruflich fortzunehmen. Richtig und der Gerechtigkeit entsprechend wäre es gewesen, die Frage der endgültigen Regelung zu vertagen und gewissermaßen Teilzahlungen zu leisten. Auch ein Privatmann, der insolvent geworden ist und im Augenblick nicht mehr an seine Gläubiger zahlen kann, als was gerade in der Kasse ist, gibt Besserungsscheine aus und verpflichtet sich, seine Schuld zu tilgen, wenn seine Verhältnisse sich wieder günstiger gestaltet haben werden. Warum soll ein Staat,

warum sollte das Deutsche Reich nicht ebenso handeln? Wären Reichsregierung und Reichstag damals vollkommen ehrlich gewesen, so hätten sie erklärt, es ließe sich zurzeit noch nicht absehen, wie sich in Zukunft die Reichsfinanzen gestalten würden; aus diesem Grunde könne man nichts anderes tun, als die alten Schulden in unveränderter Höhe einstweilen weiter bestehen zu lassen, den Zinsendienst aber je nach den verfügbaren Mitteln aufzunehmen. Mit anderen Worten, man hätte sich ein Moratorium bewilligen lassen, wogegen kein vernünftiger Mensch etwas hätte einwenden können. Denn die Finanzlage zwang zu einem solchen Schritte. Aber zuerst erklären, es sei unmöglich, vollkommen unmöglich, mehr als 2½ v. H. der Anleiheschuld anzuerkennen — einer Anleiheschuld, für die „die gesamte Steuerkraft des deutschen Volkes" an erster Stelle haftete — und dann freiwillig auf 500 Millionen Mark jährlicher Steuern verzichten, das sind Dinge, die man nicht recht zusammenzureimen vermag. Ebenso leichtfertig, wie man die Kriegsanleihen aufgenommen hat, ohne sich auch nur die geringsten Gedanken darüber zu machen, wie sie zu verzinsen und zu tilgen seien, ebenso leichtfertig hat man sie auch annulliert, ohne alle Möglichkeiten erschöpft zu haben, die sich hinsichtlich ihrer Zukunft boten. Beide Male wurde Schnellarbeit geleistet, und beide Male sind die unglücklichen Besitzer geprellt worden. Damals, bei der Auflegung der Anleihen, glaubten sie, diese Anleihen würden in der Tat ihren vollen Wert behalten, sie seien in jeder Beziehung sicher und unantastbar; und ebenso glaubten sie später, es sei unmöglich, ihnen wieder einen vernünftigen, reellen Wert zu verleihen. Denn die Worte und Unterschriften von Ministern, zumal wenn es sich um Finanzminister handelt, üben immer noch eine gewisse Suggestion aus, so sonderbar das heute auch scheinen mag nach alledem, was man im Laufe der letzten Jahre erlebt hat. Heute wissen wir genau, daß alles Schwindel war. Als das Reich die ungeheuren Mengen Anleihen aufnahm, mußten die verantwortlichen Männer wissen, daß gar keine Möglichkeit der Aufrechthaltung des Zinsendienstes und der programmgemäßen Rückzahlung bestand. Als Ende 1918 die bekannten Beruhigungspillen ausgegeben wurden, daß die Anleihen nach wie vor ungefährdet seien, mußte man wissen, daß die Anleihen im allergünstigsten Falle noch 50 v. H. wert wären. Als im Jahre 1924 die gleichen Anleihen für gänzlich wertlos und annulliert erklärt wurden, mußte man wissen, daß für diesen extremen Beschluß nicht der mindeste zwingende Anlaß vorlag, und als später ganze 2½ v. H. anerkannt wurden, mußte man gleichfalls wissen, daß auch dieser Zwangsvergleich vollkommen willkürlich war; daß man den Gläubigern des Reichs weit mehr zu bieten in der Lage gewesen wäre.

Die jetzt erfolgten Steuerermäßigungen beweisen es unwiderleglich. Hätte man sie nicht vorgenommen und mit diesen Mitteln die alten Kriegs- und Ehrenschulden des Reichs bezahlt, so wäre es entschieden korrekter gewesen. Aber es geschieht bekanntlich nicht immer in der Welt gerade das, was korrekt ist. Ganz besonders nicht dann, wenn es sich um die „öffentlichen Angelegenheiten" und zweitens um Besondern um das Schuldenzahlen handelt. Florian.

Für den redaktionellen Teil verantwortlich: Dr. Heinrich Ilgenstein, Charlottenburg
Für den geschäftlichen Teil verantwortlich: Paul Lentz, Berlin W 30, Motzstr. 11.
Druck: Paß & Garleb A.-G., Berlin W 57, Bülowstr. 66.

46. Jahrgang

Tägliche Rundschau

Unabhängige Zeitung für nationale Politik,
mit Unterhaltungsblatt für
die Gebildeten aller Stände

Herausgeber:
D. Bruno Doehring und Heinrich Rippler

Die große nationale Tageszeitung.

Die Zeitung der Gebildeten und der deutschen Familie.

Trotz aller Reichhaltigkeit ihres Inhalts ist die Tägliche Rundschau mit dem monatlichen Bezugspreis von nur 3 Gm. (zuzügl. Postbestellgeld) bei *täglich 2maligem Erscheinen* die

billigste der großen Berliner Tageszeitungen.

Probenummern liefert kostenlos

Geschäftsstelle der Täglichen Rundschau
Berlin W 57, Bülowstraße 66

Fernsprecher: Nollendorf 8120—8123
Telegrammadresse: Rundschaudienst

L 52

DIE GEGENWART

POSTVERTRIEB AB BERLIN

ZEITSCHRIFT FÜR LITERATUR, WIRTSCHAFTSLEBEN U. KUNST

HERAUSGEBER: HEINRICH ILGENSTEIN

AUG 9 1926

AUS DEM INHALT:

Der Volksentscheid — Von Mentor

Kalte Sozialisierung — Von Hugo Nansen

Die heutige Stellung der Frau — Von Toni Harten-Hoencke

Der lachende Ibsen — Von Herwig Kellner

Zu Ellen Keys Tod — Von Franz Graetzer

Scala Santa — Von Hugo Marcus

Wie ich trockengelegt wurde — Von Hanns Heinz Ewers

Randbemerkungen

Drumond in Griechenland / Der Zank um die Flagge
Die Familienärztin

Börsenspiegel

MAIHEFT 1926 / JAHRGANG 55

VIERTELJÄHRLICH 3 HEFTE

HEFTPREIS M. 0.30

VERLAG: GEGENWART G·M·B·H / BERLIN W 57 BÜLOWSTRASSE 66

Die Gegenwart

55. Jahrgang | Maiheft | 55. Jahrgang

Der Volksentscheid

Von Mentor

Die Väter der Reichsverfassung haben sich durch die Einführung des Volksentscheids stark in die Brennessel gesetzt und dem Parlamentarismus einen gehörigen Stoß versetzt, ohne es vielleicht zu wollen. Jedes Gesetz, das die Gesetzgebungsmaschinerie glatt passiert hat, kann bei konsequenter Anwendung des § 73 revidiert und selbst aufgehoben werden. Wir erleben jetzt das erhabene Schauspiel, daß Reichstag und Wählermassen aus Anlaß der Fürstenabfindung um die Macht im Staate ringen. Nach dem Kompromißantrag der Regierung sollte den Fürsten wenigstens der Teil des Kronvermögens gesichert werden, der nach seiner Herkunft als Privateigentum gelten könnte. Die von den Vertretern des Volksentscheids ausgearbeitete Gesetzesvorlage zielt dagegen auf eine restlose Enteignung hin.

Es ist auch der Versuch unternommen worden, den Volksentscheid über das Enteignungsverfahren der Fürsten als verfassungswidrig zu sabotieren, was dazu führen dürfte, die Leidenschaften noch stärker aufzupeitschen. Außerdem ist es fraglich, ob der verfassungsändernde Charakter in dieser Frage überhaupt zu erweisen ist. Der Artikel 73 der Reichsverfassung ist zwar klar gefaßt, andererseits verträgt er mancherlei Auslegungen, namentlich, wenn man den Enteignungsparagraphen (Artikel 153), heranzieht. Hier heißt es: „Eine Enteignung kann nur zum Wohle der Allgemeinheit und auf gesetzlicher Grundlage vorgenommen werden. Sie erfolgt gegen angemessene Entschädigung, soweit nicht ein Reichsgesetz etwas anderes bestimmt." Durch die im Nachsatz enthaltene Bestimmung kann somit eine entschädigungslose Enteignung, wie im Falle der Fürstenabfindung, durchgeführt werden. Wie dem aber auch sei, auf alle Fälle laufen wir Gefahr, durch willkürlich herbeigeführte Volksentscheide jeden Rechtsboden unter den Füßen zu verlieren.

Noch bedenklicher ist das von der „Reichsarbeitsgemeinschaft der Aufwertungs-Geschädigten und Mieterorganisationen" geplante Volksbegehr zur Herbeiführung eines Volksentscheid über die Neuregelung der Aufwertung. Es wird nichts geringeres gefordert, als eine Aufwertung der dinglichen und persönlichen Ansprüche in Höhe des Wertes, den sie zur Zeit ihrer Begründung hatten. Auch sämtliche Schulden des Reichs, der Länder und Gemeinden, die in Anleihen, Schuldverschreibungen u. dgl. bestehen, sollen in Höhe der beim Erwerbe gezahlten Wertes in eine verzinsliche Anleiheablösungsschuld umgewandelt werden! Was eine nahezu hundertprozentige Aufwertung für die Wirtschaft zu bedeuten hat, bedarf keiner weiteren Ausführung. Die Reichsregierung hat, um schlimmeren Komplikationen

vorzubeugen, schleunigst eine Gesetzvorlage ausgearbeitet, in der der verfassungsändernde Charakter eines solchen Volksentscheids klar zum Ausdruck gebracht ist.

Die ich rief, die Geister . . . Der Gesetzgebungsdilettantismus, der sich in der Einrichtung des Volksentscheids ausspricht, zieht immer weitere Kreise. Nicht genug, daß die Wählermassen mobilisiert werden, um über wirtschaftliche Fragen die Entscheidung zu treffen, möchten Gruppen von Fanatikern den Volksentscheid dazu benutzen, um ihre besonderen Prinzipien in der Lebensführung der Allgemeinheit aufzudrängen. Das vielerörterte Gemeindebestimmungsrecht kündigt ein neues Volksbegehren mit nachfolgendem Volksentscheid an! Die zurzeit stattfindende Unterschriftensammlung ist der Auftakt hierzu. Die Angelegenheit hat bei oberflächlicher Betrachtung ein recht harmloses Gesicht. Das souveräne Volk soll darüber entscheiden, ob alte Schankstätten nach dem Tode des Besitzers von seinen Erben weitergeführt werden, ob neue Schankkonzessionen erteilt werden sollen, ob geistige Getränke im Kleinhandel zulässig sind u. dgl. mehr. Ohne zu den Forderungen der Alkoholgegner in diesem Zusammenhang irgendwie Stellung zu nehmen, denen ja, wie den anderen Staatsbürgern, das Recht der freien Selbstbestimmung in der persönlichen Lebensführung zusteht, sei nur auf die ungeheuerliche Vergewaltigung großer Bevölkerungsschichten, die das G. V. R. bedingt, hingewiesen. Wird ein Volksentscheid auf Fragen der persönlichen Lebensführung ausgedehnt, kehrt er das demokratische Prinzip in sein Gegenteil um. Die Wähler, gleichgültig, ob sie sich der Tragweite eines zur Abstimmung ihnen vorgelegten Gesetzentwurfs bewußt geworden sind, ob sie etwas von der Materie verstehen oder nicht, treffen einfach eine ihnen von Demagogen aufgedrängte Entscheidung! Eine neue Tyrannei ist im Anzuge. Heute ist der Alkohol Objekt des Volksentscheids, morgen vielleicht die vegetarische Ernährungsweise. Nach demselben Schema könnten auch religiöse und sittliche Fragen durch ein allgemeines Votum „richtig"gestellt werden.

Das mag genügen, um die ungeheure Gefahr, die nicht nur einer geordneten Gesetzgebung, sondern auch der individuellen Freiheit durch den Volksentscheid droht, anzudeuten. Gar nicht zu sprechen von der steten Beunruhigung, die eine ständige Mobilisierung der Wähler mit sich bringt. Es wird doch schon gerade genug im Deutschen Reich gewählt, so daß sich eine abermalige Aufpeitschung der Parteileidenschaften wirklich erübrigt. Darum fort mit einer Einrichtung, die auf kleine Verhältnisse anwendbar sein mag, nicht aber in einem großen Staatswesen. In den großen Demokratien kann die gesetzgebende Gewalt nur durch erwählte Volksvertreter, nicht durch das Volk selbst ausgeübt werden. Die direkte Gesetzgebung durch das Volk ist praktisch überhaupt nicht durchführbar und ist auch in Fällen, wo es sich um allgemeine Verfassungsfragen handelt, abzulehnen. Durch eine allgemeine Abstimmung herbeigeführte Majoritätsbeschlüsse sind schwerlich der Ausdruck höchster Weisheit. Im Gegenteil meistens das Ergebnis propagandistischer Wühlarbeit. Börne behält recht: „Es kann das Volk sein eigener Tyrann sein und ist es oft gewesen."

Kalte Sozialisierung

Von Dr. Hugo Nansen

Es bedarf heute eines historischen Rückblicks, um die Erinnerung an die ernsten politischen und wirtschaftlichen Kämpfe wachzurufen, die in den ersten Jahren nach der deutschen Staatsumwälzung der Sozialisierungsgedanke hervorgerufen hat. Der Kampf ist längs nach der negativen Seite hin entschieden. Das vielumstrittene Sozialisierungsgesetz von 1919 ist ebenso auf dem Papier stehen geblieben wie die Kohlen-, Kali- und Elektrizitätswirtschaftsgesetze, die die neue Ära der Staatswirtschaft einleiten sollten. Die Arbeiten der beiden Sozialisierungskommissionen sind völlig ergebnislos im Sande verlaufen. Schwache Spuren des Sozialisierungskampfes sind höchstens in der Form staatlicher Aufsicht über einige Zwangssyndikate übrig geblieben. Im übrigen hat im Gegenteil sogar eine Rückbildung von der staatswirtschaftlichen zur privatwirtschaftlichen Organisation eingesetzt. Es sei nur an den Übergang der Reichsbahn an eine Gesellschaft sowie an die zahlreichen Entkommunalisierungen städtischer Betriebe und Unternehmungen erinnert.

Selbst von allen ernst zu nehmenden sozialistischen Theoretikern wird heute zugegeben, daß der Sozialisierungsgedanke eine vernichtende Niederlage erlitten hat. Den Grund dieser Niederlage gibt Wilhelm Röpke im „Handwörterbuch der Staatswissenschaften" (4. Aufl. 1926) durchaus zutreffend an, indem er die Sozialisierung als einen Irrweg bezeichnet, „weil wir (d. h. die Sozialisten) ratlos sind, was wir an die Stelle der Funktionen, die die Phänomene der kapitalistischen Verkehrswirtschaft ausüben, setzen sollen".

Die Bankerotterklärung des Sozialisierungsgedankens hat nun aber bezeichnenderweise nicht etwa dazu geführt, daß die politischen Anhänger des Sozialismus die als Irrweg erkannte Sozialisierungstendenz nun auch praktisch aufgegeben hätten. Man hat zwar notgedrungen darauf verzichtet, die Wirtschaft als Ganzes zu sozialisieren, aber auf Teilgebieten, auf denen eine Sozialisierungsmöglichkeit noch vorhanden zu sein scheint, wird lustig weiter sozialisiert, unbekümmert um die Folgen und um die schweren Schäden, die man damit der Gesamtwirtschaft zufügt.

Wo ist aber eigentlich die Möglichkeit der Sozialisierung heute noch gegeben? Überall da, wo die freie Konkurrenz durch den öffentlichen Betrieb beseitigt oder stark beschränkt werden kann. Der sozialisierte Betrieb ist nur dort noch zu verwirklichen, wo er zugleich Monopolinhaber ist und infolgedessen die Preisgestaltung selbständig zu regeln vermag. Hier erfolgt die Sozialisierung also auf Kosten des Konsums und damit nicht zum Nutzen, sondern zum Schaden der Allgemeinheit. Wenn eine Stadt z. B. in der Lage ist, die Konkurrenz privater Gaswerke, Verkehrsunternehmungen usw. auszuschalten und sich ein Monopol anzueignen, dann kann sie die Tarife selbständig nach Belieben (wenigstens innerhalb sehr weit gesteckter Grenzen) festsetzen und dadurch ihre kommunalisierten Betriebe auch bei teurer und unrationeller Wirtschaft künstlich rentabel machen. Auf diesem Wege werden nun von den sozialistisch beherrschten oder beeinflußten Kommunalverwaltungen, Staatsregierungen und andern öffentlichen oder

halböffentlichen Körperschaften immer wieder Vorstöße auf dem Irrwege der Sozialisierung oder Kommunalisierung unternommen, zum schweren Schaden für die deutsche Gesamtwirtschaft. Man bezeichnet solche Experimente auf Teilgebieten ganz treffend als „kalte Sozialisierungen", weil dabei in der Regel die Absicht der Sozialisierung, der politische Hintergrund der Aktion sorgsam verschwiegen wird. Man schiebt vielmehr mit Vorliebe allerlei gemeinnützige Tendenzen in den Vordergrund, die in Wirklichkeit immer nur das politische Sozialisierungsziel zu verhüllen bestimmt sind. Was man in der Hitze des großen Sozialisierungskampfes nicht zu erreichen vermochte, das sucht man jetzt auf kaltem Wege schrittweise und hintenherum zu erschleichen. Dieses Verfahren sozialistischer Regierungen und Stadtverwaltungen bedarf besonderer Aufmerksamkeit, denn die sozialistischen Experimente können nur entweder auf Kosten der Konsumenten oder der Steuerzahler, in der Regel aber beider verwirklicht werden, und hiergegen muß sich die Wirtschaft mit besonderer Entschiedenheit wehren in einer Zeit, in der sie ohnehin unter der steuerlichen Überbelastung zusammenzubrechen droht.

Die Elektrizitätsversorgung lag bisher teils in den Händen privatwirtschaftlicher, teils in denen kommunaler und staatlicher Unternehmungen. Die gegenseitige Konkurrenz der Elektrizitätserzeuger und der verschiedenen Organisationsformen gewährleistete billige Tarife und entsprach so am besten dem Interesse der Abnehmer. Ein Teil der früher privatwirtschaftlichen Großkraftwerke wird seit längerer Zeit in Gestalt von gemischtwirtschaftlichen Unternehmungen, d. h. von Gesellschaften, deren Aktien teils im Besitz der Privatindustrie, teils in dem der Kommunen sind, betrieben. Hierdurch ist das öffentliche Interesse ebenso wie das der Kommunen als Elektrizitätsabnehmer zweifellos genügend gewahrt, denn in den gemischtwirtschaftlichen Unternehmungen besitzen die Kommunalverwaltungen einen erheblichen Einfluß, auch auf die Preisgestaltung. Aus Gründen rationeller Betriebsführung erfolgt die Elektrizitätsversorgung ganzer Wirtschaftsgebiete aus Großkraftwerken, die schon deswegen nicht gemischt-wirtschaftlich organisiert sind, weil sie nicht eine, sondern mehrere Kommunen und Kommunalverbände beliefern, die alle einen gewissen Einfluß und Anteil an dem Unternehmen haben wollen. Anstatt nun der Entwicklung dieser Großkraftwerke freie Bahn zu lassen, erbauen neuerdings die Kommunen aus grundsätzlicher Feindschaft gegen die Privatwirtschaft eigene kommunale Kraftwerke, die ihrerseits weniger leistungsfähig sind als die gemischtwirtschaftlichen Großkraftwerke, andererseits aber deren weitere Entwicklung und Rationalisierung hemmen. So hat z. B. die Stadt Berlin, anstatt sich von einem auf der Kohle erbauten Großkraftwerk auf dem Fernwege mit elektrischer Kraft versorgen zu lassen, den Bau eines eigenen Kraftwerks beschlossen, wodurch die Stromversorgung nur kostspieliger werden wird. Kommunalisierung erzeugt in der Elektrizitätsversorgung Zersplitterung und wirkt daher preisverteuernd oder rentabilitätzerstörend.

Noch wirtschaftsfeindlicher als der Kommunalisierungsdrang der Kommunen wirkt sich die vom Sozialisierungswahn beherrschte Elektropolitik der preußischen Regierung aus. Anstatt die bestehenden Großkraftwerke, insbesondere das Rheinisch-Westfälische Elektrizitätswerk und die Elektrowerke A. G. in ihrem Bestreben, die Stromversorgung der

größten Industriebezirke zu zentralisieren und dadurch zu rationalisieren, kräftig zu unterstützen, versucht das sozialistisch beherrschte Preußen, unter Aufwendung großer, aus Steuergeldern stammender Mittel, Elektrizitätswerke aufzukaufen und zu sozialisieren, um den privaten oder gemischtwirtschaftlichen Großkraftwerken künstlich Konkurrenzunternehmungen zu schaffen, die dann natürlich infolge der starken Unterstützung durch die Staatsmacht im Wettbewerb einen Vorsprung haben. Mit Recht hat die „Gesellschaft für elektrische Unternehmungen" (Gesfürel) kürzlich in ihrem Jahresbericht auf die wirtschaftlichen Verluste hingewiesen, die dadurch verursacht werden, daß Preußen neuerdings in seinem Sozialisierungsdrang „unter mißverstandener Anwendung fiskalischer Mittel die bestehenden Werke hemmt und hindert", und dabei wirtschaftlichen Gesichtspunkten nicht genügend Rechnung trägt, so daß unter den Folgen die Strombezieher wie die Steuerzahler zu leiden haben. Eine solche unrationelle, nur im Dienste des Sozialisierungsgedankens stehende Elektropolitik bezeichnet die Gesfürel mit Recht als eine Verschwendung geistiger und materieller Werte, die sich das verarmte Deutschland unter keinen Umständen leisten darf.

Die Verteidigung der preußischen Regierung wie der Stadt Berlin gegen diese Vorwürfe der Gesfürel-Verwaltung war schwach und wenig überzeugend. Es bleibt der Eindruck, daß hier mit Steuermitteln experimentiert wird, angeblich um wirtschaftliche Ziele zu erreichen, in Wirklichkeit aber, um unter diesem Deckmantel weitgesteckte Sozialisierungspläne auf Umwegen zu realisieren, wobei ein Teil der führenden Männer zweifellos ehrlich an die sachlichen Argumente glaubt, in Wirklichkeit aber von politischen Kräften in bestimmter Richtung geschoben wird. Die Forderung der Gesellschaft für elektrische Unternehmungen, schleunigst eine überstaatliche Organisation zu schaffen, die die Stromerzeugung und Stromversorgung auf gesunder, von Sonderinteressen freier Grundlage sicherstellt, die den Kohle und Geld sparenden Zusammenschluß großer Stromquellen und damit eine denkbar rationellste, also billigste Elektrizitätsversorgung ermöglicht, verdient die entschiedenste Unterstützung aller Wirtschaftspolitiker, die die Elektrowirtschaft nicht länger auf dem Irrwege der Sozialisierung ungehemmt dahinrasen lassen wollen.

Ebenso groß wie in der Elektrowirtschaft ist die Gefahr der kalten Sozialisierung gegenwärtig in der Versorgung der breiten Massen der Bevölkerung mit Heilmitteln. Der Reichsverband der Deutschen Industrie hat kürzlich in einer Denkschrift die dunklen Wege hell beleuchtet, auf denen die sozialistisch beherrschten Ortskrankenkassen die Ziele der Sozialisierung zu forcieren suchen. Es sind eine ganze Reihe von wirtschaftswichtigen Privatindustrien, die vom Sozialisierungswahn der Krankenkassen in ihrer Existenz oder mindestens in ihrem wirtschaftlichen Gedeihen bedroht werden, und die sich daher zur Abwehr zusammengeschlossen haben: die chemische, die elektrotechnische, die optische Industrie sowie einige minder wichtige Produktionszweige. Die Spitzenorganisation der Ortskrankenkassen, der Hauptverband deutscher Krankenkassen hat nämlich unter Aufwendung großer, aus den Zwangsbeiträgen der Versicherten und der Arbeitgeber stammender Geldmittel die Selbstabgabe und Selbstfabrikation von Arznei- und Heilmitteln großzügig organisiert. Die Ortskrankenkassen streben offen-

sichtlich systematisch danach, die Eigenversorgung mit Heilmitteln monopolistisch zu beherrschen. Sie haben zu diesem Zweck eine „Heilmittel-Versorgung A. G." gegründet, deren Aktien ausschließlich in den Händen der Krankenkassenverwaltungen sich befinden. Fabriken, die Heilmittel aller Art herstellen, wurden aufgekauft, so z. B. die Aktienmehrheit der bekannten Oscar Skaller A. G. in Berlin. Ferner wurden Geschäfte optischer Artikel, Fabriken von Zahnersatz usw. gegründet oder erworben. Kurz, das Ziel ist offenbar die Erlangung eines Monopols der gesamten Heilmittelversorgung durch die Ortskrankenkassen. Kennzeichnend ist, daß hierbei auch die Beiträge der industriellen Arbeitgeber dazu mißbraucht werden, durch Organisierung der Eigenfabrikation die Privatindustrie bzw. große Zweige derselben systematisch zu ruinieren. Es wäre ein Irrtum, zu glauben, daß das etwa zum Vorteil der Krankenversicherten geschieht. Wenn die freie Konkurrenz ausgeschaltet und die Heilmittelversorgung monopolisiert wird (mag dieses Ziel auch zunächst nicht ganz lückenlos erreicht werden), so wird zugleich der Antrieb zu rationeller Wirtschaftsführung der Betriebe vernichtet. Das Endergebnis kann dann nur eine Verteuerung sein, wie bekanntlich jeder Monopolbetrieb unrationell, also zu teuer wirtschaftet.

Die Ausschaltung der freien Konkurrenz auf dem Gebiete der Heilmittelversorgung und die Verdrängung der Privatwirtschaft aus so wichtigen Teilen der Produktion würde einen Sieg des Sozialisierungsgedankens bedeuten, von dem dessen Anhänger erhoffen, daß er sich auch in anderen Teilen der Volkswirtschaft auswirken werde. Da die Krankenkassengesetzgebung in ihrer heutigen Gestalt diese kalte Sozialisierung der Heilmittelindustrien mit Hilfe der Beiträge der Versicherten und Arbeitgeber, wie die Erfahrung leider lehrt, in rechtlicher Hinsicht ermöglicht, so muß die Reichsversicherungsordnung sofort dahin abgeändert werden, daß den Kassenverwaltungen die Gründung eigener Fabrikations- und Vertriebsunternehmungen sowie die Beteiligung an solchen Unternehmungen mit Geldern, die aus Zwangsbeiträgen stammen, untersagt wird. Diese vom Reichsverband der Deutschen Industrie unterstützte Forderung der in ihrem wirtschaftlichen Gedeihen schwer bedrohten Privatindustrien sollte von den gesetzgebenden Körperschaften schnellstens erfüllt werden, und zwar im Interesse der Allgemeinheit und der Gesamtwirtschaft, die von solchen Sozialisierungsplänen, wie sie die Sozialisierungsanhänger trotz aller Mißerfolge überall, wo sie die politische Macht haben, zu verwirklichen versuchen, aufs schwerste geschädigt werden muß. Mit Recht ist darauf hingewiesen worden, daß in den Krankenkassen heute 80 Prozent der erwerbstätigen Bevölkerung organisiert sind, daß daher die Privatindustrien, wenn die auf Grund der staatlichen Gesetzgebung geschaffenen Krankenkassen die Versorgung ihrer Mitglieder monopolisieren, nicht mehr lebensfähig genug sind, um den Rest der Bevölkerung rationell zu versorgen, und daß nach Zerstörung des Inlandsmarkts auch die Heilmittel-Exportindustrien ihre Leistungs- und Konkurrenzfähigkeit einbüßen müssen. Ohne ausreichende Absatzmöglichkeiten im Inland und im Ausland müssen alle deutschen Arznei- und Heilmittelindustrien zugrunde gehen. Es handelt sich aber um hochqualifizierte, mit der medizinischen Wissenschaft Hand in Hand arbeitende Produktionszweige, deren wirtschaftlicher und technischer Niedergang einen unersetzlichen Verlust für die deutsche Gesamtwirtschaft bedeuten würde.

Die bisherigen Teilerfolge der sogenannten kalten Sozialisierung beweisen, daß hier eine ernste Gefahr vorliegt. Die Vollsozialisierung, wie sie in den Jahren 1919 und 1920 in Deutschland so eifrig propagiert wurde, sodann aber kläglich Schiffbruch erlitt, hatte wenigstens ein Ziel, wenn auch ein verkehrtes und, wie das Beispiel Rußlands heute klar erweist, ein unerreichbares. Die kalte Sozialisierung einzelner Industriezweige aber führt sinnlose Zerstörungen der Privatwirtschaft herbei, ohne an deren Stelle etwas Besseres setzen zu können. Sie verhindert die notwendige Rationalisierung der Produktion und reißt nieder, ohne aufbauen zu können.

Die heutige Stellung der Frau

Von Toni Harten-Hoencke

Welche Stellung, welche Wertschätzung besitzt die Frau heute beim eigenen und beim männlichen Geschlecht?

Das Studium dieser Frage wird jedem unerwartete Überraschungen bringen, besonders dem, der zunächst kopfschüttelnd denkt, daß die Frage einigermaßen überflüssig, jedenfalls inopportun sei. Vielleicht wird er nicht mehr so denken nach den Beispielen aus Schrifttum und Leben, mit denen ich alle, Männer wie Frauen, zu eingehenderer Beschäftigung mit dem Problem anregen möchte. Denn es hängt sehr viel mehr als man gemeinhin denkt, für den Wiederaufbau des Vaterlandes und den Fortschritt der Menschheit davon ab, wie wir die Frauen-, die zugleich Männerfrage ist, auffassen und anfassen. Wir können nirgends weiterkommen, wo wir immer wieder dieselben Fehler machen, weil wir uns gar nicht darüber klar sind, daß es Fehler sind. Der erste große Schritt zur Überwindung von Irrtümern ist gemacht durch die Erkenntnis, daß wir einem Fehler gegenüberstehen und welche Art von Irrtum es ist. Aus klarer Einsicht ergibt sich das Handeln dann natürlich und selbstverständlich. Die inneren Widerstände von Unklarheit und Verworrenheit sind überall die, die am schwersten wiegen.

Wir machen auf der Frauen- wie auf der Männerseite immer wieder denselben Fehler, von der und für die Frau dasselbe zu verlangen wie vom Manne, obgleich wir wesentliche Unterschiede zwischen den Geschlechtern anerkennen. Wie kann man jemals befriedigende Ergebnisse erwarten auf Grund eines solchen handgreiflichen, radikalen Widerspruchs? Jede Maßnahme, jede Bemühung, jede Tat für die Sache muß den Fluch des Zwiespalts in sich selbst tragen. Unser ganzes Leben zeugt denn auch mit traurigster Deutlichkeit von der Zerrissenheit, die falsche Forderungen, Gewalttat gegen das natürliche Wesen, Verwirrung der Geister hervorgerufen haben. Aber gar selten begegnet man der Einsicht, wovon dieser beklagenswerte Zustand letzten Endes kommt. Vorträge, Versammlungen, Tagungen, Schriften die Unzahl beschäftigen sich mit Klagen und Fragen: „Wie soll die Frau heute Frau bleiben im Berufsleben?“ „Wie ertüchtigt man die Frau für's Erwerbsleben?“ Und hundert gute Mittel dafür werden vorgeschlagen. Auch streift man schon hier und da das Grundproblem, daß die Frau es eben anders machen, für die Frau andere Einrichtungen getroffen werden müßten als für den Mann. Aber im ganzen wurzelt

man auf einem Geleis weiter, das von vornherein verfahren ist. Man verlangt gleiche Leistungen von ungleichen Produktionsfaktoren. Das bedeutet von vornherein Fehlschlag. Und bedeutet Verkennung und falsche Einschätzung der Leistenden. Wonach sich auch unsere heutige Stellung und Wertschätzung der Frau größtenteils richtet.

Einige Beispiele, deren Reihe sich jeder aus seiner eigenen Erfahrung endlos ergänzen kann, greife ich heraus:

Die Sekretärin des Herrn Dr. Sowieso kommt um höheres Gehalt ein. Dr. S.: „Aber, Fräulein N., wenn Sie noch mehr bekämen, könnten wir ja einen Herrn dafür engagieren!"

Frl. Z., Studentin der Philosophie im sechsten Semester: „Wir haben diesmal unsere Schlußfeier im Verein (Studentinnen-Verband) ganz anders als sonst gemacht. Die Männer machen sich ja immer darüber lustig, daß wir ihnen alles nachäffen. Das ist auch wahr. Grade, als ob wir überhaupt nichts wären! Ich hab ihnen aber jetzt einmal gezeigt, was wir wollen und wie wir denken. Wir haben n i c h t gekneipt und Radau gemacht, sondern etwas sehr schönes aufgeführt — — usw."

Frau Dr. B., Assistenzärztin des Geheimrats Dr. Mm.: „Ich kann nicht mehr, ich geb's auf. Wo man eine eigene Meinung hat, kommt man nicht durch. Was ich tue, kann jeder junge Mann auch, der schon drauf wartet, daß ich resigniere — —"

Frl. T., Kunstgewerblerin, noch unbestimmter Richtung: „Ich weiß nicht, was ich eigentlich recht anfangen soll. Überall dieses Schematisieren, Abstempeln durch bestimmte Examen, endlose Jahre opfern an Zeit, Geld, Kraft. — Warum werden sämtliche Frauen noch durch diese Schraube gepreßt wie die Männer, warum muß alles bei uns sein wie bei den Männern? Es mordet uns!"

Frl. H. (soziale Hilfsarbeiterin) schlägt für einen freigewordenen Posten eine ihr bekannte tüchtige Frau vor, nicht allein weil sie von deren Befähigung für das Amt überzeugt ist, sondern weil sie hört, daß man bis dahin keinen männlichen Ersatz gefunden hat. Ihr wird der männliche Bescheid: „Eine Dame? Das geht auf keinen Fall! Sie verkennen diese Stellung, Frl. H. Der Posten verlangt Umsicht und organisatorische Fähigkeiten und Auftreten. Dazu gehört unbedingt ein Mann."

Frau A. zu Frau B.: „Sie sehen nicht sehr vergnügt aus, Frau B. Geht es nicht gut bei Ihnen?" Frau B.: „Ach, ich kann es kaum mehr mit ansehen, wie meine Annemarie sich abplagen muß. Die ganzen Jahre stopft sie sich voll Wissenschaft, was ihr gar nicht liegt und ihr schrecklich schlecht bekommt. Ein Examen nach dem andern muß sie machen. Immer wird noch mehr verlangt. Aber was soll sie sonst anfangen? Mit irgend etwas müssen sich die jungen Mädchen ja jetzt Leib und Seele ruinieren. Und was haben sie nachher davon? Entweder sie bleiben ledig und placken sich ihr Lebenlang so gerade durch, immer eben am gesundheitlichen Zusammenbruch vorbei, wenns gut geht — oder sie heiraten und können all ihre Wissenschaft doch nicht gebrauchen, denn sie kriegen ja als Frau keine Anstellung und können sich dann nicht einmal durch eigene Mitarbeit das Leben erleichtern, bleiben von dem, was der Mann verdient, abhängig, haben doch nirgends Freiheit. — Das sind unsere berühmten Errungenschaften für die Frau! Der Mann herrscht nach wie vor souverän, und wir lassen uns mehr beherrschen als früher — —."

Amerikaniſche Stimmen: Frl. C., Geſchäftsfrau, Einkäuferin (buyer) für ein großes Boſtoner Warenhaus, klagt, daß man es nicht leicht hätte als alleinſtehende Frau. Man brächte es doch nur in ſeltenſten Ausnahmen zu wirklich leitenden Stellungen. Man ſetzte ſich überall ſchwerer durch als ein Mann, z. B. geſellſchaftlich, woran der Frau noch mehr liegen müßte als dem Mann.

An einer Univerſität im Oſten der Vereinigten Staaten: Die Studentenſchaft begeht zu Anfang eines neuen Semeſters allerlei „Freudenfeſte", weil ſie die weiblichen Kollegen losgeworden iſt. Man iſt gottlob nach mehreren Jahren weiblichen Einſchlags wieder unter ſich und braucht ſich nicht ſo abzureißen. Die Weiber ſind zu fleißig und zu intelligent.

H. L. Mencken, der berühmte amerikaniſche Satyriker und Kritiker, ſtellt in ſeinem Buch „Verteidigung der Frau" (auch deutſch erſchienen bei G. Müller, München) das Weib als dem Mann an Intelligenz weit überlegen, an Gefühlstiefe unterlegen dar. Durch die Heirat verliert der Mann, gewinnt immer nur die Frau, die den Mann mit kluger Berechtigung einfängt für ihre Zwecke.

Ihm entgegnet die Schriftſtellerin Helen Jerome in einem vorzüglichen Werk „Das Geheimnis der Frau" (The Secret of Woman), wodurch der Seelenzuſtand und die Selbſteinſchätzung der heutigen Frau ungemein ſcharf beleuchtet wird. Helen Jerome ſieht die Ehe als Opfer ohne Ende für das Weib und als Reingewinn für den Mann.

Aus unſerer deutſchen Kritik nur noch die allgemein — mit ſeltenen Ausnahmen — zu vernehmende Einſchätzung von männlicher Seite:

„Die Pianiſtin hat einen faſt männlichen Anſchlag." Höchſtes Lob! Die Schriftſtellerin ſchreibt einen Stil wie Storm oder Enking. Großartig! Die Dichterin *packt* ihren Stoff mit einer Kraft, die an — (irgend ein männliches Dichterweſen natürlich) erinnert. — —"

Wann werden wir Männer und Frauen haben, die aus klarer Erkenntnis fordern: *gleichwertige*, aber an Art unterſchiedliche Leiſtungen für Mann und Weib, gleichwertige, aber unterſchiedliche Erziehung, Ausbildung, Arbeitsweiſe.

Erſt wenn auf Grund dieſer Einſicht gearbeitet wird, können wir zu der Stellung und Schätzung der Frau kommen, die ſie als ihre Pflicht und ihr Recht in der Menſchheit einzunehmen hat. Dann erſt kann die Frau auch im Geſamtleben, in Kunſt und Wiſſenſchaft, im politiſchen und religiöſen Leben ihre Höchſtleiſtung erreichen, ein geſundes, abſolutes, reines Frauenwerk, das dem des Mannes vollkommen gleichwertig zur Seite ſteht.

Der lachende Ibſen

(Zum 20. Todestag am 23. Mai)

Von Dr. Herwig Kellner

Heute iſt die Aufführung eines Ibſenſtückes in Europa nirgends mehr ein Ereignis. Schon zu Lebzeiten hatte Ibſen die europäiſchen Bühnen erobert und wurde aufgeführt wie heute. Anders ſteht es mit ſeiner Beurteilung. Sie war zu ſeinen Lebzeiten weſentlich anders als heute. Unſer gegenwärtiges Urteil gründet ſich auf Ibſens nach-

gelassene Schriften, die erst 1909 erschienen. Trotzdem lohnt es sich noch heute, ein Buch zu lesen, das zuerst 15 Jahre vor Ibsens Tod und dann 1913 vervollständigt erschien. Das Buch interessiert wegen des Verfassers und seiner besonderen Stellung zu Ibsen.

Bernard Shaws „Quintessenz des Ibsenismus" ist ein Führer des lachenden Ibsen (wie E. Bernstein den Iren genannt hat) zum ernsten. Eine erschöpfende, sachliche Darstellung der Probleme Ibsens dürfen wir nicht erwarten. Dafür entschädigt uns die geistvolle Einstellung des Verfassers. Shaw gehört zu den Geistern, die Ibsen in England den Boden ebneten, nicht durch Übersetzung, die William Archer besorgte, sondern durch seine Kritik. Die Geschichte des Buches spricht für seine Wirkung. Es war entstanden aus Vorträgen in der Fabiergesellschaft und erschien, als erst vier Stücke Ibsens das Licht der englischen Bühne erblickt hatten und eine lebhafte, zumeist wild über Ibsen herfahrende Auseinandersetzung in den Zeitungen hervorriefen. Die englische Erstausgabe ist trotz des hohen Preises längst vergriffen, ebenso die bei Fischer erschienene Übersetzung. Um 1890 war Ibsen neueste Mode, mit den „Gespenstern" wurden Theater eröffnet: 1889 die Freie Bühne in Berlin, 1891 das Independent Theatre in London.

Wie stark persönlich Shaw den Norweger auffaßt, beweist, daß das Buch auch als Quintessenz des Shawismus bezeichnet wurde. Trotzdem braucht man in den Worten des Shaw-Biographen A. Henderson keinen Tadel zu erblicken, der sagt: „Die Quintessenz einseitig zu nennen ist nicht bloß eine wirkungslose Verdammung, sondern die vollständig lautere Wahrheit." Es ist einseitig, da es sich nicht mit den poetischen Schönheiten Ibsens beschäftigt, sondern nur mit seinen Problemen und nicht mit allen, sondern nur mit den Shaws Geist verwandten. Für Shaw ist das Künstlerische bloß Mittel zum Zweck, nämlich der Durchsetzung seiner sittlichen und sozialen Ideen, eine wohlwollende Aufnahme des Kunst- für Kunst-Standpunktes ist von ihm nicht zu bekommen. Shaws Ibsen ist Geist von seinem Geist, nicht mehr und doch viel. Sieht man von dieser notwendigen Einseitigkeit ab, so muß zur Steuer der Wahrheit doch gesagt werden, daß Shaw in vielem recht hat. Nach Julius Bab entnimmt er den Werken Ibsens vom „Bund der Jugend" bis etwa zur „Wildente" „wirklich das Wesentliche". Der Kampf für das natürliche Empfinden, gegen die Fessel des überkommenen Tatsächlichen bildet in der Tat den Inhalt vieler Ibsendramen, ergänzt Robert Huber. Hier ist auch der Platz, sich an das Geständnis Ibsens zu erinnern, er sei in gewissen Punkten, ohne es bewußt oder unmittelbar erstrebt zu haben, zu den gleichen Ergebnissen gekommen wie die sozialistischen Moralphilosophen durch wissenschaftliche Forschung. Shaw ist nun einmal Sozialreformer und will als Philosoph gelten. Er sieht in Ibsen nur den Gleichgesinnten. Daraus erklärt sich, daß Shaw die Vererbungstheorie Ibsens gänzlich beiseite läßt, denn sie findet keinen Platz in seiner „Entwicklung" des Menschen „in die Gefilde des Himmels". Anderseits ist es Wasser auf Shaws Mühle, wenn Ibsen, „seine Lektion einzuschärfen", vom „Bund der Jugend" an im Prosa schreibt.

Shaw sieht in Ibsen den Realisten, der die Menschen und Dinge beim rechten Namen nennt; seine Feinde sind die Idealisten, die im

Gegensatz zu den in der Mehrzahl befindlichen Philistern, die alles gut finden, ihre Unzufriedenheit durch die erfolgreiche Selbsttäuschung betäubt haben, alles sei, wie es sein sollte. Der Realist, der den Dingen die Maske abreißt, ist ihr Verräter. Diese Einstellung drückt Shaw in den Überschriften der Ibsenstücke aus, die er in autobiographisch-antiidealistische („Brand", „Peer Gynt", „Kaiser und Galiläer") und objektive antiidealistische Stücke (vom „Bund der Jugend" bis „Hedda Gabler") einteilt. Die ersten sechs Stücke bespricht Shaw nicht, die letzten vier behandelt er in einem Nachtrag. Die Lehre, die Shaw aus Ibsens Stücken zieht, heißt: die wirkliche Sklaverei von heute ist die Sklaverei der gangbaren Ideale, der Konvention. Es gibt keine bestimmten moralischen Einrichtungen, die alle Mittel rechtfertigen. Der Hauptzweck der Stücke ist, darzulegen, wie wichtig es ist, immer bereit zu sein, der feststehenden, überkommenen Moral entgegenzuhandeln. Die Erfüllung des Gesetzeswortes sichert durchaus nicht das Glück, viel eher der verantwortliche Wille. Wer nicht wie die Masse den Göttern opfert, weil er nicht an sie glaubt, hat allerdings eine größere Verantwortung, dafür fördert er aber die Entwicklung.

Die Probleme Ibsens und Strindbergs waren schon bei Shakespeare und Dickens da, doch begnügten sie sich, darüber zu lachen und lachen zu machen. Ihre Scherze aber bargen einen wahren, ernsten Kern; als der gewachsen war und sich sehen ließ, erregte er Entrüstung. Obwohl Ibsen die Menschen nicht schont, ist doch jede seiner Figuren „ein Tempel des heiligen Geistes", für Ibsen ist jeder Mensch ein Opfer (der Entwicklung), für Dickens eine Posse. Der Übergang vom Lachen zum Ernst ist also eine Folge der Entwicklung. Shaw, der mit drei „unerquicklichen Stücken" begonnen hat, bedient sich reichlich des Witzes, denn seine Gedanken sollen sich erst in Narrentracht Bürgerrecht erwerben, um später über die Bürgerpflichten mitzubestimmen. Ibsen gilt Shaw sogar höher als Shakespeare, denn Shakespeare hat zwar uns selbst auf die Bühne gebracht, aber nicht unsere Situation. Was Shakespeares Personen geschieht, geschieht uns nicht, was Ibsens Personen geschieht, geschieht auch uns.

Die Annahme, Shaw sei in seinen Dramen von Ibsen beeinflußt worden, muß abgelehnt werden. Dazu ist Shaw ein viel zu selbständiger Geist und Ibsen anderseits zu geistesverwandt. Shaws Roman „Die unvernünftige Ehe" zeigt Züge, die Ibsen gestaltet haben könnte, und doch war Ibsen damals dem jungen Shaw noch unbekannt. Am ehesten könnte man von einem Einfluß Ibsenscher Technik sprechen, da Shaw sowohl den analytischen Aufbau verwendet, als auch ohne Beiseitesprechen und Monolog auskommt; indes sind diese Errungenschaften Ibsens Gemeingut fast aller modernen Dramatiker geworden. Gemeinsam ist beiden der unerbittliche sittliche Eifer. Der Unterschied liegt in zwei Aussprüchen, Ibsen: „Ich bin immer mehr Dichter und weniger Sozialphilosoph gewesen, als man im allgemeinen geneigt ist, anzunehmen" (Rede vom 26. Mai 1898), und Shaw (Vorwort zu „Mensch und Übermensch"): „Um der Kunst allein willen scheute ich die Mühe, auch nur einen einzigen Satz zu schreiben."

Zu Ellen Keys Tod

Von Franz Graetzer

Auch Umstürzler wachsen in Klassizität, auch Erneuerer altern in Patriarchenwürde. Nicht ganz ein Menschenalter nach ihrer europäischen Wirkung erstem gipfeln ist Ellen Key, die Siebenzigjährige, vom Weltlauf bestätigt; und noch durch fast sieben weitere Jahre sirn, wie bei ihrem frühesten Aufruf und Aufruhr wider die Trägheit des Herzens, aus der diejenige des Erdfortschrittes immer sich ihrem klaren Verstand herschrieb. Allezeit in Utopia heimisch; gerade deshalb aber erheblich mitschuldig an der schönen, tröstlichen Tatsache, daß ihren Jüngern mittlerweile das Reich der ewigen Sehnsucht bereits andere, doch viel greifbarere Gestalt hat gewinnen dürfen. Fiel ihr Eintritt ins Patriarchenalter, ein Freudenfest, mit dem Weltfriedensjahr des Macht beanspruchenden, Macht auch verlangenden Aktivismus zusammen, so trifft nun Ellen Keys Totenfeier unmittelbar auf eine Epoche, die dereinst, wie man zu hoffen noch nicht abzulassen braucht, doch wohl nach dem Völkerbund heißen dürfte. Epoche Europa: Europas Tante hieß Ellen Key; und ehrwürdige Ahnfrau war sie, der sagenraunenden Selma Lagerlöf mythisch vertrautere Schollenschwester, des Aktivismus, sobald der — Sektiererbekenntnis hin, Klüngelslosung her — nicht mehr berlinische Kaffeehausmode, sondern überörtliche, paneuropäische Glaubenswende bezeichnete (und dann eben doch zu bannender Beherrschung aller nahen Zukunft bestimmt ist). Dankbare, vor Ehrfurcht ehrfürchtige Menschheit huldigt dieser Toten; entscheidend Bereicherte, um Unverlierbares Geförderte grüßen, ein letztes Mal, allzugleich das heiligste Hirn, das genialste Gewissen, das hellste Herz lebendiger Weibheit.

In Ellen Keys gedrucktem Werksteil ist manches abgeblaßt, ist, hie und da, eine Schriftzeile nachgedunkelt; auf ihr vorgelebtes Schaffen aber, das noch größere, ist anwendbar der Satz, den sie, einen auf Voltaire geprägten abwandelnd, einst von Ibsen gesprochen hat: ohne daß noch die Mehrzahl ihn zu lesen brauche, würden im neuen Jahrhundert alle Denkenden Ibsenianer sein. Allen Fühlend-Denkenden ist so Wesentlichstes auch aus Ellen Keys Kampflosung ins eigene Empfinden eingeschmolzen; und mehr oder minder bewußt stehen dergestalt tatsächlich alle heute für neue Menschlichkeit Wirkenden längst in ihrer Gefolgschaft. Dieses beispielhaft heißen Gemütes „Lebensglaube" wird, noch auf lange hinaus, jedwedem um tätigen Geist, Werktagsheiligung, um „Liebe und Ethik", „Selbstbehauptung und Selbstaufopferung" ringend Bemühten vorleuchten dürfen oder müssen.

Seit Carlyle, in dessen Reihe priesterlich streitbarer Schriftumshelden die schwedische Popularphilosophien (edelsten Wortsinnes) gehört, hat, in Europas germanischen Teil zumindest, ähnlich eindringlich keine Predigersfeder ihre Schriftzeichen in Seelen geritzt; seit Rousseau und Nietzsche war kein großer Essay: ist so sehr dichterisch erleuchtet. Mit Herders von Nüchternheit jeweils rechtzeitig gemeistertem Pathos und Fichtes mystisch-wacher Rhetorenglut lehrte, unliebsamer Schulmeisterlichkeit denkbar fern, Ellen Key ihre fröhliche Wissenschaft, die in voller Bejahung des bunten Daseins, in klarem Bekenntnis zur liebenswerten, bessernswürdigen Erde letztlich sich erschöpft. „Das Glück als Pflicht" ist der äußerste Sinn ihrer von

Verantwortung schweren Ethik, und eigentlich aller ihrer Bücher tiefster Sinn ist, die dann einem in Breviersbedeutung gediehenen Spätwerk den Namen lieh: „Die junge Generation". Gerade nach einer trüben Zeit der Völkerzerfleischung bekam die Friedensfreundin, eben in Tagen höchst bewußten Aufbauwillens die unerschütterlich gläubige Verkünderin der Weltverbesserung als Pflicht Anspruch auf ganz neues Gehör. Das „Jahrhundert des Kindes", das Ellen Key, um zwanzig Jahre zu früh, einem von Mordwaffen strotzenden Erdteil vorgeschrieben hat: der abrüstende, im grausigsten Blutbad geläuterte hat es anbrechen zu lassen; und erst ein Geschlecht, das die mechanistisch überfällig-sündige Vergangenheit bitter hat büßen müssen, vermag wohl überhaupt in dieser Vorläuferin kühnes „Requiem" auf alles Zermorschte, Verfaulte, Überalterte fröhlich einzustimmen. Nun erst, da Friede und Freiheit, Schönheit und Persönlichkeit, Liebe und Ethik, Bildung und Freude, Frauenrecht und Mütterlichkeit, Mut und Muße, Veredelung und Erziehung Träger eines vollkommen frischen Wertgehaltes geworden sind, ist die kompakte Majorität von (Strindbergs) „Gutgesinnten" bis in die Möglichkeit erwachsen, von den dithyrambischen Feststellungen, die ein vorstürmendes Gewissen an jene Urbegriffe neuer Weltordnung knüpfte, sich erschüttern zu lassen. Eine zweite Schicht in Kultur zu weckender Menschen war herangereift, und an der Schwelle biblischen Alters genoß Ellen Key, deren Seelenrevolutionierung mit der Erschütterung biblischer Heilswahrheiten begonnen hatte, das seltene, hohe Glück, eine zweite, zwanghaft sich fügende Zeitgemäßheit zu erleben. Indessen Tausenden ihres Schaffens Sinn Gemeingut allbereits geworden war, harrten Millionen seiner kräftigeren Vermittelung.

Aus Analyse ist auch diese außerordentliche Zeitkritik in Synthese gediehen. „Mißbrauchte Frauenkraft" ist einem überallhin spähenden und spürenden Forschersblick allenthalben begegnet und hat eine Erweckerin der Frauen reifen lassen; und die Not der Jugend hat das liebevolle Herz einer begnadeten Kinderseelen-Deuterin zu heiligem Krieg für das heiligste Recht aller aufdringenden Sehnsucht angespornt, hat die Erweckerin zumal der Mütter formen helfen. Ellen Key wehrt sich gegen die Sinnlosigkeit, die in jeglichem Verkümmern irgendeiner lebensfähigen, zukunftbergenden Gewalt liegt; durch Individualismus will sie in neue Sozialität gelangen, strebt aus Liebe in Sittlichkeit, aus Sittlichkeit in Glück, aus Glück in Schönheit. Sie tut es abseits, meistens schroff jenseits des Christentums, in dessen Wertung sie allzu sehr noch vom Vorurteil des Nietzsche-Jahrhunderts befangen bleibt; und muß, bei solcher Richtung ihres Weges, sinngemäß auch Tolstoi in vielem zu eng begreifen. Wie so viele Allerbeste dieser Zeit religiösen Dämmerns scheitert auch Ellen Key, wo es gälte, am verirrten Kirchenchristentum vorbei in Versöhnung mit unentwegt lebendiger Urchristlichkeit zu gelangen; doch wie von ihnen allen, so darf von ihr preisend gesagt werden, was Hebbel von Judas sprach, da er ihn den Frömmsten nannte: die Antichristin, die Jesu Lehre nur schlackenreiner, makelloser sich wünscht, ist, ohne es zu wissen, als beste Christin Erfüllerin allbereits des eigenen, im Letzten uneingestandenen Sehnens. Gelöst vom Dogma, wollen so viel an hellem Heidentum, wie die jedweder Verdunkelung streng widerstrebende Rationalistin unter den Schwarmgeistern, schließlich alle, die das dritte Reich auf Ibsens Bahn suchen.

über Ibsen, der den „Torpedo unter die Arche" legte, über den Mystiker Maeterlinck und andere Vertreter von „Evolution der Seele", über Almquist, der ihr — trotz Strindberg — „Schwedens modernster Dichter" ist, über das Liebespaar Robert und Elizabeth Browning, über Rahel, über Diderot und Verhaeren, Rodin und den Gottsucher Rilke, über drei schöpferisch tätige Frauen, in deren reifes Alter die Urbestimmung zur Liebe heftig einbrach, hat Ellen Key mehr oder minder eingehend gehandelt. In Essays, die unverkennbares Eigengepräge tragen, und darin für die dichterisch strömende Intuition ihrer Bildnerin zeugen, daß sie, samt und sonders, aus Literaturwissenschaft in Zeitkritik, aus Ästhetik in Politik (nicht parteihafte freilich) ragen, daß sie ganz subjektivistisch fluten und stets Grundsätzliches von Ellen Key selber aussagen. Deren Anschauung von Welt und Leben zu erhärten, zu bestätigen, dient hier die Totalität eines Daseinslaufes, dort die Belegung einer speziell gefaßten These. Dennoch hält ihre meisterlich gewahrte Sachtreue den Leser ständig gebannt: das Geheimnis aller großen Schriftleitung ist eben, noch im Grenzenlosen sachlich, überzeugend sachlich zu schweifen. Und beispiellos gewinnbringend ist das Erlebnis von dieser predigenden Frau weitem Blickfeld, stählerner Verstandsenergie, reicher Herzenswärme, klarer, goldener Güte.

„Liebe" ist Sinn und Inhalt jedes ihrer Bekenntnisse. Liebe als Weltgefühl der Frau, die, in veredelter, auf freiem Zueinanderwollen begründeter Ehe und eugenetisch verankerter Mutterschaft, ihre Kinder in Abscheu vor Kriegsspielerei und Ehrfurcht vor allem Lebendigen erziehe. Liebe als Endziel, als einziger Inbegriff der von Grund auf zu erneuernden Schulpädagogik. Liebe als fruchtträchtiger Kern in allen Beziehungen der Geschlechter, Familien, Staaten und Völker. Liebe als brennender Hort jeglicher Sozialreform und als bewegter Mittelpunkt im Kampf um eine Auffrischung der Justiz. „Ohne zu werden wie die Kinder," lehrt Ellen Key, „können die Menschen nicht in dieses dritte Reich eingehen, des heiligen Geistes, des Menschengeistes, Reich."

Das soll nun, endlich, anbrechen, und die greise Verkünderin dieses gelobten Landes hat nicht mehr mit festem Fuß seinen bereiteten Boden zu betreten, immerhin aber mit brechendem Blick seine gefesteten Zinnen zu erschauen vermocht.

Scala Santa

Von Hugo Marcus

Eine Treppe sehe ich. Näher bezeichnet, ist es eine Himmelstreppe. Ich lasse sie beginnen bei Leopardi. Dieser Dichter ist ein trauriger Mensch, der seine Trauer inbrünstig und verzweifelt ausspricht. Daneben sehe ich keinen Geringeren als den Maler Grünewald. Der Grünewald, der den Kolmarer Altar schuf, ist gleichfalls ein trauriger Mensch; und spricht seine Trauer bis zur heiligen Übertreibung und Verzerrung deutlich aus. Übertreibung kann ein Versuch sein, das ganz groß und deutlich zu machen, was man sagen will. Sie wird so zum Realismus. Oder sie kann ein Werkzeug der Kritik sein: um verborgene Mängel erst ganz sichtbar zu machen durch Persiflage. Dann wird sie äffend und

ironisch. Die Übertreibung kann aber auch ein Mittel bedeuten, um das Wirkliche, das sie darstellt, doch zugleich ins Unwirkliche zu entfremden, zu verhüllen. Dann wird sie mystisch. Das ist Grünewalds Fall. Wir hören, daß er redet. Aber in seiner Sprache ist neben dem Verständlichen noch etwas, wovon wir nur noch verstehen, daß es Sprache, Ausdruck ist; aber wir verstehen nicht mehr, wofür. Und dies ist das Wesen des Mystischen: Wissen, daß gesprochen wird, aber nicht mehr wissen, was gesprochen wird!

In Leopardi verrät ein großer Trauriger seine Trauer. In Grünewald verwandelt sich die Trauer eines Traurigen in Mystik. Die dritte Sprosse auf dem Himmelsstieg ist Michelangelo. Michelangelo ist der Traurige, der mit Gewalt an sich hält. Denn er will von seiner Trauer nicht sprechen. Er will nicht klagen, er ist zu stolz. Und nun: um nicht klagen zu müssen, redet er; redet er etwas anderes; redet er übermächtig solche Dinge, die seine Klage übertönen können. Michelangelos Rede ist nur: Verschweigen einer anderen Rede. Und was er sagt, erhält seine Größe von der Größe dessen, was er verschweigt, und von der Heftigkeit, mit der er es überschweigt. So erklärt sich das Riesenmaß seiner Unternehmungen. Michelangelos Gestalten haben alle etwas Versteinert-Stummes, wie Grünewalds Gestalten rufen, sogar schreien und uns damit aus der Malerei ins Akustische herüber-mystifizieren. Michelangelos Gestalten sind ein gesprochenes Schweigen. Das Schweigen eines Großen, der von sich um keinen Preis reden will. Wahre Größe ist an sich schon maßvoll, zurückhaltend, ruhig, schweigsam. Sie kann es sein, denn weit bleibt unter ihr, was Kleinere erregt. Ja das Große muß sich bändigen, denn einmal losgelassen, würde es durch seine bloße Berührung schon die Dinge zerbrechen. So ist Größe gebunden, an sich haltend: ähnlich wie der Schmerz, der seinerseits gebunden ist, weil er sich nicht bekennen will oder weil er zu apatisch ist, sich zu rühren. Die seelische Gebundenheit ist das gemeinsame Band zwischen Schmerz und Größe und die Brücke, auf der Michelangelo von seinem Schmerz zu seiner Größe gelangt. Wer seine Gestalten sieht, fühlt, daß ein trauriger Riese sie gemacht haben muß; aber, dies ist das Bemerkenswerte: sie selbst, die Gestalten, sind nicht traurig, nur riesig. — — Greifen wir noch einmal zurück, ehe wir vorwärts schreiten: in Leopardi spricht ein großer Trauriger seine Trauer aus. Bei Grünewald verwandelt sich Trauer in Mystik. Bei Michelangelo geht Trauer (aus Scham) in Größe über.

Die nächste Sprosse der Himmelsleiter heißt: Watteau. Watteau ist traurig; aber indem er malt, befreit er sich auf Stunden von seiner Trauer. An jedem seiner Bilder malt er sich selbst heiterer, genest er. Watteau ist der Traurige, der sich durch sein Werk selbst zur Heiterkeit erlöst.

Neben ihm gewahre ich — den Bajazzo von Leoncavallo lachen! Dieser Bajazzo nämlich ist ein Trauriger, der in seiner Trauer gleichwohl berufsmäßig für die Heiterkeit der anderen zu sorgen hat. Und das spitzt sein Schicksal in seinen eigenen Augen zur blutigen Ironie zu. Seine Trauer wächst mit seinem gespielten Lachen. Doch da ist Mozart. Mozart ist selbst nicht heiter. Aber wenn er musiziert, soll es geschehen, daß die anderen heiter werden. In Mozart wächst sich der widerwillige Bajazzo zum gernwilligen Heiligen herüber, zum Altruisten der Heiterkeit. Und nun der Schlußstein unserer Treppe, der Beethoven heißt:

Beethoven, von allen der Schwermütigste! Aber wo gibt es mehr Heiterkeit als bei Beethoven? In jeder seiner Sonaten, noch mehr Symphonien, gelingt es ihm, nicht nur sich selbst (wie Watteau), sondern auch uns (wie Mozart) und zuletzt den ganzen schwingenden Kosmos (wie nur er selbst!) in eine Heiterkeit hineinzuziehen, die um so ungewollter, zwangloser, unflektierter wird, je länger sie andauert. Diese Heiterkeit ist befreite, zweite Natur in ihm, nachdem sie anfangs nur Forderung seiner Kunst war. Die Kunst, vor allem die Musik, führt uns stets einen Erlösungsweg, der aus Andante- und Adagio-Traurigkeiten in Allegro- und Scerzzo-Rhythmen mündet. Und Beethovens Großtat ist es, Allegro und Scerzzo zum erstenmal aus der Sphäre des trivialen Lachens in die Sphäre verklärter Heiterkeit und Erlösung herübergeführt zu haben. Der Gegensatz zum Trauerspiel ist ja überhaupt nicht das Lustspiel, sondern das Freudenspiel, die Dionysie, eine bisher noch nirgends deutlich gekennzeichnete Gattung! Beethoven ist der Erfinder der Dionysie als Endstation des Weges, der im Melancholischen beginnt. Er stellt dem Tragischen nicht das Komische gegenüber, das bloß der Gegensatz des Traurigen wäre, sondern das strahlend Erlöste.

Beethovens Heiterkeit! Eigentlich ist es bei ihm ein ganzes Bündel verschiedener Heiterkeiten. Da ist die bloß zufriedene, laute, realistische Volksheiterkeit der deutschen Tänze. Dann gibt es die Heiterkeit der Orgie. Wir sind heiter aus Freude über unsere eigene Heiterkeit: berauscht davon, zu entdecken, daß wir Rausches fähig sind und der Schönheit des Rausches. Es gibt die überwältigende Heiterkeit des Glückes darüber, daß wir in einem so großen Kreise gemeinsam glücklich sind, daß Heiterkeit, daß Glück ansteckend ist. Im Chor der Neunten wird die Glücksgemeinsamkeit selbst zum Gegenstand des Glückes. Dann gibt es die verklärte, christliche Heiterkeit der Ideenwelt, die Heiterkeit der Erinnerungen, die Heiterkeit der Hoffnungen. Und endlich greift eine neu-religiöse faustisch-kosmische Heiterkeit empor: und es schwingt sich im Rhythmus die Seele, die Menschheit und der Kreis der Berge, der Flüsse, der Sterne — der ganzen Welt. Alle Dinge halten einander bei Händen, und du darfst mit im Reigen der Dinge sein.

Leopardi: Trauer als Werk des Traurigen. Grünewald: Mystik als Werk des Traurigen. Michelangelo: Größe als Werk des Traurigen.

Watteau: die eigene Heiterkeit als Werk des Traurigen. Leoncavallo: fremde Heiterkeit als Werk des Traurigen, Werk wider Willen. Mozart: Fremde Heiterkeit als Werk des Traurigen, Werk und Willen. Beethoven: eigene und fremde Heiterkeit, ja Heiterkeit des ganzen Kosmos als Werk des einst Traurigen. Fixsterne lachen.

Wie ich trockengelegt wurde*)

Von Hanns Heinz Ewers

In den achtzehner Jahren wurde ich in Amerika eingesperrt — ich hatte bei meiner Geburt das entsetzliche Verbrechen begangen, als Deutscher auf die Welt zu kommen. Nicht, daß alle Deutschen im Lande verhaftet wurden, das wäre bei den Millionen Deutschgeborenen nicht gut möglich gewesen. Man mußte also eine gewisse Auslese treffen und tat das nach sehr gescheiten

*) Aus einer demnächst bei Erich Reiß, Berlin, erscheinenden Schrift von Hanns Heinz Ewers.

Grundsätzen. Zunächst wurden alle Seeleute, Offiziere und Mannschaften der in den Häfen liegenden deutschen Schiffe festgenommen — da man die Schiffe beschlagnahmte, so mußte man die Besatzungen dort irgendwie unterbringen. Dann wurden viele harmlose Menschen festgenommen, die aus allen möglichen Gründen von allen möglichen Menschen denunziert waren — Zufallverhaftungen, die sich aber im Laufe der Monate und Jahre summierten. Ein sehr geschickter Schachzug war es, alle die Deutschen einzustecken, die große Vermögen, Fabriken, Geschäfte ihr eigen nannten, oder solche vertraten; auf diese Weise konnte man viel bequemer die deutschen Vermögen stehlen, da man sich aus der Haft heraus, von jeder Verbindung mit der Außenwelt abgeschnitten, ja nicht wehren kann. Und endlich gab es noch eine Kategorie, zu der ich gehörte: das waren die Deutschen, deren Namen einigermaßen bekannt war. Damit konnte man in der Presse mächtig Reklame machen: wiedermal hatte man den deutschen „Meisterspion" gefangen! Ob irgendein Müller, Schulze oder Lehmann eingesperrt wurde, das interessierte keine Katze, aber mit der Verhaftung Dr. Karl Mucks beispielsweise, des in der ganzen Welt berühmten damaligen Leiters des Boston-Symphony-Orchesters, konnte man ein ungeheures Geschrei machen. Es war erstaunlich, was man bei dieser Gelegenheit einem gutgläubigen Publico alles auftischen konnte. Der Dr. Muck hatte überall an den Küsten drahtlose Stationen eingerichtet und nebenher sichere Landungsplätze für deutsche U-Boote gebaut, die demnächst das Land erobern sollten. Er hatte an vielen Stellen im Lande chemische Laboratorien eingerichtet, in denen Bazillen für Maul- und Klauenseuche erzeugt wurden — mit diesem Teufelszeug zog er dann herum und infizierte Pferde, Maultiere, Kühe und Kälber. Nicht genug damit — dieser fürchterliche Mensch hatte in allen großen Städten luxuriöse Bordells geschaffen, in welchen die Mädchen künstlich venerisch verseucht wurden. Und die so präparierten Buhldirnen ließ dieser Abschaum dann in Kasernen und Lager los, versyphilisierte so die Verteidiger des armen, amerikanischen Vaterlandes gleich regimenterweise. Das — und noch manche andere seiner diabolischen Machenschaften — las man alltäglich in allen Blättern des Landes; ich habe nie begreifen können, wie der Mensch bei so anstrengender Tätigkeit noch Zeit fand, außerdem fast allabendlich ein Konzert zu geben, allnächtlich auf der Bahn in eine andere Stadt zu fahren, um allmorgendlich dort mit seinen Philharmonikern eine Probe abzuhalten — aber das tat er gewiß nur, um seine wahre Tätigkeit zu verschleiern!

Natürlich wurde dem Dr. Muck das Handwerk gelegt; neben ihm noch ein paar anderen — und mir auch —, denen die Zeitungen ähnliche Verbrechen nachsagten. Ich habe also ein halbes Dutzend Zuchthäuser und Gefängnisse kennengelernt, war schließlich froh, als ich nach einigen Monaten solch Ferienaufenthaltes im Gefangenenlager landete.

Um diese Zeit gelang meine Trockenlegung; nicht restlos zwar, aber doch immerhin gründlicher, als mir lieb war.

In dem Festsaale, den ich in dem zweiten Zuchthause, mit dem ich Bekanntschaft machte, einnahm — sieben Fuß hoch, sieben Fuß breit und sieben Fuß lang —, und der außer mir noch viele Tausende anderer lebender Wesen beherbergte, wurde mir freilich dringend genug von dem Wärter, der mir das sogenannte Fressen unter das Gitter schob, eine Aufbesserung der Kost durch vorzüglichen Whisky empfohlen. Gegen sehr hohe Bezahlung natürlich — aber der Kerl behauptete, daß er dafür auch das Beste vom besten herbeischaffen könnte. Bei seinen Verbindungen! Wenn man nun, wie ich, in Ermangelung jeder anderen Lektüre, die Bibel schon fünfmal vom ersten bis zum letzten Buchstaben durchgelesen hat und dabei von Noah bis zur Hochzeit von Kanaan manche hübschen Geschichten über die Freude eines guten Trankes genießt, so bekommt man Durst und gibt gern einen Teil der im Stiefel verborgenen Schätze für solche Versprechungen her.

Und der Mensch betrog mich nicht: schon am übernächsten Tage beim Zubettgehen — man geht im Zuchthaus um 7 Uhr abends zu Bett, das heißt, man wickelt sich in alte Zeitungen und legt sich auf die verlauste Pritschendecke

— schob er mir heimlich ein zerbrochenes Glas durch das Gitter — als alter Kenner roch ich zunächst einmal daran. Gekostet habe ich auch, wenigstens die Zunge hineingesteckt, aber ein guter Instinkt bewahrte mich davor, auch nur einen Tropfen davon zu trinken.

Alkohol war es freilich, daran war nicht zu rütteln. Aber es war — Methylalkohol; das kam nach einiger Zeit heraus, als eine Reihe anderer Gefangener, darunter ein wegen Mordes schon seit Monaten zum Tode verurteilter Nigger, der die Zelle neben mir bewohnte, gefährlich erkrankten. Drei davon erblindeten — nur der Nigger hatte wirklich einen Vorteil davon: er mußte wieder einigermaßen gesund gepflegt werden, so daß er erst dreiviertel Jahre später in Sing-Sing auf dem elektrischen Stuhl Platz zu nehmen genötigt wurde.

Was mich betrifft, so benutzte ich das Zeug dazu, eine neue Todesart für meine Mitbewohner auszuprobieren — neben dem Bibellesen war Morden längst meine Hauptbeschäftigung geworden. Dem, der besonders dafür Interesse haben sollte, will ich gerne verraten, daß — während doch die meisten Tiere sich leicht an Alkohol gewöhnen und dann eine starke Vorliebe dafür haben — Holzalkohol ihnen äußerst zuwider ist. Läuse gehen überraschend schnell darin zugrunde, bei Flöhen und Wanzen dauert es schon einige Zeit. Kakerlaken aber zeigen auch gegen dieses abscheuliche Gesöff eine erstaunliche Widerstandskraft.

* * *

Später, im Gefangenenlager von Oglethorpe (Georgia), wurde man schon mit ehrlicherem Stoff bedient. Da war ein Seemann mit langem Barte, der es verstand, aus unreifen Tomaten einen Schnaps zu bereiten. Jeden Tag lief er mit seinem kleinen Eimer durchs Lager, brüllte laut: „Gift! Fünf Cents! Gift! Gift! Fünf Cents!" Versucht hat gewiß jeder der viertausend Gefangenen einmal von dem Zeug, seine besten Kunden freilich waren die amerikanischen Soldaten und — er selber. Ich muß gestehen, daß ich für meine Person von einem einmaligen Versuche genug hatte.

Dafür aber hatte ich bald Gelegenheit, das zu trinken, was man in Georgia, einem Staate, der auch längst trocken war, „starken Tee" nannte. Es war mir mit vieler Mühe gelungen, dem Lagerkommandanten klar zu machen, daß ich eine sehr schwierige Kieferoperation nötig habe, die der Zahnarzt des Lagers unmöglich ausführen könne; ich wurde also unter Bewachung von zwei Khakihelden in die Stadt Chattonooga geschickt — vier Stunden Urlaub. Ich hatte mich bald mit den beiden angefreundet; mein Entschluß, das Geld für den Zahnarzt vernünftiger zu verwenden, fand ihren vollen Beifall. Nun, in Chattonooga gibts nicht viel zu genießen, die schwarzen Schönen in verschwiegenen Häuschen sind ebenso wenig verlockend wie die Kinos. Da fragte mich einer meiner Freunde, ob wir nicht was Gutes trinken wollten? Er führte uns in ein durchaus solide aussehendes Lokal und dort in ein Hinterzimmer, wo er der Kellnerin mit leiser Stimme „Strong Tea" bestellte. Sie nickte und brachte gleich darauf drei große Tassen und eine mächtige, leere Teekanne, fragte, was für eine Sorte wir wünschten? Ich sagte ihr, sie möge nur holen, was da sei. Das tat sie auch, und bald standen auf dem Tische eine Flasche Witch-Hazel, eine Flasche Bay-Rum und eine Flasche Westphals Auziliator.

Witch-Hazel, das ist Toilettenwasser — 66 % Alkohol. Bay-Rum, das ist ein Haarwasser — 78 % Alkohol. Westphals Auziliator aber ist ein Haarwuchsmittel und beansprucht, 96 % Alkohol zu besitzen!

Ich machte sicherlich ein etwas blödes Gesicht, als die Hebe die drei Originalflaschen brachte.

„Was ziehen die Herren vor?" fragte sie.

„Mixed!" rief mein Freund mit Kennermiene.

Sie öffnete alle drei großen Flaschen und goß ihren Inhalt in die Teekanne. Das Zeug schmeckte wie Knüppel-auf-den-Kopf! Immerhin kam es

mir im Augenblick sehr erwünscht. Wie der Blitz überlegte ich mir: die Kerls werden sicher totbesoffen; wenn es dir gelingt, auch nur einigermaßen nüchtern zu bleiben, so kannst du ausreißen! Und ich hatte längst übergenug von dem Gefangenenlager.

Im Anfang ging die Geschichte ganz gut. Ich suckelte so an meiner Tasse herum, nahm nur kleine Schlückchen und goß eine Tasse nach der andern unbemerkt unter den Tisch, während die beiden die ihrigen mit Wonne leerten. Und wer weiß, wie die Sache ausgelaufen wäre, wenn nicht die Begeisterung der beiden sich in immer lauterem Brüllen Luft gemacht hätte. Schon glaubte ich den Zeitpunkt gekommen, mich zu empfehlen, schon hatte ich meinen Kerberussen gesagt, daß sie mich doch einen Augenblick entschuldigen möchten, da ich notwendigerweise mal raus müsse — da öffnete sich die Tür, und ein Sergeant mit vier Soldaten trat herein und, ohne sich aufzuhalten, sofort an unsern Tisch. Nun war kein Gedanke mehr an Flucht; es galt zu retten, was noch zu retten war. Meine Leute waren viel zu betrunken von ihrem „starken Tee"; so ergriff ich das Wort und nahm natürlich alle Schuld auf mich. Ich hätte eben eine furchtbare Zahnoperation durchgemacht — erzählte ich — und zur Stärkung notwendig eines Schluckes bedurft, ich allein hätte die Soldaten überredet, mit mir herzukommen. Außerdem hätten diese keinen Tropfen getrunken und seien, wie er ja sehe, völlig nüchtern. Der Segeant, der mich vom Lager her kannte, machte ein verdammt pfiffiges Gesicht und bat um eine Zigarette. Ich verstand den Wink, schob unter dem Tisch schnell einen Zehndollarschein in mein Etui und reichte es ihm. Ohne mit der Wimper zu zucken, nahm er eine Zigarette — und den Schein natürlich; dann sah er nach, wieviel noch in der Teekanne war, goß sich eine Tasse voll und trank auf mein Wohl. Ich mußte mit ihm anstoßen, ob ich wollte oder nicht.

„Sergeant," rief ich, „Sie übernehmen die Verantwortung, daß wir glücklich ins Lager zurückkommen?"

„Zu Befehl, Herr!" sagte er und legte die Hand an die Mütze. Ich hatte einen ganz schwachen Hoffnungsschimmer, vielleicht auch jetzt noch nüchtern bleiben zu können, aber dieser Texasjunge paßte auf wie der Teufel, daß auch meine Tasse leer wurde. Einmal, zweimal, noch einmal!

An das, was dann geschah, habe ich nur eine sehr schwache Erinnerung. Ich weiß, daß ich dieses Leibgesöff eines knochentrockenen Staates mit wahrer Todesverachtung heruntergoß, weiß, daß ich meine beiden Wachsoldaten nur mit Mühe abhalten konnte, mich immer wieder zu küssen. Ich erinnere mich dunkel, daß ich dem Sergeant meine Brieftasche gab, um zu bezahlen, und daß er sich große Mühe gab, mir dann begreiflich zu machen, daß er mir auf Nickel und Cent alles richtig zurückgegeben habe. Das letzte, was mir vorschwebt, ist, daß unsere beiden Soldaten und ich in einen Leiterwagen gehoben wurden und dort durcheinanderkullerten.

Am nächsten Morgen machte jemand einen verzweifelten Versuch, mich zur Parole zu wecken — am Abend war es dieselbe Geschichte; erst an dem folgenden Morgen wachte ich auf. Lief fünf Tage lang mit einem grauenhaften Brummschädel herum, gegen den kein Mittel helfen wollte.

Jeder Mensch im Lager kannte die Geschichte; die amerikanischen Offiziere grinsten, als ich wieder zum Vorschein kam. Aber merkwürdigerweise hatte die Sache nicht die geringsten Weiterungen: weder ich noch die beiden Soldaten wurden in irgendeiner Weise zur Rechenschaft gezogen, während es doch sonst bei der lächerlichsten Gelegenheit Strafen hagelte.

Das aber darf ich wohl sagen: so lange ich in diesem Lager Oglethorpe hauste, blieb ich sehr nüchtern. Ich hatte völlig genug von „Gift" und von Bay-Rum, von Witch-Hazel und dem herrlichen Haarwuchsmittel „Westphals Auxiliator"!

Randbemerkungen

Drumond in Griechenland

Völkerbundszugehörigkeit, Völkersolidaritätserklärungen gewinnen erst dann Leben, wenn sie von dem Gefühl der Menschlichkeit restlos getragen werden.

Aus diesem Grunde ist es von Wert, daß wir das Menschlichkeitsgefühl in seinem schöpferischen Werke verfolgen und die Fälle feststellen, wo die Idee der Menschheit bzw. die des Zusammengehörigkeitsgefühls, die alle Menschen vereinigt, wirklich Früchte trägt.

Einem solchen charakteristischen und beachtenswerten Fall begegnen wir in dem Verhalten Griechenlands den Armeniern gegenüber. Denn Griechenland, das mit der Beherbung von aus der Türkei ausgewiesenen Griechen (1 250 000) in eine schwierige Finanzlage geriet, hat dennoch auch 48 000 Armeniern, die aus verschiedenen Anlässen gastlichen Schutz in Griechenland suchten, Obdach und Brot gewährt.

Der Unterhalt dieser Fremden kostete dem kleinen Lande, das schon durch die Pflege der eigenen volkgenössischen Flüchtlinge überlastet war, bisher nicht weniger als etwa sechs (6) Millionen Mark.

Zehntausend unter diesen Armeniern sind zwar unterdessen nach Armenien zurückgekehrt, und das armenische Hilfskomitee, dessen Vorsitzender Herr Boyadsian ist, und das seinen warmen Dank für die gewährte Gastfreundschaft aussprach, hat sich bereiterklärt, noch fernere 7000 dieser Unglücklichen in Empfang zu nehmen. Aber — trotzdessen ist die Zahl der in Griechenland verbliebenen Armenier noch ganz beträchtlich. Alle Bemühungen des Unterkunftsvermittlungsamtes in Saloniki haben nur dazu geführt, daß 2000 Armenier außerhalb Griechenlands Arbeit fanden. Auch fernere 2000 Armenier sind gegen Griechen des Pontus, die nach Rußland geflüchtet sind, ausgetauscht worden.

Ferner genießen 3000 armenische Kinder den Unterhalt und den Schutz der amerikanischen humanitären Gesellschaft Near East Relief.

Für den Rest der Armenier trägt noch der griechische Staat die Last. Daß sie nicht in Konzentrationslagern verkommen, und daß es ihnen, wie auch den griechischen Flüchtlingen, gut geht, wird daraus ersichtlich, daß kürzlich kein geringerer als Albert Thomas, der Direktor des Internationalen Arbeitsbüros in Genf, an den griechischen Geschäftsträger in Bern einen Brief richtete, in welchem er sagt: „Ich lege Wert darauf, Ihnen zu sagen, daß ich glücklich war, zu sehen, daß die armenischen Flüchtlinge selbst sich bei dem Lande bedankt haben, das ihnen so reiche Gastfreundschaft gewährt hat. Seinerseits hat das Internationale Arbeitsbüro sehr hoch die Aufnahme geschätzt, die diese Flüchtlinge bei der griechischen Regierung und dem griechischen Volke gefunden haben.

Ich gestatte mir, bei dieser Gelegenheit Sie zu bitten, wiedermal mein Dolmetscher bei der griechischen Regierung zu sein und meine Gefühle tiefer Dankbarkeit auszudrücken für die edle Unterstützung, die Ihr Land den armenischen Flüchtlingen gewährt hat.

Die Solidarität der Völker, wie das Verhalten des griechischen Staates zeigt, ist hier nicht ein leeres Wort geblieben, sondern sie wurde zur Tat, und das Charakteristische ist, daß dies nicht etwa das Werk nur einer Partei war, sondern das Werk jeder griechischen Regierung überhaupt.

Kennzeichnend ist, daß auch der Generalsekretär des Völkerbundes, Sir Eric Drumond, der vor kurzem in Griechenland weilte, sich anläßlich der Reden, die er bei verschiedenen Empfängen und Veranstaltungen hielt, ähnlich äußerte. Bei einem Empfang der Athener Presse sagte er, daß er die Einladung der griechischen Regierung besonders deshalb angenommen habe, weil er Wert darauf lege, die Beziehungen zwischen dem Völkerbundssekretariat und den verschiedenen Völkerbundsmitgliedern enger zu gestalten. Er berichtete sodann über seine befriedigenden Eindrücke hinsichtlich des Fortschritts der Unterbringung der Flüchtlinge und schloß mit folgenden Worten: „Wir schätzen uns besonders glücklich, Ihr Land in einem Augenblick besuchen zu können, da die Beziehungen Griechenlands zu seinen Nachbarn derartig gut sind, während noch vor kurzem eine solche Behauptung leichtfertig gewesen wäre. Ich höre von verschiedenen Seiten, daß die Schwierigkeiten, die bis in die letzten Tage bestanden, durch guten Willen beseitigt wurden, und daß die griechische Regierung im wahren Geiste des Völkerbundspaktes arbeitet." v. H.

Der Zank um die Flagge

In einer Zeit, in der die Parteileidenschaften schon auf das heftigste aufgewühlt sind, wird durch einen Erlaß des Reichspräsidenten die unglückliche Flaggenfrage von neuem aufgerollt. Es handelt sich im Grunde genommen um eine Bagatelle. Auf den deutschen Konsulaten in Übersee soll außer der Nationalflagge auch die schwarzweißrote Handelsflagge mit dem schwarzrotgoldenen Gösch gehißt werden. Da beide Flaggen nach der Reichsverfassung zu Recht bestehen, läßt sich eigentlich nichts gegen die Verordnung einwenden. Andererseits ist nicht zu verkennen, daß das friedliche Nebeneinander der Flaggen des kaiserlichen und republikanischen Deutschland im Auslande einen merkwürdigen Eindruck hervorrufen muß. War es schon eine phänomenale Dummheit, die alte Reichsflagge durch ein der heutigen Generation gänzlich unverständliches Farbensymbol zu vertauschen, so wurde diese Dummheit dadurch noch besonders unterstrichen, daß man Schwarz-Weiß-Rot als Handelsflagge weiter bestehen ließ. Dadurch war der deutschen Zerrissenheit geradezu ein symbolischer Ausdruck gegeben und der Parteileidenschaft neue Nahrung. Niemand kann daran gehindert werden, die schwarzweißrote Flagge, die doch eigentlich vom Standpunkt des strammen Republikaners verpönt ist, munter wehen zu lassen. Während der letzten Jahre hatte man sich an den Kompromißzustand gewöhnt und die doppelte Farbensymbolik auf sich beruhen lassen, bis die neue Verordnung, wie der bekannte Blitz aus heiterem Himmel, dazwischenfuhr und eine Erregung auslöste, die in keinem Verhältnis zu der Bedeutung des strittigen Objekts steht. Mußte das sein? Mußte die Regierung Luther-Stresemann in einem Augenblick, da sie des Vertrauens des Reichstags stärker denn je bedurfte, sich der Gefahr eines Mißtrauensvotums aussetzen? Schon stehen die linksgerichteten Parteien auf dem Sprunge, um aus der Flaggenfrage eine Kabinettsfrage zu machen. Das Reichsbanner „Schwarz-Rot-Gold" hat seine Mannen aufgeboten, um wieder einmal die Republik vor drohenden Gefahren zu schützen. Wahrlich ein Schauspiel mit einem Stich ins Komische und Groteske. Dem Zuge

der Zeit entsprechend, fordern Zeitungen der Linken gar, einen Volksentscheid über die Flaggenfrage zu veranstalten. Gerade als hätten wir an den schwebenden Volksbegehren und Volksentscheiden nicht schon genug!

Die Familienärztin

Der Hauptzweck dieses, bei Julius Müller, München, erschienenen, vorzüglich ausgestatteten Werkes, das in keiner Familie, mindestens aber in keiner Bibliothek fehlen sollte, liegt darin, daß die Verfasserin in der Krankenbehandlung ganz individualistisch verfährt. Sie ist auf keine besondere Heilmethode eingeschworen, sondern läßt alle gelten und tritt für ihre Anwendung je nach der Komplikation des Falles und der Besonderheit des Patienten ein. Dabei ist das Werk von Dr. med. Bella Müller nicht etwa jenen medizinischen Volksbüchern anzureihen, die unter Hintansetzung der wissenschaftlichen Gesichtspunkte auf die Gunst des Publikums spekulieren. Im Gegenteil fußt die Verfasserin auf den neuesten Erkenntnissen der medizinischen Wissenschaft und den erprobten Heilmethoden. Die Darstellung ist klar und gemeinverständlich. Ein jeder, selbst wenn er über keine fachwissenschaftlichen Kenntnisse verfügt, kann den allergrößten Nutzen aus der Lektüre des Buches ziehen. Eine scharf geschliffene Waffe gegen das Kurpfuschertum, das wieder einmal die wunderlichsten Blüten gezeitigt hat! Unterstützt wird der Text durch eine große Zahl vorzüglicher Illustrationen nach der Natur, anatomischen Präparaten und Modellen. Diese von einem tiefen Ernst getragene Popularisierung der Heilkunde ist auf das freudigste zu begrüßen.

Börsenspiegel

Verkehrte Finanzpolitik

Allmählich nähern wir uns, auch was den finanziellen Aufbau, die geldliche Struktur unserer Aktiengesellschaften betrifft, wieder den normalen, vorkriegsmäßigen Zeiten. Der Geldbedarf der Industrie ist dauernd riesengroß, und nichts war verkehrter, als in den Tagen der großen Geldfülle, diese Erscheinung dadurch erklären zu wollen, daß sie eine Folge „wirtschaftlichen Stillstands" sei, eine Art Depressionserscheinung, die also in Wirklichkeit höchst unwillkommen wäre.

Befänden wir uns in der Tat in einem solchen Zustande, so wären nicht beinahe täglich die verschiedensten Gesellschaften genötigt, sich wegen neuen Geldes an das Publikum zu wenden, sowohl an das deutsche als auch an das ausländische. Die deutsche Wirtschaft liegt in Wirklichkeit keineswegs so schlecht, wie es von manchen Seiten immer wieder hingestellt wird, und im Gegenteil beweist gerade der ungeheure Geldbedarf der Industrie, daß diese Industrie noch durchaus am Leben ist. Was man indessen nur mit Kopfschütteln verfolgen kann, ist die Art und Weise, wie sich die Industrie — unter Mitwirkung der Banken — die benötigten neuen Mittel verschafft. Früher war es im allgemeinen üblich, daß bei eintretendem Kapitalbedarf neue Aktien ausgegeben wurden, und nur in verhältnismäßig seltenen Fällen wandte man das Mittel der Ausgabe von Anleihen an. Jetzt dagegen werden immer neue Anleihebeträge ausgegeben, und in der Fülle der Anleihen erstickt der Markt beinahe schon.

Das Publikum legt sich manchmal wohl die Frage vor, wo nur all das Geld zur Zeichnung der neuaufgelegten Anleihen herkomme. Denn fast jedesmal wird ihm mitgeteilt, die betreffende Zeichnung hätte sofort nach Eröffnung wieder geschlossen werden müssen, da der zur Verfügung stehende Betrag schon durch Voranmeldungen „stark überzeichnet" worden sei. In Wirklichkeit freilich liegen die Dinge ganz, ganz anders. Das geht am deutlichsten daraus hervor, daß die betreffenden Übernahmekonsortien die mittleren und auch kleineren Bankfirmen geradezu bestürmen, ihnen bei Unterbringung der Anleihen behilflich zu sein. Zu „Originalbedingungen" werden ihnen Beteiligungen angeboten, man sucht sie durch alle möglichen Vergünstigungen für den Vertrieb der Anleihen einzuspannen, aber man begegnet trotz alledem in der Mehrzahl der Fälle kühler Ablehnung, weil eben das Publikum mit Anleihen bereits übersättigt ist. Woher aber kommen die erwähnten „Überzeichnungen"? Es ist ein alter Trick, der sich ohne weiteres immer wieder anwenden läßt. Ganz einfach dadurch, daß die verschiedenen Mitglieder eines solchen Konsortiums bei den anderen Konsorten beliebig große Summen zeichnen. Was zu nichts verpflichtet und nach außen hin gut aussieht. Aber in Wirklichkeit handelt es sich nur um einen Bluff der Öffentlichkeit gegenüber, der man auf diese Weise Sand in die Augen streut.

Tatsache ist, daß verschiedene Anleiheemissionen der letzten Zeit überhaupt nicht oder nur sehr schlecht gegangen sind, und daß es auf die Dauer gar nicht möglich sein wird, immer weitere Mengen industrieller Obligationen unterzubringen. Warum also macht man nicht endlich Schluß mit dieser in mehr als einer Hinsicht verfehlten Finanzierungsmethode und kehrt zu dem Grundsatz der Ausgabe neuer Aktien zurück, wenn man neues Geld braucht? Es kann natürlich auch Fälle geben, in denen die Ausgabe von Anleihen richtiger und zweckentsprechender sein kann; aber im allgemeinen ist die natürliche Art der Kapitalbeschaffung doch die Erhöhung der Aktienkapitalien.

Wer bei dieser ganzen Finanzierungsmethode indessen der hauptsächlich Leidtragende ist, das ist die Börse, und dadurch wieder indirekt das Publikum. Den niedrigeren Börsenstempel haben wir ja nun endlich nach langen Kämpfen erreicht, und Reichsfinanzminister Dr. Reinhold hat sich in dieser Beziehung — wie auch sonst — als ein moderner Mensch erwiesen. Aber die davon erhoffte und erwartete Belebung des Börsengeschäfts ist nicht eingetreten, und zwar nicht zuletzt deshalb, weil zurzeit das neugebildete Kapital nicht der Börse zugeführt wird, sondern künstlich auf die Industrieanleihen hingelenkt wird. Das dort angelegte Kapital aber bleibt nicht in Zirkulation, sondern liegt fest, scheidet gewissermaßen aus dem Bewegungsprozeß aus. Ganz anders im Falle der Ausgabe junger Aktien. Die Erwartung von Kapitalserhöhungen regt die Börse erfahrungsgemäß an; die jungen Aktien werden nach kurzer Zeit zur Börse zugelassen und werden dort dauernd umgesetzt, während die neuen Anleihen, wenn sie selbst einen Markt an der Börse erhalten, tot daliegen und keine wirklichen Umsätze von Bedeutung aufweisen. Gibt eine Gesellschaft eine Million Mark neue Aktien aus, so werden diese neuen Aktien ständig an der Börse in Bewegung gehalten, sobald sie dort zugelassen sind; wird die fehlende Million indessen auf dem Anleihewege beschafft, so wird die neue Anleihe zwar ebenfalls nach einiger Zeit „notiert"; aber das ist auch alles, und zwischen Notierung und tatsächlichem Geschäft ist ein gewaltiger Unterschied.

Dabei muß man ohne weiteres feststellen, daß die überwiegende Mehrzahl der deutschen Aktiengesellschaften eine derart große Substanz hat, daß die Ausgabe junger Aktien, also eine Vermehrung des verantwortlichen Kapitals, sehr wohl gerechtfertigt wäre. In bezug auf Dividenden sind wir ferner zurzeit noch keineswegs verwöhnt und sehen Dividendensätze von 8 Prozent schon als sehr befriedigend an. Billiger als mit 8 Prozent kann sich aber andererseits heute keine Industriegesellschaft das Geld für Anleihen beschaffen, und im Gegenteil muß es im allgemeinen sogar erheblich höher verzinst werden, wenn man bedenkt, welche Provision die Banken nehmen, und wie teuer später die Anleihe zurückzuzahlen ist. Es kann also auch von diesem Gesichtspunkt niemand behaupten, daß die Industrie irgendeinen Vorteil davon hätte, wenn sie sich das Geld auf dem Anleihewege anstatt auf dem der Ausgabe junger Aktien beschaffte, und lediglich die Banken sind es, die dabei das bessere Geschäft machen.

Wenigstens für den Augenblick. Im übrigen aber ist es eine kurzsichtige Politik, dieses Geschäft so besonders liebevoll zu pflegen und die einmaligen Gewinne dabei so hoch einzuschätzen, ohne an den mittelbaren Schaden zu denken. Dieser Schaden besteht nämlich auch für die Banken unzweifelhaft darin, daß sie das Börsengeschäft schädigen und in seiner Bedeutung verringern. Richtig war es, deutsche Anleihen im Auslande unterzubringen und den Amerikanern für dortige Begriffe hohe Zinsen dafür zu bewilligen. Weit richtiger, als daß man ihnen deutsche Aktien zu Spottpreisen verkauft hat. Wobei nur etwa einmal daran erinnert sei, wie billig im vorigen Jahre die besten Stücke des Stinnes-Konzerns nach Amerika gingen. Beispielsweise der große Posten Deutsch-Luxemburger Aktien, der mit 55 Prozent nach Amerika verkauft wurde, und dessen Wert mindestens 100 Prozent war! Wir haben damals den Amerikanern, die es doch wahrlich nicht so nötig brauchten, hunderte von Millionen dadurch zum Geschenk gemacht, daß wir ihnen wertvolle Aktienpakete zu lächerlichen Preisen verkauft haben, und jetzt sollen wir selbst den Geldbedarf der deutschen Industrie auf dem Anleihewege finanzieren: Ist das nicht geradezu wirtschaftlicher Selbstmord? Gewiß sollen die Amerikaner Geld verdienen, wenn sie mit uns Geschäfte machen; denn um unserer schönen Augen willen machen sie ganz bestimmt keine Geschäfte mit uns, aber welchen Sinn hat es denn eigentlich, sie derart grob verdienen zu lassen und andererseits die Finanzierung der deutschen Industrie wiederum mit deutschem Gelde in die Hand zu nehmen? Auf eine Weise, die das Börsengeschäft außerordentlich beeinträchtigt und dadurch den von der Stempelermäßigung erhofften Aufschwung wiederum ernstlich in Frage stellt?

Den Nachteil aber haben nicht etwa nur die Börseninteressenten im engeren Sinne, das heißt die Bankiers und anderen Börsenbesucher, sondern den Nachteil hat vor allem auch das Publikum; denn Börsenstagnation, schwächerer Pulsschlag der Börse bedeutet auch niedrigere Kurse, bedeutet schlechtere Verkaufsmöglichkeit, bedeutet unter Umständen die wesentliche Erschwerung der Abstoßung von Effekten, wenn einmal aus irgendeinem Grunde die Notwendigkeit dazu vorliegen sollte, und bedeutet letzten Endes auch ein Nachlassen des Auslandsinteresses für den Berliner Markt. Und all das geschieht, ohne daß man sich an den verantwortlichen Stellen die Wirkungen der verfehlten Finanzpolitik klarmachte, deren Änderung darum auch so bald wie irgend möglich dringend zu fordern wäre. Florian.

Für den redaktionellen Teil verantwortlich: Dr. Heinrich Ilgenstein, Charlottenburg.
Für den geschäftlichen Teil verantwortlich: Paul Lentz, Berlin W 30, Motzstr. 11.
Druck: Paß & Garleb A.-G., Berlin W 57, Bülowstr. 66.

46. Jahrgang

Tägliche Rundschau

Unabhängige Zeitung für nationale Politik,
mit Unterhaltungsblatt für
die Gebildeten aller Stände

Herausgeber:
D. Bruno Doehring und Heinrich Rippler

Die große nationale Tageszeitung.

Die Zeitung der Gebildeten und der deutschen Familie.

*

Trotz aller Reichhaltigkeit ihres Inhalts ist die Tägliche Rundschau mit dem monatlichen Bezugspreis von nur 3 Gm. (zuzügl. Postbestellgeld) bei *täglich 2maligem Erscheinen* die

billigste der großen Berliner Tageszeitungen.

Probenummern liefert kostenlos

Geschäftsstelle der Täglichen Rundschau
Berlin W 57, Bülowstraße 66

Fernsprecher: Nollendorf 8120—8123
Telegrammadresse: Rundschaudienst

*

SEP 8 1926

DIE GEGENWART

POSTVERTRIEB AB BERLIN

ZEITSCHRIFT FÜR LITERATUR, WIRTSCHAFTSLEBEN U. KUNST

HERAUSGEBER: HEINRICH ILGENSTEIN

AUS DEM INHALT:

Die Lehren des Volksentscheids Von Mentor

Sozialer Ausgleich Von Erika Kickton

Über Genußmittel und ihre Verfälschung
Von Heinr. Zellner

Von der Freiheit der Berufswahl
Von Paul Hoche

Romain Rolland Von C. F. Behl

August Strindberg Von Goby Eberhardt

Randbemerkungen

Berlins schwächster Punkt
Der Deutsche und das Rheingebiet
Die Klassenschichtung der höheren Schüler

Börsenspiegel

JUNIHEFT 1926 / JAHRGANG 55
VIERTELJÄHRLICH 3 HEFTE
HEFTPREIS M. 0.30

VERLAG: GEGENWART G·M·B·H / BERLIN W 57
BÜLOWSTRASSE 66

Die Gegenwart

55. Jahrgang | Juniheft | 55. Jahrgang

Die Lehren des Volksentscheids

Von Mentor

Der negative Ausgang des Volksentscheids schafft das schwierige Problem der Auseinandersetzung zwischen Volk und Fürsten nicht aus der Welt. Er beseitigt nur die Gefahr, daß eine Rechtsfrage durch Gewalt, durch rohen Mehrheitsbeschluß verhetzter urteilsloser Volksmassen gelöst wird. Das Volk mag durch Abstimmung darüber entscheiden, wie es regiert sein will, ob es die Monarchie oder die Republik vorzieht. Das ist sein Recht, und wenn es falsch entscheidet, hat es selbst die Folgen zu tragen und kann, wenn es den Schaden fühlt, nachträglich seine Meinung ändern. Aber ein Volksentscheid über die Vermögensauseinandersetzung mit den Fürsten bedeutet einen Richtspruch der Volksmassen nicht über die eigenen, sondern über die Interessen anderer.

Der Staat hat sich selbst gegen Schädigungen durch den Raubinstinkt, der bei solchen Abstimmungen nur zu leicht wachgerufen werden kann, dadurch in gewissem Umfange geschützt, daß er Etatfragen und Steuerfragen dem Volksentscheid ausdrücklich entzogen hat. Man hat zur Begründung gesagt, es wäre nicht möglich, daß die Mehrheit der Wähler, also auch die Mehrheit der Steuerzahler z. B. über die Verteilung der Steuerlasten entscheidet, weil sie sonst schließlich die gesamte Steuerlast auf eine Minderheit abwälzen könnte, die dann wehrlos durch Mehrheitsbeschlüsse sich ausplündern lassen müßte. Die gleiche Gefahr besteht aber bei allen vermögensrechtlichen Fragen. Es ist ein Widersinn, wenn über vermögensrechtliche Interessen einer Minderheit die Mehrheit entscheiden soll, die selbst vielleicht durch Schmälerung oder Vernichtung der Rechte dieser Minderheit viel zu gewinnen hoffen kann. Hierin liegt die große Gefahr der durchaus antiparlamentarischen und antiliberalen Verfassungsinstitution des Volksentscheids in seiner heutigen Gestalt. Wenn wir diesmal infolge rechtzeitiger Aufklärung der Wählermehrheit noch mit einem blauen Auge davongekommen sind, wenn diesmal rechtzeitig verhindert werden konnte, daß ein Unrecht zum Staatsgesetz gemacht wurde, so ist es jetzt erst recht dringend notwendig, eine Verfassungsbestimmung, deren Gefährlichkeit erwiesen ist, entsprechend zu ändern, bevor durch ihren Mißbrauch dauernder nicht wiedergutzumachender Schaden für Staat und Volk angerichtet wird.

Die Abstimmung der Wählerschaft beim Volksentscheid hat bewiesen, daß die Volksmehrheit die Vermögensauseinandersetzung zwischen Volk und Fürsten als eine Rechtsfrage, nicht aber als eine politische Machtfrage betrachtet wissen will. Das muß bei der weiteren Behandlung des Auseinandersetzungsproblems stets im Auge behalten werden. Nicht Sympathie und Antipathie gegenüber den einzelnen Fürsten, nicht die politische Stellungnahme zu Monarchie oder Republik, vor allem nicht die

bösen Triebe, die im Innern der Menschenbrust schlummern, und die die Agitation für den Volksentscheid vielfach aufgewühlt hat: Neid, Haß und Raubsucht, sondern das Recht soll über die vermögensrechtlichen Ansprüche der Fürsten entscheiden. Wie jeder Staatsbürger, der Forderungen an andere oder an den Staat zu haben glaubt, so sollen auch die Fürsten ihre Ansprüche dem Urteil des objektiven, unparteiischen Richters unterwerfen. Von diesem Grundprinzip darf bei der weiteren Regelung dieser ganzen Frage nicht mehr abgegangen werden. Alle Gesetzesvorschläge, die dieses Prinzip verletzen, müssen abgelehnt werden, denn sie sind schon von vornherein durch den Ausgang des Volksentscheids als nicht dem Willen des Volkes entsprechend gekennzeichnet worden.

Das Volk will, daß den Fürsten ihr Recht wird wie jedem andern Staatsbürger. Alle Versuche, von neuem politische Gesichtspunkte, parteipolitische Machtansprüche in die Regelung der Auseinandersetzung mit den Fürsten hineinzutragen, sind nach dem Ausgang des Volksentscheids entschieden zurückzuweisen. Der Reichstag kann dem Richter, wenn nötig, gewisse gesetzliche Richtlinien über die Behandlung von offenbarem Privateigentum, von offenbarem Staatsbesitz und von zweifelhaftem Besitz geben. Aber er muß es dann dem unparteiischen Richter überlassen, die einzelnen Besitztitel den verschiedenen Kategorien auf Grund sachlichen Ermessens zuzuweisen. Es darf nicht wieder ein Vorstoß gegen die Rechte des Privateigentums unternommen werden, auf deren grundsätzlicher Wahrung nach dem unzweifelhaft zum Ausdruck gebrachten Willen der Volksmehrheit der deutsche Staat und seine Verfassung aufgebaut sein sollen. Soweit der Artikel 73 der Reichsverfassung heute mit diesem Grundsatz in Widerspruch steht, muß er geändert werden. Es ist auch zu erwägen, ob nicht der Artikel 153 der Reichsverfassung, der eine entschädigungslose Enteignung auf Grund eines Reichsgesetzes zuläßt, in dem Sinne revidiert werden muß, daß ein solches Reichsgesetz mit verfassungsmäßigen Grundsätzen, wie dem der Gewährleistung des Privateigentums und der Gleichheit aller Staatsbürger vor dem Gesetz, nicht in Widerspruch stehen darf. Die eigentumsfeindliche Agitation, die wir anläßlich der Agitation für den Volksentscheid diesmal erlebt haben, beweist, daß das allgemeine Eigentum, nicht nur das der Fürsten, einer tieferen verfassungsmäßigen Verankerung als in der Weimarer Verfassung bedarf.

Wenn das Eigentum weiter gegenüber einer zügellosen Agitation ungeschützt bleibt, werden wir bald erleben, daß mit der Waffe des Volksentscheids auch andere Teile des Besitzes angegriffen und beunruhigt werden. Die ganze wirtschaftliche Zukunft Deutschlands aber hängt davon ab, daß wieder gespart, wieder Kapital angesammelt wird. Darum bedarf das Privateigentum eines besonderen gesetzlichen Schutzes. Alle Angriffe auf das Privateigentum — und jeder Volksentscheid über vermögensrechtliche Streitfragen stellt einen Angriff auf das Privateigentum dar — untergraben den Spartrieb und verhindern damit den so notwendigen Wiederaufbau des deutschen Sparkapitals. Wenn die Möglichkeit bestehen bleibt, daß Eigentumsrechte durch Mehrheitsabstimmungen der Wählermassen enteignet werden können, wird bald kein noch so rechtmäßiger Besitz vor Beraubung sicher sein. Seit längerer

Zeit liegen z. B. bereits Anträge vor, allen Grundbesitz von mehr als 30 Hektar Umfang zu einem Drittel zu enteignen, um mit dem enteigneten Land angeblich das Siedlungswerk zu fördern. Heute wird hierbei zwar noch Entschädigung versprochen. Aber wenn das Geld für die Entschädigung nicht aufgebracht werden kann, werden die Agitatoren sehr bald versuchen, die entschädigungslose Enteignung des größeren Grundbesitzes nach russischem Vorbild auf dem Wege des Volksentscheids durchzusetzen.

Der Volksentscheid darf daher in seiner heutigen Gestalt nicht Bestandteil der Reichsverfassung bleiben. Die Möglichkeit ständiger Beunruhigung und Störung des Privateigentums muß endlich beseitigt werden, nachdem durch das Ergebnis der Volksabstimmung klipp und klar bewiesen ist, daß die Mehrheit des deutschen Volkes an dem Privateigentum als der Grundlage unseres Wirtschafts- und Staatslebens festhalten will. Das Gesetz betreffend die Auseinandersetzung über die Fürstenvermögen, das jetzt der Reichstag zu beschließen hat, darf aus dem gleichen Grunde eine Lösung der vorhandenen Schwierigkeiten und Meinungsverschiedenheiten nur auf dem Boden des gleichen Rechts und der Gewährleistung des Privateigentums versuchen. Entschädigungslose Enteignung muß für alle Zeit ausgeschlossen bleiben, nachdem das Volk sie in instinktiver Erkenntnis ihrer Moralwidrigkeit verworfen hat.

Sozialer Ausgleich

Von Erika Kickton

Die besondere Charaktereigentümlichkeit der deutschen Nation, die sie zu höchsten geistigen Leistungen und tiefsten praktischen Mißerfolgen geführt hat — das sittliche Mitempfinden mit andern — irrt in der Nachkriegszeit in verschiedenen Formen umher, ohne irgendwie fruchtbar werden zu können. Während der Wunsch nach sozialem Ausgleich sich höher und höher in den kommunistischen Äther erhob, sank der Gutschein des Lebensbrots tiefer und tiefer in seinem Werte. Manch braver Michel hat sich erstaunt an den Kopf gefaßt, als er das Heer der Arbeitslosen vergrößern mußte, statt seine einfachen Ansprüche, wie er nun hoffte, ausgiebigst befriedigen zu können. Ach, er kannte ja keine Geschichte, keine Seelenlehre, nicht einmal sich selbst, als er das Schwergewicht seiner an Zahl überlegenen Genossen gegen die geistigen Führer ausspielte! Die Not und der Neid blendeten ihm das Auge, das keiner aus jenen „andern Regionen" verständnisvoll für den weiteren Horizont des menschlichen Wissens geöffnet hatte!

Doch Wunsch und Wille der Einzelnen scheitern auch heute noch an der Schwierigkeit, Zeit zu finden, um diese Verständigung, alle umfassend, zu organisieren. Und so spukt der schöne Gedanke ausgleichender Gerechtigkeit in phantastischen Zerrbildern fruchtlos umher, die jeglicher Grundlage, auf welcher er aufblühen könnte, entbehren. Solange nicht die Natur schon gleichgeartete Wesen erschafft, solange bleiben die Wünsche der Kommunisten nur Spielereien, denn die an Körper- und Geisteskraft überlegenen Menschen schwingen sich wieder zu Siegern über die andern empor. Der letzten Konsequenz

gleichmachender Gerechtigkeit wird die Natur stets Einhalt gebieten. Bilden nun aber diese verschiedenen Eigenschaften der Menschen die einzigen Trennungsabstände im Leben?

Gerade die Nachkriegszeit mit ihrer Vermögensentwertung, dem rasch erworbenen Reichtum seelisch elastischer Spekulanten, hat jenen Riß nur noch schärfer gezogen, der zwischen den einzelnen Gruppen gleichen Herkommens und gleicher Erziehung klafft. Scheint solche Scheidung doch unüberbrückbarer noch als die zwischen leichten und schweren, naiven und geistigen Charakteren — „und im Unglück nun erst recht". Die Ohnmacht des Geldes hat sich nie klarer bewiesen als jetzt, wo es galt, sich auf dem goldenen Kalb zu den Höhen der Menschheit hinaufzuschwingen. Nur in die Öffentlichkeit, nicht durch die Pforten geschlossener Zirkel, sind Raffke und Neureich gedrungen. Und wenn es ihnen dennoch einmal gelang, den festen Ring der ungeschriebenen Satzungen zu durchbrechen, so haben sie sich nicht nur als Fremdling, sondern zugleich als das fühlen müssen, was sie dort einzig vorstellen konnten: als geldspendender Automat.

Aber nicht nur die geistig Armen, auch geistig jene Gesellschaftsgruppen, von denen ich spreche, weit überragende Größen haben sich ihrer Überlegenheit beugen müssen, die ihnen anfangs ein Rätsel und schließlich wohl grundlose Anmaßung dünkte — jenem geheimnisvollen Fluidum, das drückt und doch wohltuend hebt, das reizt und doch Ehrfurcht gebietet. Was ist es für eine Macht, die der Reiche haßt und doch nicht verachtet, die der Gelehrte belächelt, doch nie überwindet? Die lebhafte Menschen zu jener sprudelnden Liebenswürdigkeit führt, die sich herabläßt und keinen Angriff gestattet, und stille Naturen in jene verschlossenen Fernen entrückt, in welche kein kräftiger Fuß mehr nachfolgen kann?

Natur bezwingt. Und zwar wird jene Natürlichkeit Siegerin bleiben, welche auf der Entwicklungslinie am höchsten steht. Aber Natur muß es sein, und darin gerade beruht die Überlegenheit „höherer Kreise" über das steife Festtagsbemühen des unteren Standes, welcher sein Alltagsgesicht nur durch Masken notdürftig umwandeln kann. Denn durch tägliche Übung allein, von der Wiege zum Grab, wird die Verfeinerung erst zur Natur, zum selbstverständlichen Ausdruck des Menschen, der sich auf sie als mechanischen Vorgang in seinem Unterbewußtsein jederzeit zu verlassen vermag, ohne befürchten zu müssen, daß ihm auch eine rohere Geste entschlüpft. Wem jene Übung hingegen mangelt, da er sich unter einfachen Menschen zur Wehr zu setzen und keine Gelegenheit hatte, sein besseres Ich nach außen hin zu entfalten, wird zeitlebens steife Äußerungen vollführen, da sein Bewußtsein sie auslöst. Ob Arbeiter oder Gelehrter — mit Neid und Wehmut wird er die Sicherheit oftmals nur mäßig begabter Geschöpfe über sich fühlen und machtlos, doch wohlwollend einen Einblick in eine kleine Welt voll harmonisch geschliffener Form tun, in welcher sich Gut und Böse, Dumm und Gescheit zu trügender Einheit, aber gewinnreichem Einfluß verbinden.

Denn diese „äußere Lüge", wie sie der Neidhammel mißgünstig nennt, dem sie als Wiegengeschenk versagt blieb — sie übt eine langsame Wirkung aus auf den inneren Menschen und wird so nicht selten zur „Wahrheit". Wie wäre es sonst auch erklärlich, daß hoch-

gezüchtete sowie niedere Rassen, die stärkste Scheidung zwischen den Menschen, Generationen von Vorfahren ihre Feinheit und Grobheit verdanken? Doch nur, weil Gewohnheit von Menschenaltern durch äußeren Schliff auch das Innere feilte, zuspitzte, oft auch zerbrach. Als letztes Produkt einer Züchtung entsteht das mehr oder weniger feine Empfinden, das sich, wahllos und reich wie die Mutter Natur, mit jeder Verstandes- und jeder Charakterstufe verbindet. Durch dieses, als Folge, vermag auch der Außenseiter gesellschaftliche Überlegenheit zu entwappnen, dem ihre häufigste Ursache, Übung des Ausdrucks, in seiner Kindheit versagt blieb. Die feine Natürlichkeit zwar kann nur auf dem Grunde sozialer Sicherheit wachsen, und diesen Grund wird kein Kommunismus erzwingen, solange er unsere ungerechte Erzeugerin Natur nicht besticht. Aber es führt noch ein innerer Weg zu denen herauf, die nicht mehr niederzusteigen vermögen — durch Geist zur Empfindung. Zu jenem Verständnis, das der vertrocknete Bücherfreund einzig im Leben erlernt, mag er auch noch so hoch in den Äther entschwebt sein — daß ein harmonisches Beieinandersein nur gewährleistet wird durch Herabstimmung auf ein Durchschnittsniveau, auf welchem sich keiner der angeborenen Mängel oder der geistigen Waffen bewußt wird, sondern die Reicheren mit den Armen in spielender Grazie ihre Gaben ausgleichend teilen.

Wenn der äußere Weg zu gemeinsamem Streben, die höhere Lebensform, durch Naturgesetz der Gesamtheit verschlossen bleibt — wie ist der innere dann zu erreichen? Und mit dieser Frage zugleich tut sich ein Ausblick von unermeßlicher Tragweite auf. Denn es gilt nicht allein, die einzelnen Schichten nach oben statt nach unten hin zu versöhnen, nicht nur im Rahmen der deutschen Nation die ihr eigentümliche Sehnsucht zu stillen — der Menschheit ganzer Jammer wird offenbar. Ihre Zerrissenheit nicht nur in Stände, sondern in Anschauungskreise, ihre daraus erwachsende Feindschaft, Verständnislosigkeit, ihr Hang, vom Gipfel höchster Kultur herabzusinken ins Elend tierischer Stumpfheit — ein Schicksal, das nicht nur dem einzelnen Lande, sondern der Welt droht, sobald die sich steigernde Technik des Weltverkehres die Völker im Lauf von Jahrtausenden mischt oder ein Stromschuß, der ganze Länder auf einmal vernichtet, Kriege zum Aufhören bringt und eine neue Kampfform entwickelt. In jenem Augenblicke ist vielleicht Deutschland als das Kulturzentrum des Abendlandes berufen, den Kampftrieb durch seine Eigenart, sein im Fegefeuer der Kriege vertieftes Denken zum Heile der Menschheit und aller, die für sie litten, aufzuwerten zu höheren Zielen, damit sich das Leben dann nicht in dumpfem Hinvegetieren und sinnlosem Leiden erschöpft. Der durch Mitempfinden erweiterte deutsche Geist muß zu der Stunde des Weltgeschehens, in welcher die Schranken der Völker fallen, innerhalb seiner eigenen Grenzen sein Ideal schon entwickelt und festgesetzt haben. Aber der Ausgleich darf nicht nach unten, er muß nach oben erfolgen, wenn eine Auswirkung fruchtbar sein soll; heraufsteigen müssen die Vielen zu den Wenigen, welche das Dunkel des Lebens langsam mit ihrem Geiste erhellen oder mit ihren verfeinerten Nerven die Sehnsucht nach Höherem hüten und wahren. Schule und Literatur sind berufen, diese verfeinerte Sehnsucht in allen zu wecken, indem sie den einzelnen aus der Nacht seiner Triebe

und wildschweifenden Phantasie auf den festen Boden widerspruchsloser Erkenntnis führen, auf dem sich die Geister erst einmal einen, um dann, durch das Denken geschliffen, ihre Leidenschaft auf den geistigen Fortschritt zu werfen. Große, noch ungelöste Aufgaben harren der Schule sowie der Kunst.

Soziales Bestreben kann also nur auf dem Boden der Wirklichkeit fruchtbar gedeihen. Wo die Natur ungleich schafft, kann der Mensch keine Gleichheit erzwingen. Nur einen Ausgleich vermag er herbeizuführen, und dieser darf nicht nach unten, er muß nach oben erfolgen, damit das Kämpfen und Leiden vergangener Generationen nicht sinnlos wird und sich ins Unendliche fortsetzt. Die Vorbedingung für diesen Ausgleich nach oben ist eine geistige Hochzüchtung sämtlicher Menschen, und um sie zu organisieren, sind heute die festen Grenzen einer Nation unerläßlich. Über den Willen der einzelnen werden „die Geister, welche sie riefen", einst triumphieren; während das pazifistische Buch in Staub zerfällt, werden Flugzeug und Stromschluß gelassen die Grenzpfähle überfliegen. Bis dahin mögen die Deutschen ihr kostbarstes Nationaleigentum — das Empfinden — innerhalb schützender Mauern vergeistigen und verbreiten, daß es einst, wenn die Stunde kommt, auch Früchte trage zum Segen der Menschheit.

Über Genußmittel und ihre Verfälschung, bei besonderer Berücksichtigung der alkoholischen Getränke

Von Dr. Heinrich Zellner
Öffentlich angestellter Chemiker (Berlin)

Das Wohlergehen der ganzen Nation hängt in höchstem Maße von einer möglichst guten und vollkommenen Ernährung ab. Demgegenüber ist die betrübliche Tatsache festzustellen, daß die Kochkunst ebenso zurückgeht wie die Eßfreudigkeit: das Essen ist ziemlich allgemein eine nebensächliche Angelegenheit geworden, die man möglichst schnell hinter sich zu bringen sucht. Man blicke auf die Stullen- und Kaffeewirtschaft, die z. B. für die Berliner im Laufe des Tages die Ernährungsgrundlage bildet. Man nennt das „Englische Tischzeit", sollte aber wissen, daß der Engländer gar nicht daran denkt, ohne ein kräftiges, warmes Mittagsmahl zu leben; abgesehen davon, daß er auch schon morgens eine kräftige Mahlzeit zu sich nimmt. Es kommt nicht nur auf die Sättigung an, sondern auf eine möglichst vollkommene Ernährung. Die hastige Sättigung mit nicht rationell zubereiteten Nahrungsmitteln macht kleinmütig, feige, schwach, während Kraft und Mut, höchste geistige Konzentration im Gefolge einer sorgfältigen Ernährung zu finden sind. Dieser Ernährung dienen unsere Nahrungsmittel. Sie sind die Bausteine für diejenigen Zellen, die beim Ablauf des Lebensprozesses abgenutzt, zerstört, verbraucht worden sind. Wollte man versuchen, aus den Hauptbestandteilen der Nahrungsmittel (Eiweiß, Fett, Kohlehydrate, Salz) die tägliche Nahrung zusammenzustellen, so würde man ein böses Fiasko erleben. Eine Dampfmaschine kann, so lange sie

auch arbeitet, durch eine immer gleiche Kraftquelle in Betrieb gehalten werden. Der Mensch aber (der lebende Organismus, der Zellenstaat) begnügt sich mit solch einer rohen Methode der Zuführung ständig gleicher Nahrungsstoffe nicht. Wir sind nicht aus Stahl und Eisen. Wundervolle feine und feinste Nerven: Geruchs-, Geschmacks- und Sehnerven z. B. spielen bei der Aufnahme, der Verdauung, der Bekömmlichkeit der täglichen Nahrung eine große Rolle. Diesen Nerven dienen unsere Genußmittel. Diese machen die Nahrungsstoffe erst zu einer Nahrung. Ohne sie würden wir die Speise nicht vertragen. Durch sie werden gewisse Gruppen unserer Nervenzentralorgane dazu gereizt, diejenigen Vorgänge in die Wege zu leiten, durch die die gleichzeitig gereichten Nahrungsstoffe am leichtesten aufgenommen, verdaut, zerlegt, ausgenutzt werden. Eine rationelle Ernährung ist also ohne diese Reiz- oder Genußmittel nicht möglich. Zu ihren markantesten Vertretern im engeren Sinne gehören vor allem die Gewürzstoffe des Pflanzenreichs: Pfeffer, Senf, Zimt, Vanille, Muskat, Kardamom, Ingwer, Anis, Kümmel, die Küchenkräuter, die Fleischextrakte und zahllose andere. Tee, Kakao, Kaffee und die Kaffeersatzmittel gehören hierher.

Zu den im größten Maßstabe angewandten Genußmitteln in weiterem Sinne gehören der Tabak und die alkoholischen Getränke.

Mit einer gewissen Scheu betrete ich nunmehr ein Gebiet, das man als Kampfzone ersten Ranges bezeichnen möchte: ich komme zu den alkoholischen Getränken. So lange diese einem großen Teil der Bevölkerung als Genußmittel dienen, muß der Nahrungsmittelchemiker sich mit ihnen befassen. Er denkt aber nicht daran, nun etwa auch Stellung zu der Alkoholfrage zu nehmen. Festgestellt aber mag werden, daß der Kampf um den Alkohol mit jedem Jahre schärfer wird. Es möge gestattet sein, zu sagen, daß die Klärung leichter, schneller ermöglicht würde, wenn man in diesem für die ganze Nation so wichtigen Kampfe sachlich stritte und ohne Fanatismus vorgehen würde. Nirgends aber breitet sich der Fanatismus so aus wie hier. Nirgends so wie hier werden politische und religiöse Ideen, Sympathien und Antipathien mit den verschiedensten sozialen Bestrebungen und mit den komplizierten medizinischen und biologischen Problemen umwoben, die nicht immer der Kritik standhalten.

Bei allzu großem Lärm hört man die schlichten Äußerungen derjenigen nicht, die gerade durch ihr tiefes Wissen, durch ihre Humanität, ihre Redlichkeit am meisten zur Klärung dieser brennenden Frage: der Alkoholfrage, beitragen könnten.

Alkoholische Getränke sind Genußmittel im weiteren Sinne, und es trifft auf sie nicht alles zu, was in der allgemeinen Charakteristik gesagt wurde. Besonders die Tatsache, daß ein großer Teil von ihnen verfälscht wird, zwingt, auf sie näher einzugehen.

Das in Deutschland wohl wichtigste alkoholische Getränk ist Bier. Man mag zu dem Biergenuß stehen, wie man will, leugnen kann man nicht, daß es der Braukunst gelungen ist, Gerste und Malz zu einem recht wohlschmeckenden Getränk zu verarbeiten.

Man unterscheidet bei den Bieren untergärige und obergärige Biere. Die Haupttypen der überaus zahlreichen untergärigen Biere sind

Münchener Biere mit hohem Extraktgehalt. Die übrigen untergärigen Biere kommen diesen Haupttypen mehr oder weniger nahe. Das obergärige Weißbier, das typische Berliner Bier, hatte durch den Krieg und den Mangel an Rohstoffen an Qualität verloren, wird aber nunmehr wieder in Friedensqualität hergestellt. Es ist alkoholarm und kohlensäurehaltig und wird leider von gewissenlosen Pantschern oft mit Wasser verdünnt.

Das obergärige Malzbier enthält verhältnismäßig große Mengen Malz und Zucker bei recht geringem Alkoholgehalt. — Zu den am meisten umkämpften alkoholischen Getränken gehören die Branntweine, Weinbrände, Liköre. Auf die zahlreichen Sorten, die fast alle auch verfälscht werden, kann hier nicht eingegangen werden. Nur die Weinbrände, als die wichtigsten und am meisten verfälschten, seien näher charakterisiert. Wir kannten sie früher unter dem Namen Kognak, den wir seit Versailles nicht mehr für deutsche Weinbrände etikettieren dürfen. Hier muß nun, gewiß zum Schmerze aller Freunde dieses Getränkes, gesagt werden, daß das, was unter dem Namen Weinbrand angeboten und getrunken wird, oft aller Beschreibung spottet. Es sind den Chemikern Weinbrände zur Untersuchung übergeben worden, die mit Weinbrand nur den letzten Teil des Namens gemein hatten: Sie brannten abscheulich auf der Zunge. Zur Herstellung solcher Getränke bedient man sich nicht des umständlichen und kostspieligen Verfahrens, wie es die Herstellung eines Weinbrandes von Qualität verlangt, sondern man mischt einfach Spiritus, oft zweifelhafter Beschaffenheit, mit allen möglichen Stoffen zusammen, bringt dieses Gebräu in Flaschen und versieht es mit hochtrabenden Etiketts. Die Färbungen spielen sich jetzt zum großen Teil anders als früher ab. Ungefähr so: Man bezieht von einer renommierten Firma Weinbrand in Originalflaschen. Den verpantscht man dann mit minderwertigen Branntweinen und aromatisiert ihn, oder man verdünnt ihn wenigstens ein bißchen mit Wasser. Ähnlich wird mit vielen Likören verfahren. Dem Übel ist schwer zu steuern. Das reelle Gastwirtsgewerbe, die reellen Fabrikanten, werden durch diese unlauteren Machenschaften schwer geschädigt. Es ist vorgekommen, daß mir sogar französischer Kognak in einer Originalflasche zur Untersuchung übergeben wurde, deren Inhalt sich als minderwertiger Weinbrand erwies.

Zu dem Wettstreit: Französischer Kognak — deutscher Weinbrand — wäre zu sagen: Die Kunst des Weinbrennens ist nicht auf Frankreich beschränkt geblieben. Man hat, insbesondere in den letzten 20 Jahren, gelernt, auch in Deutschland vorzügliche Getränke herzustellen. Besonders seitdem man dazu übergegangen ist, für gute Sorten auch gute, oft erlesene Weine als Rohstoffe anzuwenden.

Ich komme nun zu den Genußmitteln im engeren Sinne, aus deren Fülle ich nur einige markante Vertreter herausgreifen kann. Ein Genußmittel von hoher Bedeutung sind der Fleischextrakt und die unter Verwendung von Fleisch hergestellten sogenannten Bouillonwürfel, denen sich weiter die Suppenwürzen anreihen. Man erzählte früher dem erstaunten Publikum, welch ein hoher Nährwert in der mittels Fleischextrakt hergestellten Brühe vorhanden sei. Der Nährwert

dieser Brühe ist aber so gering, daß er für die Ernährung direkt gar nicht in Betracht kommt. Wichtig und bedeutend ist jedoch der Genußwert, und hier muß man allerdings sagen, daß die Fleischbrühe, also auch die ihrer schnellen Zubereitung dienenden Extrakte und Würfel, Genußmittel ersten Ranges sind. Kluge Hausfrauen wissen recht gut, daß bei Kranken und Rekonvaleszenten eine Tasse guter Fleischbrühe vor den Mahlzeiten appetitanregend wirkt, und daß das ganze Essen bekömmlicher wird. Bedingt ist der Genußwert der Fleischbrühe hauptsächlich durch die anregenden Stoffe des Fleisches.

Hier darf man auch die Suppenwürzen anreihen, die mancher faden Bouillon einen herzhaften und appetitanregenden, die Verdauungstätigkeit begünstigenden Geschmack geben.

Von der Freiheit der Berufswahl

Von Rektor Paul Hoche

Die Gesellschaft wie auch der einzelne Mensch haben ein starkes Interesse daran, daß ein jeder den Beruf ausüben kann, für den er nach Neigung und Befähigung am besten ausgerüstet ist. Diese Forderung entspräche auch allein dem tiefsten Wesen des Berufs, das doch in den individuellen Begabungen, die eben nach Auswirkung rufen, wurzelt. Demnach müßte bei der Berufswahl der einzelne oder doch nur die Rücksicht auf ihn allein entscheiden; jeder Mensch müßte dann aber auch die Freiheit haben, einen Beruf auszuwählen, auszuüben, für den er sich geeignet hält, den er gern treiben möchte.

Diese Freiheit der Berufswahl hat aber nie bestanden und wird in schrankenloser Weise nie in Erscheinung treten. Trotzdem ist sie in hohem Grade wünschenswert, und wir wollen eine Entwicklung begrüßen, die jedem Menschen die Möglichkeiten gibt, auf die sein Wesen, seine besondere Begabung hindeutet.

Wenn man die Geschichte des Berufs durchgeht, so wird einem klar, daß in der Freiheit der Berufswahl entschieden ein starker Fortschritt zu verzeichnen ist. Wie schlimm war's in dieser Beziehung im Altertum bestellt: da gab es eben nur Herrschende und Sklaven. Im mittelalterlichen Ständestaat war der Beruf auch noch an Geburt und Herkommen gebunden. Ein wesentlicher Schritt vorwärts war es, als der Freiherr vom Stein starke Schlagbäume dieses Ständestaats niederriß und jedem grundsätzliche Berufsfreiheit zusicherte. Die Reichsverfassung von 1849 sagt: „Es steht jedem frei, seinen Beruf zu wählen und sich für denselben auszubilden, wo und wie er will." Die neue Reichsverfassung stellt sich auf den gleichen freien Standpunkt, und man wird nicht verkennen wollen, daß gerade die jüngste Zeit tatsächlich die Freiheit der Berufswahl beträchtlich erweitert hat. Während des Krieges schon wurde das Schlagwort „Freie Bahn dem Tüchtigen" geprägt, und es läßt sich nicht leugnen, daß mancherlei geschehen ist, um dem Worte auch den entsprechenden Inhalt zu geben, worauf dann noch weiter eingegangen werden soll. Bedenken wir auch nur, wieviel in dieser Beziehung die neue Zeit den Frauen gegeben hat, wie ihre Hand sich heute keck nach

Berufen ausstrecken darf, an die noch vor Jahrzehnten nicht zu denken war.

Also rein rechtlich ist die Freiheit der Berufswahl dem einzelnen heute fast völlig garantiert, und diesen Fortschritt gegen die frühere Zeit wollen wir durchaus nicht gering achten. Aber damit ist dem Einzelnen nicht alles, bei weitem nicht genug gegeben. Trotzdem wird er noch immer von so starken Schranken eingeengt, daß im Grunde genommen von einer wünschenswerten Freiheit der Berufswahl oft so gut wie nichts übrig bleibt.

Da bestehen auch heute noch, bald weniger, bald mehr, konventionelle Meinungen, Traditionen als Nachwirkungen des alten Ständestaates. Da sollen bestimmte Berufe auch nur für gewisse Gesellschaftsklassen passend sein. Erinnert sei nur an den Offiziersstand vor dem Kriege, an das Einjährige, das eine so starke Mauer bedeutete. Geschichtlich gewordene Anschauungen lassen sich eben nicht mit einem Federstrich beseitigen. Zu wünschen wäre freilich, daß wir in dieser Beziehung *etwas amerikanischer dächten*, uns vom Standesdünkel mehr befreiten und nur die ehrliche Arbeit an sich werteten.

Auch der *Besitz*, die *materielle Lage* sprechen bei der Berufswahl ein entscheidendes Wort mit. Was nützt einem Menschen die stärkste individuelle Begabung, wenn ihm die Mittel fehlen, sie auszunützen. Glaubt man, daß sich das große Heer der Menschen mit sogenannten niederen Berufen freiwillig zufriedenstellte, wenn ihm die Möglichkeit gegeben wäre, in die höheren, in andere Berufe hineinzukommen? Es ist mit die bitterste Tragik für den einzelnen wie für die Gesellschaft, daß vielleicht Millionen mit ihren reichen Kräften brach liegen müssen, weil ihnen einfach die äußeren Mittel fehlen, um sich in einem passenden Berufe auszubilden. Man glaube doch nicht, daß sich das Talent immer von selbst Bahn bricht. Wieviele mag es geben, die unter einem drückenden Berufsjoch seufzen und weder sich noch der Gesamtheit nützen, weil sie eben nie an den rechten Platz kamen. Es ist nicht zu verkennen, daß gerade die neue Zeit diesem Punkte ihr lebhaftes Interesse zuwendet. Es geschieht im Vergleich zu den letzten Jahrzehnten heute schon viel, um die Begabten herauszufinden und sie in ihrer Ausbildung zu unterstützen. Aber es handelt sich hierbei um ein so wichtiges Problem, daß in der Aussonderung und Ausbildung der Begabten wirklich nicht zuviel getan werden kann.

An die Ausübung eines Berufes werden heute gewisse Bedingungen gebunden. Vor allem muß eine gewisse *Vorbildung nachgewiesen* werden, und das wohl mit Recht. Eine Einengung der Freiheit kann man darin kaum erblicken. Die Leistungsfähigkeit muß eben irgendwie bewiesen sein, und das ist ja auch immer möglich, wenn sie überhaupt vorhanden ist. Nur wäre es wünschenswert, daß man auch wirklich nur die Fähigkeit beurteilte und nicht auch soviel Gewicht auf den Weg legte, auf dem man sich ausgebildet hat. Bei manchem bricht die Begabung ja auch erst später durch, und ihm müßte Gelegenheit gegeben sein, sich ohne allzu große Umwege dem passenden Beruf zuwenden zu können. Wenn heute der Zugang zu manchen öffentlichen Ämtern auf kurzem Wege erreichbar ist, während früher die Etappen des Aufstiegs genau bedingt waren, so ist das an sich zu begrüßen, vor-

ausgesetzt, daß dem schnellen Aufstieg auch die Fähigkeit tatsächlich entspricht.

Eine recht starke Einschränkung der Berufsfreiheit wurzelt auch in den wirtschaftlichen Verhältnissen der Zeit. Was nützt einem Menschen die Begabung für den erwählten Beruf, wenn er diesen nicht auszuüben vermag. Die Wirtschaft begrenzt mit eiserner Härte die Anzahl derer, die diesen und jenen Beruf ausüben können. Die Wirtschaft ist immer unlöslich mit dem Weltmarkt verflochten. Dieser aber ist fortwährend veränderlich, unbestimmbar; es läßt sich daher auch nie mathematisch genau feststellen, wieviel dieser und jener Beruf in dieser und jener Zeit Anwärter braucht. Schon in ruhigen Zeiten ist das unmöglich, erst recht natürlich in Ausnahmezeiten, wie wir sie seit dem Ausbruch des Krieges erleben. Die Berufsberatung hat daher die wichtige Aufgabe, den Weltmarkt, die wirtschaftlichen Zusammenhänge zu überschauen und die Folgerungen daraus zu ziehen. Restlos läßt sich diese Aufgabe natürlich nie erledigen, und deshalb wird es immer ein ganzes Heer von Anwärtern geben, die mit den Arbeitern im Weinberge sagen müssen: Es hat uns niemand gedinget.

Eine starke Schranke der Berufswahl müssen wir auch darin erblicken, daß die Wahl in so früher Jugend getroffen werden muß. Erst später kommt der Mensch oft zu der rechten Erkenntnis seines eignen Wesens. Wenn auch manche Klagen der verfehlten Berufswahl nicht ernst zu nehmen sind, so kommt doch mancher auch tatsächlich nur deshalb unter die Räder, weil er sich in der Jugend über sich und den erwählten Beruf noch nicht klar war.

Zum letzten sei darauf hingewiesen, daß, wenn überhaupt die Möglichkeit restlos freier Berufswahl bestünde, doch nicht unbeschränkt von ihr Gebrauch gemacht werden könnte. Zunächst kommt es nicht selten vor, daß ein Mensch für verschiedene Berufe gleich gut begabt ist; bei einer ganzen Zahl von Menschen tritt eine bestimmte Berufsneigung und -begabung überhaupt nicht zutage. Könnte sich ferner jeder in völliger Freiheit entscheiden, dann wäre es leicht möglich, daß gewisse Berufe ständig überfüllt, andere unbegehrt wären. Wie schon erwähnt, greift daher die Wirtschaft mit eisernem Muß ein. Aber mit diesem Muß wollen wir uns innerlich nicht begnügen. Als Staatsbürger, als Glieder einer Gemeinschaft, und gerade in der Gemeinschaft wurzelt ja der Berufsgedanke, müssen wir neben unserm besonderen das allgemeine Wohl im Auge behalten, ja im Konflikt das letzte obenan stellen. Der einzelne Stein kann sich im Bau seine Stelle nicht selbst aussuchen, sondern muß mit Rücksicht auf das Ganze gefügt werden. Wir haben dem Ganzen gegenüber nicht nur Rechte auf Arbeit, sondern in erster Linie die Pflicht dazu, so wie es die Reichsverfassung zum Ausdruck bringt, wenn es im Artikel 163 heißt: „Jeder Deutsche hat, unbeschadet seiner persönlichen Freiheit, die sittliche Pflicht, seine geistigen und körperlichen Kräfte so zu betätigen, wie es das Wohl der Gesamtheit erfordert."

Vom individualistischen Standpunkt waren wir anfangs ausgegangen: es wäre schön, wenn der einzelne sich in wirklicher Freiheit entscheiden könne, wenn sich sein Beruf nach den innerlichsten Motiven, nach Neigung und Begabung bestimmen ließ. Allein die Wirklichkeit läßt das niemals restlos zu. Wir sind und bleiben nun mal stark an

die Gemeinschaft, an den Staat gebunden, wir genießen davon die Vorzüge und müssen naturgegeben damit auch die Nachteile in Kauf nehmen. So gelangen wir zu einem echt sozialen Standpunkt: wie unsere gesamte Lebensführung so im besondern auch unsern Beruf den höheren Rücksichten auf das Ganze unterzuordnen, wobei natürlich durchaus dem Bestreben Rechnung zu tragen ist, die Freiheit des Einzelnen, besonders auch in der Berufswahl, nach Kräften zu fördern, um so dem wünschenswerten Ideal, der ungebrochenen Einheit von Mensch und Beruf, doch möglichst nahezukommen.

Romain Rolland, der Mensch und Künstler

Von C. F. W. Behl

Der 29. Januar 1866, an dem im altertümlichen Städtchen Clamecy im Burgundischen Romain Rolland als Sohn eines französischen Provinznotars das Licht der Welt erblickte, ist ein Datum in der Geschichte der Menschheit und ihres edelsten Strebens, der Humanität, von kaum geringerem Glanze als das jenes 9. September 1828, der ihr Leo Tolstoi, den großen Künstler und reinen, vorbildlichen Menschen, geschenkt hat. Gleich Tolstoi, dessen Beispiel und Zuspruch das tiefste und in seiner Wirkung währende Erlebnis des Jünglings Rolland gewesen ist, tritt uns auch dieser in der unlösbaren Zweieinigkeit des Künstlers und Verkünders entgegen. In seinem größten Werke, dem Roman von Johann Christoph, schenkte er kurz vor dem Ausbruch des Weltkrieges und dem jähen Zusammensturz der Zeit vor 1914 eine ihr Wesen und Sein, ihre Schwächen und Hoffnungen, ihre Sehnsüchte und ihr Versagen zusammenfassendes Spiegelbild und in ihm seine Botschaft an die Völker Europas, sich zusammenzuschließen im Geiste und in der Liebe — eine Botschaft, die, im Chaos der kommenden Jahrzehnte verhallend, doch wiederum weitertönen wird in eine hellere Zukunft hinüber. Und in der Hauptfigur schuf er uns einen Menschen, der, alles Leid der Welt und alle Verirrungen des Lebens überwindend, über das Dasein siegreich bleibt, auch wenn es ihn viele Male niederwarf. In der Vollendung des Todes Sieger zu werden, das Leben so zu leben, daß im Vergehen sein Sinn sich kristallklar offenbare — das ist die Mahnung Rollands an den Einzelmenschen — eine Mahnung, die aus den frühesten Tagen des Christentums her, aus dem Korintherbrief des Apostels Paulus zu uns hinüberklingt: „Der Tod ist verschlungen in den Sieg! Tod, wo ist dein Stachel? Hölle, wo ist dein Sieg?“ Man hat in den letzten Jahren, da Haß, Verleumdung und Verblendung das Antlitz der Menschheit entstellten, Rolland das „Gewissen der Welt“ genannt, und man durfte es nur deshalb mit Fug tun, weil er selber als Mensch und als Künstler ein Mann des Gewissens ist, weil er niemals Kunst um der Kunst willen, immer aber Kunst um des Guten, Kunst um der Läuterung willen geübt hat. Und so läßt sich der Mensch von dem Künstler Rolland nimmermehr scheiden, weil seine Kunst den Sinn seines Lebens offenbart, weil er sein Leben vorbehaltlos an seine Schöpfung dahingibt.

Äußerlich arm an Ereignissen, hat sich das nun 60jährige Leben Romain Rollands in entscheidenden Begegnungen mit Welt, Menschen

und sich selbst reich und fruchtbar gestaltet. Als Knabe schon kam er aus der verträumten kleinen Heimatstadt nach Paris, wo er das Gymnasium und später die „Ecole Normale" besuchte. Seine ersten großen Erlebnisse waren Shakespeare und die Musik, von der Mutter ihm früh übermittelt und in seiner Seele mächtig aufklingend und immer mächtiger anschwellend. Zwei deutsche Meister waren es, deren Schöpfungen ihn zuerst in dieses Heimatland seiner künstlerischen Begabung entrückten: Mozart und vor allem Beethoven, der heroische Leidbezwinger. Und als Rolland zum ersten Male deutschen Boden betrat, da waren es Bayreuth und Richard Wagners „Parsifal", durch die deutscher Geist ihm lebendig begegnete. Malvida von Meysenbug, die greise deutsche Idealistin, die als 70jährige dem studienhalber in Rom weilenden Jüngling Rolland Freundin geworden war, hatte ihn mit nach Bayreuth genommen. Es war eine der seltsamsten und reinsten Freundschaften, in der diese Frau, geistige Gefährtin so manches großen Deutschen ihrer Zeit, im Greisenalter sich dem jungen französischen Studenten verband. Und für Rollands Persönlichkeit zeugt ihr Bekenntnis, das sie ihm einst in einem Briefe abgelegt hat: „Mein Herz war ein Pantheon geworden, dessen Nischen alle von geliebten Bildern erfüllt waren und darinnen kein Raum mehr für neue sich fand. Da aber kamen Sie ..."

Kurz zuvor, als er noch auf der „Ecole Normale" studierte, hatte Rolland die andere Begegnung gehabt, die für sein ganzes Leben und Schaffen entscheidend werden sollte — entscheidend in dem Sinne, daß sie die Grundrichtung seines Wesens und Wollens bestärkte und zur schöpferischen Tat aufrief. Es war eine Begegnung im Geist, über Tausende von Meilen hinweg. Aus dem fernen Osten, aus Jasnaja Poljana, kam die Botschaft an den 21jährigen Pariser Studenten, dessen Gewissen von kunstfeindlichen Flugschriften des großen Bekenners und Christenapostels Leo Tolstoi im Innersten aufgewühlt worden war und der sich nun, Hilfe aus geistiger Not suchend, an ihren Verfasser gewandt hatte. Dieser schrieb in brüderlicher Bereitschaft einen Brief von über 30 Seiten an den Unbekannten, der ihm noch heute seine Dankbarkeit von ganzem Herzen so lebhaft wie am ersten Tage bewahrt. Es ist rührend und zugleich ergreifend, zu lesen, wie der gütige Weise den jungen Menschen von seinen Gewissensqualen zu befreien versuchte, indem er ihn gerade feinhörig macht für die Stimme seines eigenen Gewissens. Es stehen Worte in diesem Brief, die wir heute über Rollands Lebenswerk als Leitmotiv setzen könnten: „Nicht der ist ein Prophet, der zum Propheten erzogen wird, sondern der, der von seinem Sein und Müssen zuinnerst überzeugt ist und nicht anders sein kann. Diese Überzeugung ist selten und kann nur durch die Opfer, die ein Mensch seiner Berufung bringt, erwiesen werden."

Ein unerbittlicher Kämpfer um die Erfüllung seiner eingeborenen Sendung ist Rolland stets gewesen, und so kommt es, daß er, jeglicher Konzession an Zeitgeschmack und -richtung abhold, beinahe 50 Jahre seines Lebens im Dunkel verbrachte, rastlos werkend und schaffend. Als Dozent für Kunstgeschichte und Musikgeschichte wirkte er bis 1912 in Paris und schrieb, zwischendurch auf längeren Reisen in den anderen europäischen Ländern, am liebsten und längsten in der Schweiz weilend, zuerst eine Reihe von Dramen, von denen bezeichnenderweise kein ein-

ziges bisher auf einer regulären Pariser Bühne zum Leben erstanden ist. Etwa zwei Jahre vor Kriegsausbruch hatte er den „Johann Christoph" abgeschlossen, der ihn nun mit einem Schlage ins hellste Licht der Öffentlichkeit und des Ruhmes führte und zu einem Dichter von Weltbedeutung erhob. So wurde Rolland seiner Zeit geschenkt, da sie seiner am nötigsten bedurfte, und, tragisch genug, sich gerade anschickte, sein Evangelium, dessen künstlerischer Formung er Jahrzehnte seines arbeitsamen Alltags geweiht hatte, zu verleugnen. Als Rolland in Vevey am Genfer See vom Ausruch des Weltkrieges überrascht wurde, erlebte er nach seinem Bekenntnis die Sinnlosigkeit seines ganzen Daseins". Aber sein unbestechlicher heroischer Wille gab ihm doch die seelische Kraft, seinem Gewissen getreu, auch weiterhin auszusprechen, „was gerecht und was menschlich ist". Rolland hat, im Dienste des Roten Kreuzes in Genf tätige Bruderhilfe leistend, als Mensch und Dichter während des Krieges und nachher seine Stimme erhoben, manchmal vielleicht irrend, meistens jedoch mit dem sicheren Instinkt des menschlichen Wahrheitssuchers und immer in der edelsten Absicht und aus der unermüdlichen Sorge um den Wiederaufbau der brüderlichen Gemeinschaft aller Menschen heraus. Im eigenen Vaterlande ist er darum aufs bitterste angegriffen und verfemt worden. Aber das „andere Frankreich", das freiwillige, hat seine Stimme vernommen, und die kleine Schar mutiger und vorurteilsloser Bekenner, die sich langsam um ihn sammelte, ist dank seiner rastlosen Bemühungen im Wachsen.

Der Künstler Rolland hat in dem bedeutendsten Werke seines Lebens aus innerer Anteilnahme heraus die deutsche Seele verkündet wie kein anderer seiner Landsleute jemals zuvor. Unvergeßlich muß es jedem bleiben, wie der Dichter, ein Landschafts- und Menschenschilderer von höchstem Range, in seinem „Johann Christoph" die kleine deutsche Residenzstadt am Rhein und in ihr die seit der Einwanderung aus den Niederlanden festeingewurzelten Krafft's darstellt, wie er die Entwicklung dieser echt deutschen Musikerfamilie durch drei Generationen bis zu dem eigensinnig genialen Kinde Johann Christoph führt, dem er bewußt und doch ohne jede Aufdringlichkeit deutlich Beethovens Züge und Jugendschicksale lieh.

Unmittelbar vor dem Kriege widmete sich Rollands schöpferische Kraft, von dem großen Vollbringen des „Johann Christoph" noch ein wenig benommen und einer Ausspannung bedürftig, jenem heiteren Intermezzo, das uns die Geschichte vom Meister „Colas Breugnon" bescherte, ein Werk von graziösester Laune, von beschwingter Schwerlosigkeit, in dem das längst entschwundene Frankreich des Mittelalters lebendig wird, mit seinen zwischen Tod und Teufel, Pestgefahr und Feuersbrünsten biderb und daseinsfroh sich entfaltenden Menschen. In den 1 R-Kapiteln dieses Buches, das in archaisierendem Stil gehalten, die durch das Geheimnis des Blutes im Dichter noch einmal auferstandene Vergangenheit wundersam vergegenwärtigt, zeigt sich Rolland ganz gelöst von kämpferischer Bemühung um die Probleme der heutigen Menschheit. Er gibt sich seinem Stoffe bedingungsloser hin als in irgendeinem anderen Werke. In den Sohn der burgundischen Erde war die ganze derbsaftige strotzende Lebenskraft seiner Ahnen eingekehrt, und der allem Leid der Welt mutig und munter trotzende Daseinshumor ist schöpferisch verleiblicht in jenem Meister Breugnon, den

kein Schmerz der Erde unterzukriegen vermag: „Ich, Colas Breugnon, ein braver Bursche aus Burgund, gesund und kugelrund, vorn und hinten gut imstande, mitnichten im ersten Jugendglanz, dieweil die Fünfzig bereits geraume Weile überschritten sind, aber lendenstramm mit festen Zähnen, klaren Augen, frisch wie ein Fisch im Wasser und mit Haaren, die, obwohl ein weniges grau, noch festiglich am Kopfe sitzen."

Diese „fröhlich Chronik" sollte ein endgültiger Abschied des Dichters von der Vergangenheit werden. Der Krieg riß ihn jäh aus den heiteren Träumen hinweg in das Entsetzen der Gegenwart hinein. Die Kunst verstummte und, als der Dichter Rolland nach dem Ende des Europäischen Blutbades wieder zur Feder griff, um zunächst eine kurze Prosaerzählung von klarer und anmutiger Linienführung „Peter und Lutz" zu schreiben — da war es das Erlebnis der Zeit, das sie ihn führte. Mit unendlicher Zartheit wird die jäh aufblühende und frühem Schicksal verfallende Liebe zweier blutjunger Menschen mitten im furchtbarsten Kriegsgeschehen erzählt. In dieser Novelle bleibt der Humanist Rolland, der kritische Betrachter der Zeit, bescheiden im Hintergrunde. Erst in seinem Roman „Clerambault" gibt er dichterisch Kunde von dem, was er während des Krieges selber durchkämpft und durchlitten hat.

Für die unerschöpfliche Schaffenskraft Rollands zeugt es, daß er eben wiederum zu einem großen epischen Wurfe ausgeholt hat, einem Roman, der ein Seitenstück zum „Johann Christoph" zu werden verspricht. Es ist die Geschichte einer „Verzauberten Seele". Im ersten Teil werden zwei Mädchengestalten umrissen. Halbschwestern, die nach Temperament und Lebenseinstellung ebenso verschieden sind wie nach der Geburt. Denn nur die eine, Annette, ist das legitime Kind ihres Vaters, während Sylvia, die natürliche Tochter, einem außerehelichen Schäferstündchen des unersättlichen Frauenliebhabers entsprossen ist. Erst nach dem Tode ihres gemeinsamen Erzeugers lernen sie einander kennen und die Gemeinsamkeit des Blutes kettet sie nun innig zusammen, alle Fremdheit der Lebensart immer wieder überwindend. Sylvia nimmt das Dasein, wie es nun einmal ist, als ein durch Armut freier, nur der Stunde hingegebener Mensch. Annette hat schwer an ihrer vom Vater ererbten Leidenschaftlichkeit zu tragen. Auf der Suche nach dem einmaligen erotischen Gipfelerlebnis verirrt sie sich in eine unglückliche Verbindung, aus der sie sich nur mit dem Opfer ihres Mädchentums wieder zu lösen vermag. Diese erste schicksalhafte Mannesbegegnung macht sie zur Mutter. Der zweite Teil „Sommer" gilt dem Lebenskampf Annettens, die sich, plötzlich verarmt, der Mitleidlosigkeit ihrer Umwelt ausgeliefert sieht. Die leidenschaftliche Sinnlichkeit ihres schwerblütigen Temperaments schonungslos niederringend, schmiedet sie nun in heroischer Einsamkeit für sich und ihren Sohn ein neues Dasein. Erst spät, an der Grenze des Alters, wird ihr noch einmal ein Manneserlebnis zuteil. Aber noch das bescheidenste Glück heischt unerhörte Opfer von ihr. Auch dieser Roman ist eine Biographie menschlichen Heldentums, wie alle wesentlichen Werke Rollands. Im dramatischen Werk spitzt sich das Kernproblem des Rollandschen Welterlebnisses notwendigerweise klarer und schärfer zu als in seinen Romanen. Es ist der Konflikt zwischen der Pflicht des Gewissens und der Not der ihr feindlichen Lebensumstände. Bezeichnend ist es, daß

die beiden stärksten dramatischen Dichtungen aus der Gegenwart, aus Rollands leidenschaftlicher Anteilnahme an zeitgegebenen Problemen erwachsen sind. Das Revolutionsdrama „Die Wölfe" verdankt der Dreyfuß-Affäre sein Entstehen, mit der es sich in historischer Verkleidung auseinandersetzt. Die ethische und die politische Forderung geraten miteinander in Widerstreit. Ein aristokratischer Mitkämpfer der Revolutionsarmee wird zu unrecht des Verrats bezichtigt und auf den falschen Schein hin verurteilt; sein Verteidiger büßt den Mut zur Wahrheit wie eine Freveltat mit der Anklage vor dem Konvent. Der Verleumder triumphiert, weil das Vaterland seiner Dienste nicht entraten kann und wohl auch nicht zu entraten wagt. Die Melancholie der Skepsis scheint den Dichter dieser Tragödie zu übermannen. Und doch bleibt auch hier sein Glaube an das Gute der Menschen lebendig und umstrahlt die Gestalt des selbstlosen, sich der Forderung seines Gewissens opfernden Verteidigers. „Jede Seele, die einmal die Wahrheit gesehen und die sie zu leugnen versucht, mordet sich selbst!" — Dieses Bekenntnis umschließt den tragischen Kern des anderen dramatischen Meisterwerkes Rollands „Die Zeit wird kommen!", das er unmittelbar aus der Gegenwart von 1900 genommen und auch in der Gestaltung von ihr nicht abgelöst hat. Es spielt zur Zeit des Burenkrieges, der Feldmarschall Clifford weiß um das Gute und muß das Böse wirken. Er hat die Gabe der Erkenntnis, aber nicht die Kraft, ihr zu folgen. So bleibt er auf seinem Posten und fällt ihm schließlich zum Opfer, im Augenblicke des Sieges von einem durch Frauen zum Haß erzogenen Burenknaben niedergeschossen. Erst dem Sterbenden wächst der Mut zum Bekenntnis. Er umarmt das mörderische Kind.

So strahlt die Konsequenz einer aufrichtigen und tapferen Humanität in allen Dichtungen Romain Rollands über menschlicher Schwäche, über allzuleichtem Versagen und allzu schwerem Vollbringen. Und das ist das Wunderbare, das Vorbildliche an diesem Menschen und Künstler, daß nirgendwo im Laufe seiner Entwicklung ein Zwiespalt klafft zwischen Dichtung, Lehre und Leben. Rollands brüderliche Haltung während des Krieges entspricht der Botschaft seiner Kunst, die nichts anderes bedeutet als einen heroischen Kampf des göttlichen Willens im Menschen gegen die Versuchungen des Allzumenschlichen. So hat sich Rolland selbst unter seine Helden und Vorbilder gesellt. Ohne Überheblichkeit, schlicht und bescheiden, in seinem Werke wirkend und das Leid der Welt aus der Not seines Gewissens heraus tätig bekämpfend, sehen wir ihn mitten unter jenen Schatten stehen, die sein schöpferischer Geist aus der Phantasie und aus der Wirklichkeit zu sich Mahnern und Helfern beschwor: zwischen Johann Christoph und Clerambault, der kleinen tapferen Antoinette und der mühevoll das Leben bestehenden Annette Rivière, zwischen Beethoven, Michelangelo und Tolstoi, dessen Evangelium als hellster Stern wegweisend seiner Jugend leuchtete. Als Leitmotiv aber klingt in dem Lebenswerk und im werktätigen Leben dieses Musikerdichters Romain Rolland unbezwingbar immer wieder das deutsche Dichterwort unseres Goethe an:

Alle menschlichen Gebrechen sühnet reine Menschlichkeit.

August Strindberg

Eine Erinnerung aus der Zeit des jüngsten Deutschland

Von Goby Eberhardt

In den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts trieb mich die naturalistische Bewegung öfter nach Berlin; es gab da viel Interessantes zu sehen und zu hören, und da ich damals stark literarisch angehaucht war, galt es auch für mich, mitzumachen. Es war die Zeit der freien Bühne, die mit „Sonnenaufgang" von Hauptmann einen vielversprechenden Anfang machte, wenn auch das Stück damals ausgejohlt und ausgepfiffen wurde.

Ich machte in dieser Zeit viele wertvolle Bekanntschaften, darunter die der Dichter Arne Gaborg, Ola Hanson, Holger Drachmann, des famosen Malers Fritz Thaulow, Bruno Wille, Bölsche usw. Hanson mit seiner geistig sehr regen Frau Laura Marholm, die so lustig plaudern konnte, wohnte damals in Friedrichshagen. An einem strahlenden Sonntage fuhr ich mit meinem lieben Freunde Leo Berg schon frühmorgens hinaus nach Friedrichshagen, um Hanson zu besuchen. Wir waren aber eben auf die Straße getreten, als quer über die Felder Heinrich Hart gewandelt kam, um uns nach einer Kneipe abzuholen. Dort trafen wir eine ganze Reihe von Schriftstellern beisammen, darunter auch den Edelanarchisten Mackay, Gaborg, den genialen Polen Przybyszewsky und Scheerbart. Wille und Bölsche waren ebenfalls erschienen. Strindberg war der Mittelpunkt der Debatte. Leo Berg und ich blieben ungefähr eine Stunde und machten uns dann auf den Weg zu Hansons. Wir trafen Laura Marholm im Garten an der Pumpe, wo sie die Windeln ihres Kindes wusch. Sie nahm uns mit großer Liebenswürdigkeit auf und lud uns ein, ins Haus zu treten. Ola Hanson saß am Fenster und starrte ins Weite. Einen größeren Gegensatz zwischen Eheleuten konnte man sich kaum denken. Er groß, schlank, blond, mit sehr feinen, stark femininen Gesichtszügen. Sie dagegen kaum mittelgroß, kurz und gedrungen, machte den Eindruck eines russischen Steppengauls. Das männliche Element vertrat entschieden sie. Er ruhig und gemessen, gewählt in seiner Ausdrucksform, sie von einer sprudelnden Lebhaftigkeit. Sofort erzählte sie, daß Strindberg bei ihnen sei und holte gleich Photographien von ihm herbei, die er durch eine eigene Erfindung von sich selbst gefertigt hatte. Während wir uns darüber unterhielten, hörten wir leise Schritte im Nebenzimmer. Plötzlich stand Strindberg gerade im Türrahmen des nächsten Zimmers und stutzte, als er uns sah. Durch die schräg hängende Portiere der Tür wirkte er wie ein lebendes Bild, nie werde ich den überwältigenden Eindruck vergessen. Er hatte eine grünliche Loden-Schützenjoppe an, die Hände in den Rocktaschen, der nach oben gestäubte Haarwulst, unter dem die mächtige Stirn sofort auffiel, die starken Backenknochen und dann die feminin verlaufenen Linien der unteren Gesichtspartie bildeten mit dem zum Küssen immer gespitzten Munde einen merkwürdigen Gegensatz. Die ganze Erscheinung wirkte aristokratisch. Die Marholm sprang auf, nötigte Strindberg zum Eintreten und stellte uns vor. Ich machte damals schon die Wahrnehmung, was mir später noch öfters aufgefallen ist, daß er beim Vorstellen uns nicht entgegenkam, sondern im Gegenteil eine mehr abwehrende Bewegung machte, wobei aus seinem Blick tiefes Mißtrauen sprach. Alles war Auflehnung, Ablehnung und Eigenwille. Im Anschluß an eine Bemerkung von Ola Hanson sprachen wir noch über Holger Drachmann, der nach Berlin kommen wollte. Strindberg machte mit weicher, leiser Stimme über Drachmann einige Bemerkungen und empfahl sich darauf. Wir blieben noch eine halbe Stunde, dann wurde es Zeit, an die Rückreise zu denken. Leo Berg war ebenfalls ganz überwältigt von Strindbergs Persönlichkeit.

Näher trat ich erst Strindberg, als ich ihn eines Nachmittags allein im „Schwarzen Ferkel" entdeckte. Er saß in der Ecke, rauchte aus einer kurzen

Pfeife und spielte Guitarre. Er empfing mich zunächst mit vornehmer Zurückhaltung, doch nach und nach wurde er warm, und wir kamen in ein eifriges Gespräch über Musik. Ein wahres Donnerwetter ließ er über Wagners Kunst los und ließ auch nichts gelten. Ich fand diese Philippika wortgetreu in seinen Blaubüchern wieder. Strindbergs Kritik über Wagner war für mich viel zu weitgehend, und ich versuchte, diesen in Schutz zu nehmen, doch despotisch wies er jede Einwendung ab. Ich konnte mich nicht enthalten, ihm trotzdem zu sagen, daß er keine Distanz zu der großen Persönlichkeit Wagners habe und ihm die objektive Wertung dadurch fehle. Ich versuchte, das am folgenden Bilde klarzumachen: es stehen zwei Menschen so dicht aneinander, daß sich die Nasenspitzen berühren, und es soll nun einer vom anderen ein Bild geben, so kommt notwendig eine Karikatur zum Vorschein. Er hatte ruhig zugehört, blieb mir aber eine Antwort schuldig.

Der Gott in der Musik war für ihn Beethoven, eine Künstlerpersönlichkeit, deren Schaffen er tief erfaßt hatte. Auch für den Romantiker Robert Schumann hatte er viel Liebe übrig. Lieblingsstücke von ihm waren „Aufschwung", „Warum" und „Kinderszenen". — Eines der interessantesten Kapitel ist Strindbergs Stellung zum Weibe. Sie lag für mich in der Kompliziertheit begründet, in der männlich und weiblich sich innig berührten. Der maskuline Intellekt bekämpfte das Weibische in ihm selbst.

Die Forderung des Weiberhassers Strindberg: Zwangsanpassung von seiten des Weibes ist im Grunde nichts als der Wille zur Synthese des inneren Strindberg selbst. In diesem Kampfe um die Daseinssteigerung durch das Medium Weib drückt sich sogleich partiell der Kampf um die eigene Persönlichkeit aus. Dieses Kriterium ist es, das für die Erotizisten in Betracht kommt und nicht, wie sie annehmen, das „objektive" Problem vom Weibe. Das, was wir pathologisch nennen, treibt sie immer wieder zum Weibe. — Strindberg war immer verliebt. — Das Weib kann natürlich die komplizierten Ansprüche eines Erotizisten nicht befriedigen, wodurch dann der sogenannte Konflikt auf männlicher Seite bedingt wird. Gerade aus der Betrachtung des Furors Strindbergscher Verliebtheit läßt sich durch psychische Umrechnung die Einsicht gewinnen, daß die Persönlichkeit des Mannes mit dem Weibe nur einen einfachen Zusammenhang hat, der theoretisch genommen, den Gesetzen eines von Enttäuschungen bedrohten Verhältnisses gar nicht unterworfen ist. Es muß einmal gesagt werden, daß der männliche Mann, so stark ihn auch Momente und Stunden mit dem Weibe verbinden, als Persönlichkeit über das Niveau eines Geschlechtsverkehrs mit dem Weibe nicht hinauskommt. Strindberg ist zu wenig Mann, um zu wissen, daß er als Schriftsteller nur sich selbst in dem Weibe wiederfindet, wenn er das Weib definiert. Fast alles, was er am Weibe beobachtet, ist das Resultat femininer Lauerarbeit, von Detektivnerven vermittelt, und ohne Vorstellung von der Simplizität und süßen Dummheit, die im Weibe wiederum die Grundvoraussetzung seiner femininen Individualität sind und bleiben.

Auch wenn Tolstoi sich in der Form in jeder Hinsicht vergriffen hat, im Grundgedanken behält er recht: Mann und Weib kommen über die spontane Attraktion, die sie aufeinander ausüben, nicht hinaus. Aber daneben gilt, daß alles andere, was in diesem Verhältnis den Charakter der wirklichen Unzertrennlichkeit verrät, neben dem sinnlichen doch noch eine ganze Reihe anderer, vor allem sozialer Motive haben kann. Ja, in den allerhäufigsten Fällen sind es sogar ganz andere als sinnliche Elemente, die das Paarungsverhältnis wirklich vertiefen, wenn denn der Fall so liegt, daß man von Vertiefung reden kann. Was Bahr, Strindberg, auch zum Teil Hanson betonen, die Tatsache, daß der Mann nicht durch das Weib erlöst wird, ist ein Problem, das durch bloße Anklage nicht erledigt werden kann.

Der Mann bestimmt, das Weib empfängt, weiter gibt es keine Erlösung. Wo das Verhältnis anders erscheint, ist es das Verhältnis des Weibes im Mann zum Weibe und umgekehrt. Josefine liebte Bonaparte im Anfang nicht,

er bestimmte in kurzer Zeit ihr Empfinden, und sie liebte ihn mehr, als er vertragen konnte. Es drückt sich in aller Suggestion die zwingende Macht, die der männliche Mann immer über das weibliche Weib ausübt, genügend aus. Der männliche Mann verlangt vom Weibe nicht mehr, als es darstellen kann. Und wenn er Kenner des Weibes ist, wird eine Enttäuschung auch nicht den kleinsten Teil seines geistigen Gebäudes erschüttern, in das sich das spezifische Weib ja doch nie hineinleben kann. Alles, was groß und bedeutend am Weibe erscheinen kann, liegt für den Mann von bestimmendem Geblüt immer noch innerhalb des Rahmens der spontanen Attraktionen. Das ist der einfache und doch tiefgreifende Unterschied zwischen dem Manne von trüber Aszendenz und dem einfachen, männlich starken, effeminierten Mann. Während diesem das Weib die Lebensführung aufdrängt, und er gar im Verhältnis zum starken Weib immer haltlos gemacht wird, während konzentrierte Sinnenreize ihn zum Taumel fortreißen und ihn ohne und mit Willen versklaven, scheitert das Weib, das seine Sphäre verläßt, an der ehernen Kraft der männlichen Bestimmung und fühlt sich unter ihrem Drucke immer wieder auf die Einfachheit der Koordination zurück. Zwischen dem Manne männlichen Geschlechts und dem weiblichen Weib hat es also niemals Probleme gegeben.

Die geistreichen Weiber können in keinem einzigen Falle feminin definiert werden, hier beginnt also über die erotische bereits die anthropologische Frage und Forschung, und diese hat mit der Problemfassung und Behandlung zu geringen Zusammenhang. Daß Strindberg persönliches Pech in seinen drei Ehen haben mußte, läßt sich aus dem oben Gesagten leicht erraten. Selbst die Ehe mit Harriet Bosse mußte in die Brüche gehen. Ich lernte die berühmte Schauspielerin in Arild auf dem Gute Balderup kennen. Sie kam von einer Reise aus Spanien und weilte längere Zeit dort. Unser Unterhaltungsthema war sehr bald Strindberg. Von dem Genie ihres Mannes sprach sie mit höchster Begeisterung. Doch konnte sie nicht unterdrücken, von dem Mißtrauen Andeutungen zu machen, das zu Reibungen führte. Harriet Bosse, Schwedens größte Schauspielerin, ist zierlich, brünett mit durchgeistigten Zügen. In dem Gesicht fällt, neben den lebensprühenden Augen, die hohe Stirn und der ausdrucksvolle Mund besonders auf. In ihrer Unterhaltung ist sie lebhaft bewegt, besonders wenn sie von Strindberg spricht, dessen Zeit sie noch lange nicht für gekommen hielt. „Er ist für viele noch ein Rätsel, doch auch die, die keine Stellung zu ihm gewinnen können, fühlen bereits die „Götterdämmerung" seiner Geniemajestät, die einmal ihren Einzug halten wird." Dann erzählte sie wieder von seiner vornehmen aristokratischen Gesinnung, von seiner Einsamkeit und Menschenscheu. In Freundschaft sind sie auseinandergegangen und haben diese Freundschaft bis zum Schlusse aufrechterhalten. Ihr Kind, ein kleines Mädchen, sah dem Vater außerordentlich ähnlich. — Wir kamen auch auf Ibsen zu sprechen, der Strindberg im Anfange seiner dramatischen Laufbahn beeinflußte. In letzter Zeit hat ihn sein Weg weitab von diesem geführt. Ich fand, daß man bei manchen Stücken des Norwegers aus der letzten Zeit die Nähte der Konstruktion sehe. „Dieselbe Meinung hat Strindberg von Ibsens Schaffen", stimmte Harriet Bosse mir zu. So habe ich manche Stunde mit der Schauspielerin geplaudert, und schnell verging die Zeit, ich mußte Abschied nehmen. In meinem Album hat sie sich verewigt mit einem Gedicht Strindbergs, doch auch in meinem Herzen.

Strindberg wurde 1893 in Berlin als Dramatiker zuerst entdeckt. Die Aufführung seiner „Gläubiger", in einer von Direktor Lautenburg veranstalteten Strindberg-Matinee, hat mit Rittner, Rosa Bertens und Jarno einen geradezu überwältigenden Eindruck hinterlassen. Man sah sich vor lauter Staunen sprachlos an. Das war eine subjektive Lebensauffassung und Offenbarung, eine haarscharfe psychologische Analyse, wie man sie in so glänzender Dialektik noch gar nicht gekannt hatte. Es sammelte sich nun in kurzer Zeit um Strindberg im „Schwarzen Ferkel" (so genannt von jenem nach einem kaukasischen Weinschlauch, der in Ferkelgestalt über der Haustür im Winde

schaukelte) eine Reihe von Literaten, Studenten und Künstlern, unter denen sich auch Dichter wie Holger Drachmann, Stanislav Przybyszewski, der wundervoll Chopin spielte, und eine geistreiche Abhandlung über „Nietzsche — Chopin" veröffentlicht hatte, die er mir später mit einer Widmung verehrte, — Adolf Paul, Richard Dehmel, die Maler Edvard Munch, Christian Krogh, Dr. Carl Schleich, Dr. Asch und andere mehr. Es ging an den Abenden, die erst am frühen Morgen endigten, hoch her. Das literarische Deutschland war damals ein guter Resonanzboden für die naturalistische Bewegung. Da saß Strindberg, der Heimat entflohen, wie ein Gigant, wie ein zweiter Faust im „Schwarzen Ferkel" und lebte trotz permanentem „Dalles" lustig darauf los. Dieser unglaubliche Mensch war der geistvollste Erzähler, den man sich denken konnte. In fast qualvoller Dämonie warf er sich auf alle Lebensprobleme und entwickelte sie in scharfer Dialektik, bis er sie ergründet zu haben glaubte. Mit Hansons war er auseinander. Treue, Dankbarkeit kannte er nicht. Frau Marholm war für ihn „Frau Blaubart". Von Haß und Liebe hin und her geworfen, fiel seine Liebe auf Aspasia, die spätere Frau von Przybyszewski. Sie wurde später in Tiflis ermordet. Eine suchende, schenkende, ewig flimmernde Schöne von betörender Hinterlist. Wer von ihr Treue verlangte, war unfehlbar der Betrogene. Strindbergs Liebesrausch endete in einem elenden Katzenjammer, dem ein wütender Haß auf dem Fuße folgte. Ein lustiges und zu gleicher Zeit tragisches Spiel.

Randbemerkungen

Berlins schwächster Punkt

In einem von Berliner Hoteliers herausgegebenen Blatt lesen wir folgenden Erguß:

„Weniger Anklang dürfte Berlins allgemeines Bild nach der historischen und künstlerischen Richtung hin finden ... Ein großer Teil der Stadt besteht aus trostlosen Mietskasernen, die das Steinmeer der Großstadt bilden. Dann findet sich in großen Mengen der romantisch angehauchte Kitsch der letzten Zeitperiode vor dem Kriege und schließlich verhältnismäßig dünn gesät künstlerisch wertvolle Gebäude ... Den schwächsten Punkt der Reichshauptstadt bilden ihre Denkmäler. Sie bilden auch gewöhnlich den Stein des Anstoßes für den Fremden ... Es lassen sich zahlreiche Beispiele dafür beibringen, daß man in des Deutschen Reiches Hauptstadt Jahrzehnte hindurch in künstlerischen Dingen gepfuscht hat ... Die Leute, die finanziell in der Lage waren, diese Entwicklung zu unterstützen, waren gewöhnlich nicht die Pächter des Kunstgeschmacks usw."

Die Deutschen scheinen in den verschiedensten Schichten unkorrigierbare Querköpfe zu sein. Der Zweck der Übung ist doch wohl, Fremde als Besucher der Reichshauptstadt heranzulocken. Kann dies aber geschehen, wenn man ein möglichst absprechendes Urteil, das nicht einmal in diesem Umfang zutrifft, über Berlin fällt? In keinem anderen Lande wäre so etwas möglich. Und da wundert man sich hinterher, daß der Fremdenzustrom ausbleibt und selbst die Frequenzziffer der deutschen Bäder und Erholungsorte ständig sinkt. Grenzt es nicht geradezu an Idiotie, das eigene Land herabzusetzen und die Besucher der Reichshauptstadt auf ihren „schwächsten Punkt" hinzuweisen?

Der Deutsche und das Rheingebiet

In diesem Buche haben namhafte Professoren der Universität Halle in einer Reihe von Vorlesungen eine Darlegung der Verhältnisse unserer Westgrenze gegeben, um, wie es im Vorwort heißt, die Wirklichkeit in Natur und Vorgeschichte, in Geschichte, Volkheit und Sprache, Literatur und Kunst, in der Wirtschaft und zugleich mit allem auch die furchtbare Wirklichkeit des jetzigen Zustandes klar zu erkennen. Man kann sagen, daß diese Aufgabe, die sich Männer wie Ficker, Fleischmann, Frankl u. a. gestellt haben, vollkommen gelungen ist. Es sind keine trockenen akademischen Abhandlungen, sondern Darstellungen der Wirklichkeit, an denen sich dem unbefangenen Leser die kulturelle und wirtschaftliche Bedeutung des vielumstrittenen Rheingebiets mit zwingender Notwendigkeit aufdrängt. Einen breiten Raum nimmt die Erörterung über das Reichsland Elsaß-Lothringen und seinen Verlust (von Johannes Ficker) ein. Wir wissen, daß im früheren Reichsland viel verabsäumt worden ist, daß aber auch der jetzige Zustand kein endgültiger sein kann. Sine ira et studio ist hier das gewaltige Problem behandelt worden und zugleich in einer Form, die jede polemische Spitze vermeidet. Die Verfasser der in diesem Buche vereinigten Monographien wollen nur der Sache des deutschen Volkes dienen. Mögen sie einen starken Resonanzboden in allen Schichten unseres Volkes finden! Das Verständnis für die behandelten Themen wird erleichtert durch zahlreiche Karten und Skizzen, die der Verlag (Buchhandlung des Waisenhauses, Halle) dem vorzüglich ausgestatteten Werke beigegeben hat.

Die Klassenschichtung der höheren Schüler

Man hat jahrelang viel über den Aufstieg der Begabten gesprochen und geschrieben. Der Erfolg dieser Bestrebungen ist aus den Ergebnissen einer Statistik zu erkennen, die das Preußische Statistische Landesamt über die soziale Berufsschichtung der Familien aufgenommen hat, denen die Schüler der höheren Lehranstalten entstammen. Für diese statistische Aufnahme wurden drei soziale Gruppen gebildet. Zu der ersten zählen die höheren Beamten, Offiziere, Besitzer größerer Güter, Fabrikdirektoren, leitenden Angestellten und Akademiker. Dieser Gruppe entstammten an den höheren Knabenschulen 22,13 Prozent aller Schüler, in den höheren Mädchenschulen 25,39 Prozent aller Schülerinnen. In die zweite Gruppe wurden die kleineren Landwirte, mittleren Beamten, nichtakademischen Angestellten und die Handel- und Gewerbetreibenden eingereiht. Deren Söhne und Töchter bildeten sowohl in den höheren Knaben- wie in den Mädchenschulen die große Mehrzahl der Schüler, nämlich 67,99 Prozent in den Knabenschulen, 68,24 Prozent in den Mädchenschulen. Die dritte Gruppe endlich, die sich aus Kindern von Arbeitern und Unterbeamten zusammensetzt, machte in den Knabenschulen 9,88, in den Mädchenschulen gar nur 6,37 Prozent aus. Sie war also die weitaus kleinste der Zahl nach. Alle Bestrebungen, den Aufstieg von Proletarierkindern in die höheren Berufe zu fördern, sind an den ehernen Wirtschaftstatsachen gescheitert. Obwohl ein Vergleich mit der Vorkriegszeit leider nicht möglich ist, kann nicht bezweifelt

werden, daß die Verhältnisse seither nicht besser, sondern ungünstiger geworden sind. Man hat neuerdings sogar das Schulgeld höher und höher schrauben müssen und dadurch den Besuch der höheren Schulen nicht nur den Proletarierkindern, sondern auch den Sprößlingen des minderbemittelten oder verarmten Mittelstandes noch mehr erschwert. Die unsoziale Wirkung dieser Schuldgeldpolitik kann durch Schaffung von noch so vielen Freistellen für begabte Kinder aus armen Volksschichten bei weitem nicht ausgeglichen werden. Der Sozialismus hat auch auf dem Gebiete des Bildungswesens bewiesen, daß er wohl allerlei ideale Forderungen aufzustellen, aber praktisch nichts Brauchbares zu leisten vermag.

Börsenspiegel

Der Weg zum Trust

Als Deutschland noch das reiche, große und starke Land war, im Jahre 1914, hatten unsere größten industriellen Aktiengesellschaften Aktienkapitalien zwischen 150 und 180 Millionen Mark. Jetzt, in dem verkleinerten, ärmer gewordenen und von schweren Wirtschaftskrisen heimgesuchten Deutschland, haben wir die Vereinigten Stahlwerke mit 800 Millionen Mark Aktienkapital, haben wir die J. G. Farbenindustrie mit 650 Millionen Mark Aktienkapital, und wir werden in nächster Zeit weitere Trusts entstehen sehen.

Diese Entwicklung erscheint wie ein Widerspruch. Das reiche Deutschland besaß nicht entfernt so große Aktiengesellschaften wie das verarmte, obwohl damals die Unternehmungslust, die Freude am Fusionieren und Zusammenschließen sicherlich ebenso groß war wie gegenwärtig. Aber — das ist der gewaltige Unterschied — damals herrschte nicht der wirtschaftliche Zwang zum Zusammenschluß, zur Vertrustung, zur Unkostenersparnis wie jetzt; und eine gewisse Ironie liegt darin, daß gerade in den Tagen der „Sozialisierungsideen" die großen Trusts, die großen Zusammenballungen des Kapitals sich stärker entwickeln konnten als jemals zuvor.

Wer aber etwas tiefer in die Dinge hineinblickt, erkennt wieder ganz deutlich die sehr interessanten Zusammenhänge auf diesem Gebiete. In unserem Zeitalter des Sozialismus bürdet man der Industrie den Achtstundentag auf, bürdet man ihr die ungeheuerlichsten Soziallasten auf, und die einzige Abwehr für sie gegen diesen Angriff auf ihre Rente bildet die Verbilligung des Apparats auf andere Weise, auf dem Wege der Betriebszusammenlegung, der Vereinigung gleichartiger Betriebe zu einem Großunternehmen, zu immer umfassenderen, zweckmäßig durchorganisierten Gebilden. Denn die Entwicklung ist nicht etwa abgeschlossen, sie ist vielmehr erst in ihren Anfängen begriffen, was sich besonders deutlich im Falle der „Vereinigten Stahlwerke" zeigt.

Gerade der deutschen Montanindustrie ging es von sämtlichen Großindustrien am allerschlechtesten. Sie hatte mit dem Valuta-Dumping von französischer und belgischer Seite zu kämpfen, sie hatte mit der englischen Konkurrenz und der Subventionspolitik Englands an seine Bergwerke zu kämpfen, ohne daß ihr von deutscher Regierungs-

seite irgendeine Unterstützung zuteil wurde. Im Gegenteil, alle Proteste der Industrie, namentlich des Kohlenbergbaus gegen die erdrückenden Steuern, Sozial- und besonders die Knappschaftslasten waren vergeblich, und so kam man auf den sogar ziemlich naheliegenden Gedanken der Selbsthilfe. Zuerst wurde die „Rationalisierung" erfunden. Dasselbe, was man früher ganz einfach Betriebsverbesserungen zu nennen pflegte. Nur, daß man diesmal radikaler verfuhr als ehemals, und daß man zu weitgehenden Stillegungen unrentabler Betriebe schritt.

Aber mit der „Rationalisierung" innerhalb der einzelnen Werke war es nicht getan. Man sah ein, daß es ein Unsinn war, wenn bei der Phönix-Gesellschaft eine Walzenstraße nur halb beschäftigt war, ebenso bei der Gelsenkirchener Gesellschaft, so daß beide ohne Nutzen arbeiteten, während es doch viel zweckmäßiger wäre, die eine Walzenstraße einfach stillzulegen und auf der andern mit vollem Betriebe, also gewinnbringend zu arbeiten. Um das zu erreichen, mußte man sich freilich vereinigen, und so entstanden die „Vereinigten Stahlwerke", dieser große Trust, der aber noch lange nicht am Ende seiner Ausdehnung angelangt ist. Denn eins steht fest: Er wird bedeutend billiger und rationeller arbeiten als die Einzelwerke, und so müssen die übrigen Werke die Konsequenzen ziehen, wenn sie nicht ihrerseits ins Hintertreffen geraten und ihre Konkurrenzfähigkeit einbüßen wollen. Das heißt, sie müssen sich ihrerseits ebenfalls zusammenschließen, entweder mit den Vereinigten Stahlwerken oder zu einem „Gegentrust". Einstweilen scheinen sie den ersteren Weg wählen zu wollen, und nachdem der Trust bereits jetzt mehr als 50 v. H. der gesamten Rohstahlerzeugung des Ruhrreviers kontrolliert, rechnet man damit, daß er in nicht ferner Zeit 75 v. H. kontrollieren werde, und dann steht er als ein Machtfaktor ersten Ranges da. Beinahe als die Vertretung der westdeutschen Montanindustrie.

Auf einem anderen Gebiete ist die Vertrustung noch viel weiter vorgeschritten. Nämlich in der chemischen Industrie. Aus dem Anilinkonzern ist die J. G. Farbenindustrie hervorgegangen, deren Aktienkapital heute einen kursmäßigen Wert von mehr als 1,2 Milliarden Mark darstellt. Aber auch die J. G. Farbenindustrie ist noch keineswegs am Ende der Ausdehnung und des Zusammenschlusses angelangt. Im Gegenteil. Am interessantesten in dieser Beziehung ist die Entwicklung auf dem Gebiete der Kunstseidenfabrikation, die für die J. G. Farbenindustrie erst seit relativ kurzer Zeit eine wichtigere Rolle spielt. Bis vor ein paar Jahren gab es in Deutschland auf dem Gebiete der Kunstseide eigentlich nur zwei wichtige Parteien, die Vereinigten Glanzstoff-Fabriken in Elberfeld und die J. P. Bemberg-Gesellschaft in Barmen, die sich gegenseitig scharf bekämpften. Charakteristisch für die damaligen Verhältnisse in der deutschen Industrie. Dann erfolgte endlich eine Einigung und eine enge Verbindung zwischen Glanzstoff und Bemberg. Inzwischen hatte die Gruppe Köln-Rottweil A. G.-Dynamit Nobel ebenfalls die Kunstseidenfabrikation aufgenommen, und zwar in scharfem Wettbewerb gegen die Gruppe Glanzstoff-Bemberg. Als weiterer Fabrikant dieses wichtigen und zu immer größerer Bedeutung gelangten Artikels trat alsdann die J. G. Farbenindustrie auf, die indessen sofort

Verträge mit der Glanzstoff-Bemberg-Gruppe abschloß, und nunmehr steht auch eine Einbeziehung der Köln-Rottweil-Dynamit-Gruppe in den Trust bevor, der sich damit als ein deutscher Kunstseidentrust größten Stils darstellt. Und wer weiß, ob nicht die allmächtige J. G. Farbenindustrie eines Tages die gesamten anderen Unternehmungen dieser Industrie übernehmen wird?

Wer hätte es früher wohl für möglich gehalten, daß sich die beiden bekanntesten deutschen Automobilfabriken, Daimler und Benz, miteinander verschmelzen und ihre Selbständigkeit aufgeben würden? Im Gegenteil galten sie stets als scharfe Konkurrenten, solange, bis es beiden Werken immer schlechter ging. Warum sollte man sich also nicht vertragen und einigen, warum nicht gegenseitig fabrikatorische Erfindungen und Erfahrungen austauschen, warum nicht gemeinsame Verkaufslager unterhalten, anstatt in jeder größeren Stadt einen Daimler- und einen Benz-Verkaufsladen zu errichten, die genau doppelt so viel kosteten, als wenn man die beiden miteinander vereinte, das heißt den einen von ihnen als überflüssig aufgab. So kam es denn vor einiger Zeit schon zu einer Interessengemeinschaft zwischen Daimler und Benz, und aus der Interessengemeinschaft ist jetzt eine vollkommene Verschmelzung geworden. — Aber der Zusammenschlußprozeß ist damit noch keineswegs endgültig beendet, sondern es bildet nur eine Frage der Zeit, wann sich auch andere Gesellschaften dem in der Entstehung begriffenen Autotrust anschließen werden. Denn alle Wege führen zum Trust, gleichviel in welcher Industrie.

Überall läßt sich das verfolgen. Die Linoleumfabriken schließen sich zusammen, ebenso die Jutefabriken; in Schlesien die Zementfabriken. Kurzum, die Richtigkeit des Fusionsgedankens bricht sich immer weiter Bahn. Dagegen ist die Zeit der Interessengemeinschaften vorüber. Sie sind überlebt und gehören der Vergangenheit an. Entweder gehen sie auseinander, und jedes Werk, das ihr angehört hatte, macht sich wieder selbständig. Oder aber aus dem losen Verhältnis einer Interessengemeinschaft wird eine Ehe, eine dauernde, solide Fusion.

Auf diesem Wege aber liegt unsere wirtschaftliche, unsere industrielle Zukunft. Der ganze Prozeß geht aber keineswegs freiwillig vor sich, sondern es handelt sich um eine zwangsläufige Entwicklung, um den einzigen Ausweg aus unseren industriellen Schwierigkeiten, um die Rückkehr zur Rentabilität. Und damit um die ganze Existenz unserer Industrie. Denn eine Industrie, die keine Rente abwirft, muß auf die Dauer sterben, weil niemand mehr Lust hat, Geld in sie hineinzustecken, weil sie an Mangel an Mitteln und an frischer Kapitalzufuhr zugrunde gehen muß.

Vor diesem Schicksal hat die Trustbildung die deutsche Industrie bewahrt, und darum gehört ihr die Zukunft. Der Erfolg ist mit den Trusts gewesen, die Trusts werden den anderen Werken überlegen, sie werden rentabler, stärker, kreditfähiger sein, und der Trustgedanke als der große Retter ist heute nicht mehr totzuschlagen. Florian.

Für den redaktionellen Teil verantwortlich: Dr. Heinrich Ilgenstein, Charlottenburg.
Für den geschäftlichen Teil verantwortlich: Paul Lentz, Berlin W 30, Motzstr. 11.
Druck: Paß & Garleb A.-G., Berlin W 57, Bülowstr. 66.

46. Jahrgang

Tägliche Rundschau

Unabhängige Zeitung für nationale Politik,
mit Unterhaltungsblatt für
die Gebildeten aller Stände

Herausgeber:
D. Bruno Doehring und Heinrich Rippler

Die große nationale Tageszeitung.

Die Zeitung der Gebildeten und der deutschen Familie.

✶

Trotz aller Reichhaltigkeit ihres Inhalts ist die Tägliche Rundschau mit dem monatlichen Bezugspreis von nur **3 Gm.** (zuzügl. Postbestellgeld) bei ***täglich 2maligem Erscheinen*** die

billigste der großen Berliner Tageszeitungen.

Probenummern liefert kostenlos

Geschäftsstelle der Täglichen Rundschau
Berlin W 57, Bülowstraße 66

Fernsprecher: Nollendorf 8120—8123
Telegrammadresse: Rundschaudienst

✶

SEP 8 1926

DIE GEGENWART

POSTVERTRIEB AB BERLIN

ZEITSCHRIFT FÜR LITERATUR, WIRTSCHAFTSLEBEN U. KUNST

HERAUSGEBER: HEINRICH ILGENSTEIN

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

AUS DEM INHALT:

Abrüstung? — Von Mentor

Rußland und Italien — Von Kurt Pieper

Herrschen und Dienen — Von Hugo Marcus

Elektro-Diagnose der Seele — Von Wilhelm Ueberhorst

Von der Trauer — Von Hermann Kienzl

Wandlungen im Typus des Schauspielers — Von Franz Graetzer

Im Buchenwald — Von Johannes Gaulke

Randbemerkungen

„Geistiges" aus Rußland und Amerika
Ausblick auf die nordamerikanischen Novemberwahlen
Wenn zwei dasselbe tun ....

Börsenspiegel

JULIHEFT 1926 / JAHRGANG 55

VIERTELJÄHRLICH 3 HEFTE

HEFTPREIS M. 0.30

VERLAG: GEGENWART G·M·B·H / BERLIN W 57 BÜLOWSTRASSE 66

Die Gegenwart

55. Jahrgang | Juliheft | 55. Jahrgang

Abrüſtung?

Von Mentor

Das militäriſche Unterkomitee der Abrüſtungskommiſſion hat ſeine Arbeiten vorläufig abgeſchloſſen und geht — das beſte was es tun kann — einſtweilen in die Sommerferien. Vor Zuſammentritt der Völkerbundsverſammlung im September wird das Unterkomitee noch einmal tagen, um ſeine Vorſchläge für die Abrüſtung zu formulieren.

Nach den bisherigen Beſchlüſſen der Abrüſtungskommiſſion ſollen ſich die Abrüſtungsmaßnahmen lediglich auf die ſogenannten Friedensrüſtungen erſtrecken, worunter alle beim Ausbruch eines Krieges ſofort verfügbaren Rüſtungen zu verſtehen ſind. Die Reſervemannſchaften über die ein Staat jederzeit, alſo auch bei Kriegsausbruch, ſofort verfügt, werden in das Friedenskontingent nicht mit eingerechnet. Eine wahrhaft geniale Löſung des Abrüſtungsproblems! Danach kann ein aktives Heer von 500 000 Mann mit einjähriger Dienſtzeit und halbjährigem Aufruf der Hälfte des nominellen Beſtandes mit nur 250 000 Mann in Anſatz gebracht werden. Das Militärkomitee will mit der Feſtlegung der Friedensrüſtungen bezwecken, daß erſtens der Ausbruch eines Krieges erſchwert wird, zweitens, daß die Bewegungsfreiheit der in einen Krieg verwickelten Mächte derart eingeengt wird, daß den Beteiligten ein baldiger Friedensſchluß wünſchenswert erſcheint. Müßige Kombinationen! Der Weltkrieg hat uns die bittere Lehre erteilt, daß eine Beilegung der Feindſeligkeiten erſt dann eintritt, wenn auf der einen Seite der letzte Mann verbraucht iſt. Das Syſtem des Weißblutens hat ſich in der Kriegsgeſchichte niemals ſo reſtlos durchgeſetzt, wie nach Einführung der auf der allgemeinen Dienſtpflicht beruhenden ſtehenden Heere mit ihren unbegrenzten Reſerven. Einſchränkungen der Friedenskontingente — immer vorausgeſetzt, daß ſie durchführbar ſind — werden an dieſer Tatſache nichts ändern. Es kommt lediglich darauf an, daß einem Staat die Möglichkeit der militäriſchen Expanſion durch die allgemeine Dienſtpflicht gegeben iſt, auf die Höhe des Friedenskontingents kommt es dabei weniger an. Der franzöſiſche Vertreter hatte dieſem Gedanken dadurch Ausdruck gegeben, daß er ſich in der Abrüſtungsfrage zu Konzeſſionen herbeiließ, ſofern ſie nicht das Kriegsmaterial beträfen. Auf ein paar Tauſend Mann mehr oder weniger käme es alſo nicht ſo ſehr an, wenn ſich ein Militärſtaat nur in der Wahl der infernalen Vernichtungsmittel keine Schranke aufzuerlegen brauche.

Hier liegt der ſpringende Punkt der ganzen Abrüſtungsfrage. Die Feſtſetzung der Friedenskontingente unter Zugrundelegung der Bevölkerungsziffer der Länder haben nichts zu bedeuten, wenn an den im Kriege zur Verwendung gelangenden Waffen nicht gerüttelt werden darf. Es bleibt überhaupt eine offene Frage, ob den Maſſenheeren in einem zukünftigen Kriege noch die bisherige Bedeutung beizumeſſen

ist, ob nicht die Strategie als antiquierte Wissenschaft zum alten Eisen geworfen wird und dafür eine Handvoll Desperados, die aus luftiger Höhe die Bevölkerung großer Städte durch Abwurf von Giftbomben vernichten, in Aktion tritt. Auch dies Problem ist in Genf gestreift, aber wohlweislich, wie es in der Natur einer so peinlichen Angelegenheit liegt, nicht im breiten Rahmen und unter Heranziehung aller Auswirkungsmöglichkeiten erörtert worden.

Die deutsche Delegation hat auf viele Widersprüche in den Abrüstungsvorschlägen hingewiesen. Sie machte u. a. auch geltend, daß das Kriterium der Flottenstärke unhaltbar sei, da bei der Festsetzung der Tonnage die verschiedenen Schiffskategorien keine Berücksichtigung fänden, sondern einfach nach dem gegenwärtigen Stand der Gesamttonnage entschieden würde. Der Einwand, der von Vertretern neutraler Mächte unterstützt wurde, begegnete bei der Mehrheit des Unterkomitees keinem Verständnis. In der Abrüstung zur See ist die Anschauung demnach ebensowenig geklärt, wie in der Abrüstung zu Lande. Widersprüche türmen sich auf Widersprüche. Die wunderlichsten Vorschläge, die geradezu wie eine Ironisierung des Friedensgedankens klingen, sind gemacht und sogar ernsthaft erörtert worden. So will die französische Delegation die effektive Heeresstärke dahin ausgelegt wissen, daß darunter nur die wirklich aktiven und bereits ausgebildeten Truppen zu verstehen seien. Nach dieser Auslegung verfügte — es ist der Höhepunkt der Dialektik — Deutschland über ein größeres Heer als Frankreich! Denn von den 100 000 Mann Reichswehr, die dem Deutschen Reich im Friedensvertrage zugebilligt sind, sind nach Abzug von etwa 10 000 noch nicht ausgebildeten Rekruten reichlich 90 000 Mann als aktive ausgebildete Mannschaften anzusprechen. Dagegen verfügt das in Waffen starrende Frankreich nur über einen effektiven Mannschaftsbestand von 75 000. Das Rechenkunststück findet darin seine Erklärung, daß zu den ausgebildeten Truppen nur die Offiziere und Unteroffiziere gezählt werden, was darüber ist — über 700 000 Mann — wird nicht mitgezählt, da es sich im Zustande der Ausbildung befindet. Ebensowenig sind die nach Millionen zählenden Reserven nach französischer Auffassung nicht als Effektivbestand anzusetzen.

Man gewinnt nach den verschiedenen, von französischer Seite erhobenen Einwendungen und Auslegungen den Eindruck, als wolle Frankreich die Abrüstung überhaupt sabotieren. Die bisherigen Leistungen des militärischen Unterkomitees der Abrüstungskommission bewegen sich auf einem Niveau, das kaum noch unterboten werden kann. Es wird Sache der Regierungen sein, ihre Militärsachverständigen zu einer positiven Arbeit anzuhalten, damit dem Völkerbund ein Programm vorgelegt werden kann, über das sich wenigstens diskutieren ließe. Voraussetzung zu einer durchgreifenden Abrüstung müßte die Beseitigung des Ausnahmezustandes sein, der in Versailles über Deutschland verhängt worden ist. Betrachtet man aber die Abrüstung Deutschlands als die erste Etappe zu einer allgemeinen europäischen Abrüstung, dann müßten auch die Militärstaaten sich schleunigst zu einer mit ihrer Bevölkerungsziffer im Einklang stehenden Herabsetzung ihrer bewaffneten Macht entschließen. Im andern Fall kann sich die Abrüstungskonferenz zu einer Harlekinade auswachsen, die den Völkerbund schließlich zu einem Völkergespött machen muß.

Rußland und Italien

Von Dr. Kurt Pieper

Eine der interessantesten Seiten des berühmten Nittischen Buches „Das friedlose Europa", das bisher in Deutschland viel zu wenig beachtet worden ist, ist die Beleuchtung der Beziehungen zwischen Rußland und Italien, oder besser des unheilbaren Gegensatzes zwischen der Vormacht des Slaventums und der romanischen Mittelmeermacht.

Mindestens höchst verblüffend ist Nittis grundsätzliche Anschauung, daß der Weltkrieg eigentlich nur ein Kampf zwischen den germanischen und slawischen Rassen gewesen sei — eine Anschauung, die für die so hoch gepriesene Zivilisationsrolle der romanischen Nationen und die edle „lateinische Schwester" insbesondere alles andere als schmeichelhaft ist.

Obwohl Nittis Buch noch zu einer Zeit geschrieben wurde, in der die ausschließliche deutsche Kriegsschuld der feindlichen Seite als ein noli me tangere galt, und obwohl Nitti selbst zu den Miterhebern des auf verbrecherischem Unrecht aufgebauten Vertrages von Versailles gehört — er sucht allerdings immer wieder die Tätigkeit der italienischen Delegation in Versailles als fast völlig bedeutungslos und nur für die Fiumefrage ernstlich interessiert hinzustellen — spricht er offen, sicher als einer der ersten alliierten Diplomaten, von der russischen Kriegsschuld: „Wenn einmal die diplomatischen Dokumente über den Krieg ernstlich geprüft werden, und die Zeit es gestattet, sie in Ruhe zu beurteilen, so wird man sehen, daß die tiefere Ursache des Konfliktes in der Haltung Rußlands lag. Rußland war es einzig und allein, das Serbien und die österreichischen Slawen aufhetzte, das unter den Augen Deutschlands den Keim zu dem späteren Unheil legte." Und an anderer Stelle bemerkt er, daß man Rußland die Schuld für alles, was vorgefallen sei, zuschreiben müsse. Einen großen Teil der Schuld Rußlands schiebt er auf die Korruption des früheren Hofes und der Regierung, die von „Dieben und Alkoholikern wimmelten", und einen Sieg des zaristischen Rußlands würde er als eine der größten politischen Katastrophen Europas angesehen haben. Klipp und klar spricht dieser treue Alliierte Rußlands es aus, wo ihn der Schuh drückt: „Ohne den Zusammenbruch Rußlands wäre der Sieg ein Unglück für die Kultur gewesen, denn er hätte die russische Herrschaft im Mittelmeer begründet." Immer wieder tritt das Motiv der Begehrlichkeit Rußlands, d. h. des Slawentums, im Mittelmeer in Nittis Gedankengängen wieder hervor: durch die Einverleibung der Türkei mit Konstantinopel und einiger Teile Kleinasiens hätte Rußland allen Mittelmeervölkern gegenüber eine vernichtend überlegene Stellung erhalten. Durchaus im gleichen slawenfeindlichen Geiste ist Nittis sehr kritische Einstellung gegenüber den Serben, die man auf alliierter Seite abwechselnd als ein Volk von Verbrechern oder von Helden ansieht. —

Nitti erklärt Rußland für die größte Gefahr, für die schwerste Bedrohung Europas, für ein Land mit Riesenbevölkerung, das immer ein Herd des Unheils sein muß. Da der Balkan der Berührungspunkt der gegensätzlichen russisch-italienischen Interessen ist, wird mit echt italienischer Aufrichtigkeit, mit dem sacro egoismo lateinischer

Wahrheitsliebe Rußlands Verführerrolle auf dem Balkan in den allerschwärzesten Farben ausgemalt: „Auf dem Balkan, vor allem in Serbien, spielt Rußland zynisch und schamlos den Verführer und schürte und nährte das glimmende Feuer der Revolte gegen Österreich-Ungarn. Die russische Politik in Serbien war wahrhaft verbrecherisch zu nennen."

Den Übergang Rußlands zum Bolschewismus verurteilt Nitti natürlich aus westeuropäischem Empfinden heraus. Doch als er sein Buch schrieb, war es noch keineswegs klar, ob die bolschewistische Periode nicht eine neue Ära von westlich gerichtetem russischem Imperialismus einleiten würde — da wir heute die Überzeugung vertreten können, daß der Bolschewismus den russischen Westimperialismus vielmehr stark gelähmt hat, so können wir annehmen, daß Nitti den Bolschewismus 1920 anders beurteilt hätte, wenn er seine außenpolitische, relative Ohnmacht in Westeuropa vorausgesehen hätte. Höchst interessant ist Nittis Furcht vor einer bolschewistischen Infizierung Deutschlands: wenn eine solche stattfände, so würde Deutschland sein Schicksal eng an die russischen Bolschewisten knüpfen und im Verlauf relativ kurzer Zeit würde eine rote Riesenarmee unter deutscher Führung bereitstehen, Westeuropa anzugreifen.

Nitti glaubt, die Spuren des Bolschewismus in die Zeit des Zarismus zurückverfolgen zu können (tatsächlich ist der Bolschewismus ein integrierender Bestandteil der russischen Seele, wie Dostojewski, der in jedem Russen ein Stück Nihilisten sieht, sehr richtig erkannt hat, und wie es ein so genialer diplomatischer Beobachter wie Paléologue bestätigt). Im übrigen sind ja Zarismus und Bolschewismus Formen des Despotismus, die einander herzlich ähnlich sehen. Nitti meint, schon vor der jetzigen Revolution wären Zeichen hereinbrechenden Wahnsinns in Rußland bemerkbar gewesen, denn kein Land der Welt könne auf einen Schlag ein solches Sammelsurium von Tollheiten ausbrüten wie Rußland seit 1918.

Nittis Charakterisierung der wirtschaftlichen Seite des Bolschewismus ist vernichtend. Er bezeichnet ihn als Diktatur der Unwissenheit und Unfähigkeit, die zu Hunger und Tod, zur Katastrophe führen muß. Er weist hin auf die ungeheuerliche Wertzerstörung durch den Bolschewismus, der kein Aufbau gegenübersteht, auf das beispiellose Elend, kurz „das kommunistische Regiment hat in kurzer Zeit soviel Schaden angerichtet, soviel Elend verschuldet, wie es kein Unterdrückungssystem in Jahrhunderten fertiggebracht hat."

Ganz allgemein erklärt der italienische Minister die von den europäischen Staaten dem bolschewistischen Rußland gegenüber befolgte Politik für falsch, für eine einzige Kette von Fehlern. Er wendet sich hier besonders gegen Frankreich, dessen Politik z. T. von der Idee einer dauernden Hegemonie in Europa diktiert worden sei. Aber er verurteilt nicht nur die unter französischem Protektorat unternommenen militärischen Unternehmungen gegen die Sowjets, sondern er wendet sich speziell gegen Frankreichs plutokratische Schuldenpolitik Rußland gegenüber: „Diese rein finanzielle und plutokratische Moral kann nicht die Grundlage für internationale Beziehungen in einem Zeitpunkte bilden, in dem die Menschheit nach den Qualen des Krieges die Verwirrung eines Friedens erlebt, wie ihn kein Mensch für möglich gehalten hatte . . ."

Für Italien scheint es ihm das Wichtigste zu sein, jeden zukünftigen Konflikt mit Rußland zu vermeiden, aber auch andererseits die gegenwärtige Moskauer Regierung nicht anzuerkennen. Aber auch bei diesen, für Nittis endgültige Auffassung entscheidenden Erwägungen kommt wieder der Pferdefuß des sacro egoismo zum Vorschein: daß nämlich, da sich der Preis aller Frachten und Waren in Italien nach dem Verkehr im Schwarzen Meer richte, Italien durch die Handelsanarchie Rußlands im höchsten Maße geschädigt sei, und daher am schmerzlichsten von allen europäischen Ländern die regelmäßigen Beziehungen zu Rußland entbehre!

Herrschen und Dienen

Von Hugo Marcus

Herr ist, wer selbst das Ziel von Diensten Anderer bildet. Damit hat das Herrentum zwei Seiten. Eine stolze: der Herr ist wertvoll genug, daß ihm Dienste anderer gelten, und mächtig genug, daß man ihm dient. Aber das Herrentum hat auch eine Demutseite. Dienste brauchen wir, wo unsere Kraft nicht ausreicht, selbst zu leisten. Man dient der Schwäche. Bedient wird das Kind, der Kranke, der Hilflose, der Passive, das Stütze bedürftige Weib. Und sie alle werden abhängig von dem, der sie bedient. Demgemäß zerfällt das Herrentum in die beiden Wertperspektiven des Königtums und des Kindtums. Der Herr ist König und Kind zugleich. Und sein Bild schwankt beständig zwischen dem Aspekt dessen, der so erhaben ist, daß ihm gedient werden muß, und dessen, der so unfähig ist, daß ihm gedient werden muß.

Nun kann es geschehen, daß die Königsseite selbst als Unwert empfunden wird. Es ist der Fall, wenn jemand ohne das innere Recht doch die materielle Macht hat, Herr zu sein. Wir haben dann den Pascha und den Kapitalisten. Oder wenn das Diensteheischen des Herrn besonders hart ist, wie beim Zwingherrn und Tyrannen. Umgekehrt aber kann die Kinderseite des Herrn doch auch als Wert empfunden werden. Gewiß, wir dienen jemand, weil er hilflos ist. Aber er ist es, weil ihm gegenüber den gemeinen Seiten des Lebens diejenigen Waffen mangeln, die selbst gemeiner Natur sind. Er ist zu fein, um auf eigenen Füßen zu stehen. Oder es ist jemand schwach und leidend, weshalb er bedient werden muß. Aber um seine Leiden, die er erträgt, ist er nun größer als wir, die wir ihm helfen, ist er uns überlegen. Unter solchen Erwägungen wird der Schwache, der Kranke, der Minderwertige, der Arme plötzlich zum Herren, dem unsere Dienste als Helfer wegen seines inneren Wertes durchaus zu Recht gebühren.

Ist Herr derjenige, der Zweck ist für die Bemühungen und Tätigkeiten anderer, so ist Diener jemand, der als Mittel für einen Zweck fungiert, insbesondere jemand, der einem anderen Menschen Leistungen macht. Und auch der Diener hat ein Doppelgesicht. Handelt es sich um Dienste, die wir selbst uns leisten könnten, und uns nur deshalb nicht leisten, weil jedermann sie leisten kann und unsere Kraft uns dazu zu schade ist, so sehen wir im Diener, dem wir sie übertragen, das Faktotum, den Golem. Handelt es sich dagegen um Leistungen, die wir nicht für uns selbst vollziehen, weil sie weit über unsere Kraft und

unser Können gehen, so haben wir den Helfer und Beistand, den Gütigen, den Gnädigen, den Fürsorgenden, den Vater, den Gott. Reicht die Skala des Herrentums vom König bis zum Kind hinab, so reicht die Skala des Dienstes vom Golem bis zum Gott hinauf. Es ist irrig zu sagen: Herrschen ist edel, Dienen unedel. Sondern beide Gebiete haben höchste und niedrigste Formen. Und so schwankt auch unsere Bewertung je danach, ob wir im Herren den Parasiten oder den Hilfsberechtigten, ob wir im Dienenden den Sklaven oder den Vater herausempfinden. Aber auch wenn das normale Wertverhältnis zwischen Herrn und Diener äußerlich ganz eindeutig zutage tritt, schwanken die Wertakzente doch innerlich ohne Unterlaß. Bald ist der Diener der Abhängige und Demütige, bald zeigt sich, daß er in Wahrheit der Fähige ist, der Unentbehrliche, von dem wir abhängig sind. Und analog kann umgekehrt der Augenblick kommen, wo der Wohltäter plötzlich zum bloßen Diener herabsinkt und der Notleidende zum harten Gebieter wird für den, der ihm hilft.

Zwischen Herr und Diener gibt es nun Zwischenschichten. Da ist der Gentleman. Dieser ist ein Mensch, der weder Dienste haben will als Herr noch Dienste leisten als Vasall. Der Gentleman verzichtet auf das Herr sein über irgend wen und fordert für sich deshalb auch die Freiheit, niemandes Knecht zu sein.

Ist die Haltung des Gentlemans mehr die ruhende, ähnlich der des Herren, so ist die Haltung des Helden eine tätige, leistende ähnlich der des Dieners. Aber während der Dienst zugunsten eines Herren läuft (mag dieser Herr auch kein Mensch, sondern eine Sache, eine Idee sein), leistet der Held ohne Hinblick auf ein Ziel und in niemandes Dienste. Er leistet um der Leistung selber willen, er betätigt Kraft. Mag seine Tat dann irgend jemand nützen oder dienen, nicht das kümmert ihn, sondern daß da etwas ist, was schwer und groß ist zu tun. Der Held ist gleichsam im Dienste ohne Herrn, im Dienste ohne Dienst. Er ist Leistender an sich.

Ist der Gentleman weder Herr noch Diener, der Held Dienender ohne Herrn, so ist der Bundesgenosse beides, sowohl Diener als Herr. Von zwei Bundesgenossen ist jeder Herr für die Dienste, die er vom anderen Teil empfängt, und jeder Diener für die Dienste, die er dem anderen Teil leistet. Und dieses Verhältnis ist heute, im Zeitalter des Arbeitsvertrages weitaus das häufigste. Ja irgendwie waltete es jeder Zeit zwischen Herr und Diener. Denn wenn der Herr dem Sklaven auch nur Nahrung und Unterkunft gab, so war dies doch bereits ein wenn auch noch so geringer Gegendienst, für dessen Dienstleistung. Und wenn das Volk dem König diente, so diente der König doch auch zu allen Zeiten irgendwie dem Volke.

Das Verhältnis des Dienstes in sich ist wertmäßig auch abgestuft. Im Dienste für einen Menschen, eine Sache, eine Idee gibt es den Führer, und zwar den Führer-Propheten, der das Ziel zeigt, und den Führer-Wegweiser, der den Plan entwirft, die Mittel disponiert. Dem Führer stehen die Gefährten, die Mannen gegenüber. Der Führer ist vorgesetzt, der Manne ist untergeben. Zwischen beiden aber wächst eine Skala von Offizieren. Der Offizier vereinigt beide Gegensätze der inneren Haltung: er ist zugleich Vorgesetzter der Mannen und Untergebener der Führer, Befehlender und Gehorchender, also ein synthetischer

Charakter. Leistet ein Untergebener beliebig ersetzbare Dienste, so ist er ein Gemeiner (von allgemein!). Leistet ein Untergebener unersetzbare Dienste, so ist er Ritter.

Immer aber bleibt hier zu bedenken, daß selbst der Führer noch stets in einem Dienste steht, weil er zu einem Zwecke leistet. Diesem Zwecke ist auch er untergeben. Er ist Mittel, nicht Selbstzweck, ganz so wie die Offiziere und Mannen. Und das unterscheidet ihn grundsätzlich vom Herren, der als solcher nur Empfänger von Diensten ist und mit dem er doch so oft verwechselt wird. Früher nämlich war der Herr oft zugleich Führer und der Führer Herr. Wer vorbildlich geführt hatte, bekam einen Herrensitz zum Lohn. Wer Herr, Nutznießer von Grund und Boden war, leistete zugleich Führung in Krieg und Frieden. Heute hat sich der Herr und der Führer auf allen Gebieten weitgehend gespalten. Der König z. B, ist Herr, der Feldmarschall ist Führer (Friedrich der Große war die letzte Personalunion zwischen beiden), der Kapitalist ist Herr, der Generaldirektor ist Führer, der Adelige ist Herr, der Beamte ist Führer. Der Herr ist die ästhetische, der Führer die praktisch-ethische Existenzialform. Leider ist dies oft erkannt, und viele, die den Herrn und den Herrenmenschen ausrufen, irren sich und meinen den Führer.

Dem Führer kann sich der Held einordnen, ja muß es wohl beinahe, wenn sein Führerdienst einem hohen und fernen Ziel gilt. Denn dann wird sein Tun auch Eigenwert bekommen wegen der Größe der Verantwortungen und Leistungen. Aber an sich sind Held und Führer noch ebensowenig identisch, wie Herr und Führer. Denn der Held handelt groß, auch wenn er scheitert, der Führer aber erfolgreich und zielhaft. Er darf nicht scheitern! Gewiß, alle drei Spezies, Herr, Held und Führer haben so viel gemeinsam, daß sie Edelformen darstellen: der Herr, insofern er wertvoll genug erscheint, daß man ihm diene, der Held, insofern er groß handelt und um der Handlung selbst willen, ungenötigt, frei. Der Führer dagegen ist edel, wenn das Ziel ihn adelt, dem er dient und die rechte Kenntnis des erfolgreichen Weges ihn ziert. Dagegen ist treues und selbst bis zur Blindheit gehorsames Dienen die Tugend des Offiziers und der Mannen.

Wie sehr die Übergänge zwischen Herr und Diener flüssig sind, das zeigt der Typus des Grandseigneurs, von dessen Wesen die Generosität unabtrennbar ist. Generosität aber heißt: jede kleine Leistung reich belohnen, jeden unscheinbaren Dienst also mit einem größeren Gegendienst erwidern, überhaupt: schenken, geben, stützen, helfen: mithin dienen. Das alles geschieht aber nun nicht um dessentwillen, dem es zugute kommt, sondern als sinnfällige Darstellung einer Herrenmacht, eines Gebietens, das soviel vermag, daß ihm auch große Einbußen nichts anhaben. In allem Geben liegt ein Gebieten über das, was man gibt: eine Herrengebärde. Das Geben aber dient dem, dem gegeben wird. So ist es auch Dienst. Deshalb erscheint das Geben zugleich als Demuthandlung. Es kommt auf den Geist an, in dem es geschieht und betrachtet wird.

* * *

Ethik des Herrn; ob er nun König oder Kind heiße, ist es seine Pflicht, so viele Persönlichkeitswerte in sich zu erzeugen, daß jeder fühlt: diesem Menschen gebühren Dienste und Hilfen. Ethik des Gentlemans:

Von niemand etwas fordern und sich nicht in Lagen begeben, wo man dienen muß. Ethik des Bundesgenossen: Ehrlich so viele Dienste geben, als man Dienste empfing. Ethik des Helden: Groß handeln, und sei es zu eigenem Untergang. Ethik des Führers-Propheten: Ziele weisen die glänzen und doch nicht ganz unnahbar sind. Ethik des Führers-Wegweiser: Die Mittel zum Erfolg bestimmen, so daß er siegt — nicht untergeht! Denn der Führer hat die Verantwortung für Andere, vielleicht für ein ganzes Volk. Und das Heldentum des Unterganges darf man zwar für sich selbst wählen, aber nicht für andere, geschweige für ein ganzes Volk. Der Held ist die dauernde Gefahr und Versuchung für den Führer-Wegweiser. Ethik des Offiziers: Zu befehlen und zu gehorchen verstehen. Ethik des gemeinen Mannes: Zu gehorchen verstehen. Ethik des Ritters: Die hochwertige Einzelleistung für das Ganze leisten.

Daß mit unseren Begriffen zur Durchleuchtung der praktischen Wirklichkeit etwas anzufangen ist, sei noch an einigen Einzelbeispielen verdeutlicht. Wohin gehört beispielsweise der Typus des Lehrers? Der Lehrer ist Diener, und zwar jener höheren Art, die man Führer nennt. Er gehört also in dieselbe Kategorie wie Vater und Wohltäter. Denn er ist dem Schüler, dem er zu dienen hat, prinzipiell überlegen. Sprachlich kann man das zum Ausdruck bringen; man sagt dann nicht, der Lehrer tut dem Schüler Dienst, sondern er tut am Schüler Dienst. Und der Schüler? Der Schüler ist der Herr: und zwar vom Typus des Kindes, aber der Schüler soll doch auch die Königseigenschaft des Herren besitzen, wertvoll genug zu sein, daß ihm Dienste gebühren. — Wohin gehört der Geistliche? Er ist (ähnlich wie vorübergehend jeder Festredner) Führer-Prophet. Er soll die ewigen Ziele in ihrem Glanze zeigen. Und der Dichter? Auch er ist prophetischer Führer. Das Publikum aber hat ihm gegenüber eine seltsame Doppelstellung. Es tritt ihm entgegen als sein Herr, von dessen Gunst er abhängt, aber auch als seine Gefolgschaft, die zu ihm mannenhaft aufblickt. Wie steht es um den praktischen Arzt, den Anwalt, überhaupt um die Männer des freien Berufes? Sie nähern sich dem Grundtypus des Gentleman, sind weder Herr noch Knecht; doch könnte man sie auch den Bundesgenossen aller ihrer Klienten nennen, denen sie helfen und von denen sie Entgelte empfangen. Der Ingenieur?, der Erfinder?, der wissenschaftliche Hilfsarbeiter in der Industrie? Sie alle sind Offiziere, und zwar von der speziellen Kategorie des Stabsoffiziers, des Ritters. Der ungelernte Arbeiter ist Manne, der gelernte Arbeiter am Übergang zum Offizier und Ritter. Beide Kategorien adelt ihr Gehorsam, sofern er nicht Gehorsam gegen Menschen, sondern gegen den Sinn der Wirtschaft und den Willen jener Dinge ist, die sie schaffen.

Elektro-Diagnose der Seele

Von Amtsgerichtsrat Dr. Wilhelm Ueberhorst

Als im Jahre 1796 Schillers Schwager Wolzogen sich um eine Staatsanstellung in Weimar bemühte, wurde auch Goethe um eine Äußerung über ihn ersucht. Goethe schrieb daraufhin — am 9. Dezember 1796 — an Schiller um eine Aufklärung über seinen Charakter

und seine Leistungen. Es heißt in dem Brief u. a.: „Ich muß gestehen, es ist mit dem, was man moralischen Charakter nennt, eine eigene Sache. Wer kann sagen, wie sich jemand in einem neuen Verhältnis entwickeln wird?" Schiller antwortete darauf — am 10. Dezember 1796 —: „Für seinen Charakter stehe ich, wie man überhaupt für jemand stehen kann."

So wie diesen beiden Großen wird es einem jeden von uns gehen. Den Charakter eines Menschen schließt man aus seinen Handlungen. Kennt man deren nur wenige, so wird das Urteil nur schwach begründet sein. Kennt man viele, so ist es schon besser. Aber nur von ganz Nahestehenden wird man ein einigermaßen gut begründetes Urteil des Charakters gewinnen können, das zudem noch durch Sympathie oder Antipathie gefärbt ist. Wie gerne sähe man oft den Charakter eines Menschen in seiner Ganzheit vor sich ausgebreitet! Seelische und praktische Fragen und Zweifel lösen diesen Wunsch zuweilen in uns aus. So war es von je. Die Alten hatten sich einen ausgezeichneten Behelf der Charakterdeutung in der Astrologie geschaffen. Später versiegte dieser Quell. Die neuere, materialistisch-mechanistisch eingestellte Psychologie wußte keinen Ersatz zu schaffen. Sie stellte außerdem auf allgemeine Gesichtspunkte ab und vernachlässigte die Einzel-Psychologie. Sie atmete Laboratoriumsluft, war abstrakt und unfähig, dem Leben, dem eigentlich seelischen, gerecht zu werden. Auch mit der neueren sog. Gestalt-Psychologie ist es nicht besser bestellt. Mehr leistet schon die von Klages begründete wissenschaftliche Charakterologie, die aber verfanden wird, weil sie in der Aufstellung von Typen einen Fehler erblickt. Richtiger arbeitet die moderne Astrologie, die ihrer Hauptmasse nach angewandte spezielle Psychologie ist. Auch Chirologie und Graphologie verfolgen eine glückliche Richtung. Der Erfolg der Psycho-Analyse gründet sich auf den lebendig-praktischen Wert, den sie besitzt.

Vor kurzem ist eine neue Erfindung gemacht worden, die an Bedeutung und praktischer Brauchbarkeit die eben genannten Methoden vielleicht noch übertrifft. Ich meine das sog. Diagnoskop des ukrainischen Arztes Zachar Bisfky*). In 17 Jahren hingebungsvoller Arbeit entstanden, ist es jetzt ein exaktes Instrument praktischer Analyse des seelischen Status des Menschen geworden. Es sieht etwa wie ein Radio-Apparat aus. Die Akkumulatoren stehen dabei, um ihn mit hochfrequentem Wechselstrom zu laden. Zwei langgestreckte Elektroden werden dem Prüfling in die Hände gegeben, während der Arzt mit der linken eine dritte ergreift. Die vierte ist griffelförmig, der Arzt nimmt sie in die rechte Hand und tastet damit die Schädeldecke des Patienten ab. So ist der Prüfling zusamt dem Arzt und dem Apparat in ein Stromnetz eingeschlossen. Fehlen nur noch die Radio-Hörer, die der Arzt sich über den Kopf stülpt, um nun zu hören, was die den Schädel des Prüflings abtastende Elektrode sagt. Auf ihm befinden sich die sog. Reizstellen, Punkte, an denen eine gewisse geistige, seelische oder

*) Wir haben bereits im Aprilheft der „Gegenwart" das Bisfkysche Verfahren in einer Randbemerkung als Scharlatanerie gekennzeichnet, lassen aber dessen ungeachtet eine gegenteilige Meinung hierüber zu Worte kommen, ohne uns auf die Ausführungen unseres geschätzten Mitarbeiters festzulegen.
D. R.

körperliche Eigenschaft lokalisiert ist. Je nach der Stärke ist die jeweils abgetastete Eigenschaft stark oder schwach. Sechs Lautstärken gibt es, sie tragen die Nummern 0 bis 5.

Auf diese Weise ist nun alles abzutasten, abzuschätzen und aufzuzeichnen, was es an menschlichen Vorzügen und Fehlern gibt. Eine Kurve, durch welche die in eine Tabelle eingezeichneten Punkte miteinander verbunden werden, gibt ein detailliertes Bild des menschlichen Charakters und des körperlichen Zustandes. Eine kleine schriftstellerische Zusammenfassung sorgt eventuell für eine Fixierung, die auch dem Laien verständlich ist. Höchst einfach! Und eben deshalb kaum glaublich, aber durch vielhundertmalige Erfahrung erhärtet und zur Evidenz bewiesen. Der schwache Punkt ist das subjektive Moment, welches durch die Unsicherheit der Wertung der Tonstärken hereingetragen wird. Sicherlich eignet sich nicht ein jeder als Experimentator. Vorsichtige Auswahl der Berufenen ist unbedingt geboten. Bis jetzt scheint sie glücklich getroffen worden zu sein. Denn im Bios-Institut in Charlottenburg, dem Bisky die praktische Auswertung der Methode übertragen hat, arbeitet man mit bestem Erfolg. Ich habe mich selbst dort einer „Behandlung" unterzogen und war erstaunt über die mir gewordene Belehrung, die sich zweifellos mit meinem geistigen Wesen deckte, Dinge zutage brachte, die selbst dem Näherstehenden vor meinen Bekannten unbekannt geblieben waren und auch einen organischen Mangel mit Sicherheit bezeichnete.

Übrigens entsprechen die Reizstellen durchaus nicht den darunterliegenden Gehirnpartien. Mit der veralteten Hallschen Lehre hat die Methode Bisky nichts gemein. Zusammenhänge der Reizpunkte mit gewissen Teilen des Gehirns bestehen natürlich, aber welcher Art sie sind, wie sie wirken, bleibt vorläufig unklar. Jedoch werden dadurch die einwandfreien empirischen Feststellungen natürlich nicht illusorisch. Aufgabe der Forschung wird es sein, die Zusammenhänge aufzudecken. Auch früher gab es Methoden, deren Wirkungsweise theoretisch zu begründen erst einer späteren Zeit vorbehalten blieb. Ich erinnere nur an die Röntgenstrahlen. Lehnen wir also nicht, wie gewisse, meist zünftige Wissenschaftler, eine Methode, die weite Ausblicke gestattet, aus theoretischen, die angebliche Unmöglichkeit dartuenden Erwägungen ab. Wenn Graf Arco, der bekannte Fachmann auf elektrotechnischem Gebiet, kürzlich in der Psychologischen Gesellschaft in Berlin über Bisky und seine Methode ein vernichtendes Urteil glaubte fällen zu müssen, so geschah das auf Grund von unzureichenden Versuchen und auf Grund eben der erwähnten theoretischen Erwägungen. Dergleichen ist, besonders bei einem Manne, der einen Ruf zu verlieren hat, bedauerlich. Merkwürdig erscheint besonders seine Beschwerde darüber, daß man ihm das Geheimnis der Erfindung nicht verrät, eine immerhin begreifliche Maßnahme des Biskyschen Instituts.

So wären denn also die Bedenken, die Goethe und Schiller in bezug auf die Wertung des Charakters der Mitmenschen hatten, für uns Heutige glücklich überwunden? Ich glaube nicht. Der Charakter eines Menschen ist in vollem Umfange nie empirisch zu erfassen. Er bedeutet eine Konstellation unterbewußter Kräfte. Nur soweit er in die Erscheinung tritt, erlebt wird, teilt er sich dem Zentralnervensystem mit. In diesem Sinne sind auch die sog. vererbten Anlagen erworben.

Wir wissen bis zum Tode eines Menschen nicht, welcher Dinge er fähig ist. Erst wenn er stirbt, ist das Bild seines Charakters für die Erfahrung fixiert, wissen wir, wer er war. Erleichtert allerdings wird uns das Urteil durch die Methode Bisshy. Das menschliche Leben hat, wie die Erfahrung lehrt, die Neigung zu einem Ablauf, der einem Grundschema im wesentlichen entspricht. Der Charakter wirkt sich in einer gewissen Wiederkehr, in Perioden, in Kurven, in Analogien seiner selbst aus. Insofern ist er faßbar und gibt die Gewähr eines auch in der Zukunft gleichartigen Verhaltens. Nicht die bestimmte Gewähr, aber doch eine in der Regel bis an die Grenze der Bestimmtheit gehende. Und auf diese kommt es für das praktische Leben an.

Alle bisherigen Systeme der Eignungsprüfung werden nun gegenstandslos. Ein vernünftiger Geschäftsmann wird in Zukunft das Diagnoskop zu Rate ziehen. Er wird keine diebisch veranlagte Kassiererin, keine schwerfällige Stenotypistin anstellen. Auf Zeugnisse von Privatpersonen, die aus bekannten Gründen selten die volle Wahrheit sagen, wird er nicht mehr angewiesen sein. Der Stellungsuchende wird sich das Gutachten eines Diagnoskopie-Instituts verschaffen müssen. Aus ihm wird er auch erfahren, zu welchem Berufe er sich besonders eignet. Es wird seltener Leute mit verfehltem Beruf geben. Natürlich abgesehen von denen, deren Beruf es ist, einen verfehlten Beruf zu haben. Auch Bisshy wird es nicht gelingen, „die Menschen zu bessern und zu bekehren". Aber vielleicht bietet seine Methode doch auch Anhaltspunkte für eine erziehliche Einwirkung. Sie ist also für den Pädagogen von bedeutendem Interesse. Auch die Strafrechtspflege kann durch sie gefördert werden, vorausgesetzt, daß man mit Vorsicht verfährt. Als Beweismittel kann das Psychogramm neben den anderen in Frage kommen. Ersetzen wird es sie nie. Und wie wäre es denn mit der Kunstkritik? Könnte man die Künstler nicht besser der Behandlung nach Bisshy unterwerfen? Leise Zweifel melden sich, ob hier das Gebiet einer in Kunstdingen doch zu wenig diffizilen Methode liegt. Lassen wir es in Kulturfragen vorläufig beim alten und beweisen wir Mut in Fragen des praktischen Lebens, dem ein brauchbares Hilfsmittel auf dem Gebiet der Charakter-Analyse höchst nottut.

Von der Trauer

Von Hermann Kienzl, Berlin

Unser Fluch ist nicht unser Sterben, ist das Sterbensehen, das Zurückbleiben. Fast jeder erfährt es.

Vernichtende Trauer schließt die Türen, verhängt die Fenster. Kein Hauch aus frohen Tagen dringt ein. Was dich, als du glücklich warst, am hellsten entzückte, das schmerzt am tiefsten. Freuden, einst mit dem geliebten Menschen genossen, hinterließen brennende Erinnerungen. Die Stätte, einst mit ihm besucht, das Buch, mit ihm gelesen, das Wort, von ihm erlauscht; im einsamen Wiedersehen und Wiederhören sind sie voll Qual. Zum Spotte wird der Gemeinplatz von der gütigen Natur, die alles Leiden sänftige. Es gibt einen Kummer, der scheucht sein Opfer aus Wald und Garten.

Das Leid gab ihm die Gabe des Gesangs, sagt Ibsens Skalde Jatgeir. Mancher ist verstummt im Unglück. Sein Schaffen und Formen war verankert gewesen in dem Empfangenden, — in einem Empfangenden! Mit dem Widerhall verhallte der Hall. Andere werden dir danken, sagen ihm die Leute ... Was sollen ihm die anderen, ihn, der sich — und dem die Welt zur Last ist?

* * *

Es war einmal ein Dichter. Ich kannte ihn als neunzigjährigen Greis. Nicht viele nennen heute seinen Namen: Karl Gottfried von Leitner. Neben Lenau ist er der innigste Lyriker des österreichischen Vormärz, und vielleicht hat kein zweiter Deutscher im spröden Kunstgeschmeide des Sonnetts solche Fülle der weichen Seele gebunden. Er hatte des Lebens Mittag überschritten, als ihn die Liebe fand. Neun Jahre später starb die Geliebte. Er war jetzt fünfundfünfzig Jahre alt. „Ich aber starr ins Leben wie vernichtet ..." Der Dichter schwieg. Dann — allmählich — sprossen wieder Blumen. Hatte er das Leid überwunden? Noch fünfundvierzig Jahre lebte Leitner. Er war ein freundlicher, gütig lächelnder Greis. Ein Einsamer. Nie hat er mit seinem Schmerz gespielt, nie einen unkeuschen Jammer den Menschen aufgedrängt. Aber die zartesten seiner spärlichen Altersgedichte sind — Asphodelosblüten. Der Siebzigjährige, der Achtzigjährige, trug den Kranz seiner Lieder hinaus zu ihrem Grab. „Mir ziemt's nur noch, daß ich die Stelle hüte." Er glaubte nicht, daß die Asche seine Gedichte hören könnte.

* * *

Eine Mutter kannte ich. Der ist der einzige Sohn im Krieg gefallen. Es spricht sich kurz aus — aber dreißig Jahre der Mutter- und Witwenschaft, dreißig Jahre, nur um des Kindes willen getragen, ja, das ganze treue, von Hingebung erfüllte Leben war nun um Sinn und Zweck betrogen. Man hatte Grund zu fürchten, die Frau werde in Wahnsinn fallen oder Selbstmord begehen. Grund zu fürchten? Eines nur ist Erklärung: Nicht mehr wissen ..

Kurze Wochen nach jenem Tag, an dem die Todesnachricht eingetroffen, sah ich Frau N. in der Oper. Sie hatte sich sehr verändert. Ihr Gesicht war ganz mager geworden und es zeigte jenen Zug der Schmerzen, den der Meißel in die Statue der Niobe grub. Doch schien sie mit gespanntem Eifer den Vorgängen auf der Bühne zu folgen. Und einmal sah ich sie sogar lächeln. Sie lächelte wie in guten Zeiten.

Später sagte sie zu mir: Ich fliehe! Ich fliehe vor mir selbst und vor den Menschen. Daß einer von ihnen mich ansprechen könnte, davor zittere ich. Mit mir allein, da ist es, als läge ich in einem grauenvollen Krampf. Ich fliehe in das Theater — und dort bangt mir vom ersten Augenblick an vor dem Ende der Vorstellung. Ich tauche unter in der anderen Welt, aber eine murmelnde Stimme folgt mir: Noch zwei Stunden, noch eine, noch eine halbe, dann ist es aus, dann bist du wieder dir selbst überlassen — und der langen Nacht ...

Eines Morgens fand man sie tot im Bette. Ein Hirnschlag war so barmherzig gewesen.

* * *

Trauer und Freude! Sie scheinen unversöhnliche Feinde. Die Trauer meint es in der Tat übel mit der Freude; die Freude hingegen ist eine listige Person. Sie schleicht sich in tränenvolle Herzen ein, und es kommt vor, daß der Trauernde an der Trauer sich mit Sehnsucht, mit Inbrunst, fast mit Freude sättigt . . .

Andere sind der wollüstigen Wehmut unfähig, dumpfe Verzweiflung legt eiserne Reifen um ihre Herzen, um ihre Stirnen. Wiederum andere — nicht die Seichten, die Vergeßlichen! — werden von den Wogen des Lebens und des eigenen raschen Blutes dahingerissen, daß sie durch neue Sphären taumeln. Aber es begleitet sie, wie ein leises, geheimes Pochen, ein trauriges Unterbewußtsein, oder sie fahren jählings auf und starren entsetzt: „Was lärmst du so und weißt doch, daß ich schlafe?"

Unendlich vielfältig sind die armen Menschenherzen. Erkühne sich keiner, den Schmerz des anderen nach den Bedürfnissen der eigenen Natur abzuschätzen und der Trauer ein Gesellschaftskleid anzumessen, ihr vereinbarte Formen anzubefehlen!

* * *

Die Gesellschaft erkühnt sich dessen. Sie maßt sich am Lebenden so vieles an, sie greift mit den Fingern des Gesetzes ein in die Rechte der schlagenden Herzen, und auch die Toten gibt sie nicht frei. Schreibt ihnen das Zeremoniell des Begräbnisses vor und ihren verlassenen Lieben die Farbe der Kleider. Wobei auffällt, daß man im westlichen Europa schwarz trauert, bei anderen Völkern weiß, bei anderen rot!

Man hat im Kalender Trauertage festgesetzt. Allerseelen und Totensonntag. Heute trauert! Heute ist's allgemeiner Brauch! Mich beschlich es immer schauerlich, wenn ich in Gilms Gedicht: „Stell' auf den Tisch die duftenden Reseden" zu der Stelle kam: „Ein Tag im Jahre ist den Toten frei." Ein Tag! Ein einziger Tag! Und der gilt dem Zweck, *sehenden* Augen das Gepränge der Trauer zur Schau zu stellen.

Entstanden sind die Trauer- und Gedenktage und das Zeremoniell des Todes doch wohl aus guter Absicht und aus weiser Erkenntnis der menschlichen Durchschnittsnatur. Klingt ein Ritornell (von Theodor Storm): „Dunkle Cypressen, die Welt ist gar zu lustig, es wird doch alles vergessen . . ." Gegen die Vergeßlichkeit rief man die Sitte zu Hilfe. Die Sitte ist ein kalter Totenwächter. Nur das Herz bewahrt Lebendiges.

* * *

Was nur die Sitte vorschrieb, hat die Frau Geheimrat, die ich meine, nach dem Tode ihres Sohnes pünktlich befolgt. Aber da war ein kleines Kind, des Sohnes Kind aus der „Mesalliance" mit einer unebenbürtigen Frau. Dieses Kind, des eigenen Kindes letztes Leben, ließ Großmütterchen niemals vor ihre Augen kommen!

Das gnädige Fräulein zählte die Tage gewissenhaft ab bis zum Ende des schicklichen Trauerjahres. Der beste Vater war's, der betrauert werden mußte. An demselben Tage, an dem der schwarze Schleier fallen durfte, wurde der erste Ball besucht.

* * *

Um die wahrhaftige Trauer eines Menschen hat sich ebensowenig ein anderer zu kümmern, wie um die Geheimnisse seiner Liebe oder Ehe. Bevor das nicht eisernes Gesetz wurde, spreche man nicht von Herzensbildung und Gesittung!

Noch heiliger als die Freude ist der Schmerz. Noch ruchloser die Verunglimpfung des Unglücks als des Glücks. Tausend Wege führen nach Golgatha. Hier sucht einer die schattenlose, steinige Straße, weil nur noch Pein ihm Lust macht. Dort kühlt einer die brennende Stirn im sanften Hauch des Schönen, sein Herz schwillt in unendlicher Wehmut. Laßt jeden sein Kreuz tragen, wie er es tragen kann — und tretet still zur Seite!

Wandlungen im Typus des Schauspielers

Von Franz Graetzer

Daß im Theater der Gegenwart (dessen Struktur in Jahren zum Zustand von heute gelangte, als welcher keineswegs ein Ruhezustand ist), so oft die Forderung erörtert wird, der Schauspieler solle wieder das primäre Element werden: diese Tatsache allein beweist, wie lange schon, wie lange auch unvermerkt, er es nicht mehr ist. Seine Standesvertretung, in den letzten anderthalb Jahrzehnten ziemlich ausschließlich von wirtschaftlichen Kämpfen beansprucht, vielleicht auch an sich nicht allzu sehr auf Sozialphilosophie eingestellt, hat, ohne sonderlich starken Widerspruch, nacheinander die — erst bei jeder jeweils nächsten „Dämmerung" laut betonte — Hegemonie des Bühnenbildners, des Regisseurs, des Trusts und Konzerns, der Verwaltungbehörde, schließlich der Besucherorganisation eintreten und, vielleicht, durch die neue Begriffbildung des „Prominenten" sich darüber hinwegtäuschen lassen, daß der Schauspieler schlechthin längst nicht mehr ist, was er war. Die Entromantisierung, die der Stand erfuhr, erschöpft sich eben nicht darin, daß gewerkschaftliche Errungenschaften ärgstem sozialen Elend das Ende setzten; Tarifwerk und Sterbekasse, Jahresvertrag und Eingliederung in den Afa-Bund sind wesentlich, aber nicht entscheidend. Entscheidend sind, allenfalls, die Folgen, die alle diese Dinge im Verein nach sich zogen, und entscheidend besonders ist der Umstand, daß die Umbildung einer Klasse ganz still, im großen Zug einer deutschen Gesamtumschichtung, verlaufen konnte. Am allerwenigsten für das Theater gab es ja eine Revolution, die datierbar wäre: keine des vierten, keine des fünften Standes. Evolution war hier Alles, und zwar Evolution zunächst in ein Bürgertum, das selbst, fast gleichzeitig, in Bestand und Wesen Schwankungen von heute noch schwerlich übersehbarem Umfang unterworfen ward.

Wie im Deutschen Bühnenverein auf eine kompakte Majorität von Ministerialräten, Oberbürgermeistern und Finanzdirektoren keine zehn mehr von Bühnenleitern alten Schlages und jener ungefähr noch erweislichen Abkunft von Emanuel Striese oder Harro Hassenreuter kommen, wie überdies eine ganz neue Art junger Intendanten im Aufstieg begriffen ist, so haben die Attribute auch ihrer darstellenden Mitglieder sich verändert. Radmantel, Schlapphut, Lavallier von ungeheuren Ausmaßen und phantastischen Formen sind dem modischen

Ulster, dem weichen Hemdkragen, der Sportmütze, der angeblich intellektualisierenden Hornbrille gar gewichen. Bis ins letzte Glied der Veteranen verschollen ist die Gestalt des Histrionen, der Wert und Gewicht darauf legte, auf weite Strecken und über ein Dutzend Tischreihen hin als Art- und Amtserbe des großen, legendären Pathetikers Otto Lehfeld erkannt zu werden. Der Schauspieler hat die äußerliche Romantik des jedem gesellschaftlichen Rahmen widerspänstigen Gehabens abgestreift, hat mindestens die vorletzten Merkmale des Fahrenden aus alten Tagen überwunden und seine Erscheinung im Straßenbild so weit normalisiert, daß kaum noch der vollere Stimmklang ihn von Vertretern anderer Berufe unterscheidet. Die wesentlichste Wandlung teilt er mit den übrigen Gestalten neuer Zeit: die Entwickelung zur Versachlichung. Noch der gepflegte Hofschauspieler von 1900 ist eine romantische Figur, mißt man ihn selbst am Filmstar von 1925.

Es liegt wirklich nicht nur an der dramatischen Literatur, sondern zumindest waltet Wechselwirkung zwischen den Künsten vor, wenn ganze Rollenfächer an der Auszehrung hinschwinden: nach dem stelzbeinigen „père noble", dem zierigen Lustspielbackfisch, der „Munteren", nun auch der „dicke Komiker" des Spießbürgerschwankes. Es lebt ein andersdenkendes Geschlecht: dem sich einzugliedern Daseinsnotwendigkeit den Schauspieler veranlaßt. (Kennzeichnend, wie sehr hier öfters der „fortschrittliche" Film nachhinkt.) Selbst der hartnäckigste Leugner des Entwickelungsganges in einen neuen Naturalismus wird nicht bestreiten können, daß, weit weg von den papierenen Schemen expressionistischer Ekstasen, der heutige Schauspieler den heutigen Menschen im Alltagsleben der Gegenwart aufsuchen muß. Und nun die erwähnte Wechselwirkung: als Reinhardt versuchte, den sechzigjährigen Halbe durch Ausgrabung seines bei der vorigen Schauspielergeneration besonders beliebten „Stromes" zu ehren, da gerieten die Hauptrollen an Darsteller, die sie einfach nicht mehr spielen konnten: an einen Schauspieler, der aus der Jugendbewegung kommt, und an eine junge Künstlerin, deren herbe Urwüchsigkeit keinen Weg zur verblasenen Typik von vorgestern zu finden vermag.

Soziologisch ist, zu gutem Teil, die Wandlung des schauspielerischen Typus begründet: in einen eben doch mittlerweile verbürgerlichten Beruf strömt Nachwuchs aus Schichten herein, zu denen vormals fast nur über Blachfelder von Entartung und Entwurzelung schmalspurige Wege führten. Gar manche junge Abenteuerlust, die früher Ableitung in die Romantik des bunten Tuches suchte, landet heute bei der Bühne; die Verbindung zur Hochschuljugend gestalten die theaterhistorischen Institute der Universitäten zunehmend enger; Katastrophen in Geschäftszweigen, in denen Prosperität besonders nüchtern zu errechnen war, legen Grenzschranken gegen den Theaterberuf hin nieder, der ehedem als fast einziger mit dem Verhängnis ewigen Ungesichertseins belastet schien. Viel Kämpferisches schaltet so sich aus der ersten Entwickelung des Einzelnen aus; abermals wird die Bahn zur Versachlichung freigelegt. Noch der gepflegte Hofschauspieler von 1900 ist auch eine rebellische Figur, mißt man ihn selbst am Anfänger des Wandertheaters von 1925.

Deshalb hat beileibe eine pessimistische Verallgemeinerung des gängigen Kennwortes „Darstellungbeamter" heutigentags kein größeres

Lebensrecht gewonnen. Vielmehr entscheidet hier, über Zeit und Zeitenwende hinaus, einzig die von Gregori festgelegte Begriffsprägung des schauspielerischen Naturells, das aus der Hoftheatersphäre so gut wie aus dem Vagantentum, aus Autodidaktenschaft nicht schwerer und nicht leichter als aus akademischem Bildungsgang seinen eigentümlichen, nur ihm verstatteten, Grenzen sprengenden Aufstieg zu nehmen vermag, überall gleichmäßig den an bare Handwerksübung verhafteten Durchschnitt hinter sich lassend. Nicht einmal der rein komödiantische Überschuß stirbt, wo er dergestalt im Naturell verwurzelt ist, aus, weil etwa der Klasse jetzt ermöglicht ist, statt im Straßengraben im Seebachstift oder vollends im eigenen Landhaus zu sterben. In erlauchten Einzelnen, mögen sie Max Pallenberg oder Sári Fedák heißen, blüht echter Urtrieb trotz aller Standeshebung und Besserung der Lebenshaltung. Bei der überwiegenden Mehrheit in der Mittel- und Unterschicht aber war betontes Komödiantentum längst schon Firnis, und wenn, auf der Grundlage mangelnden Eigenwuchses, ohnehin bloß zwischen zweierlei Maske und Kostüm die Wahl bleibt, so ist doch wohl adaptierte Bürgerlichkeit vor adaptierter Bohême zu bevorzugen.

Zu begrüßen ist schlechthin Alles, was hilft, den Schauspieler aus seiner spezialistischen Verengung, der selbst innerhalb der anderen Künste weitaus größten, zu lösen: Zustrom aus den Bereichen volkhafter Primitivität oder gesellschaftlicher Tradition; jegliche tiefere Berührung mit anderen Daseinsschichten, die niemals völlig ohne Eindrang neuer Elemente in den Gesichtskreis vor sich geht. Der Schauspieler, für dessen geistige Situation hier ja nicht etwa Männer wie Kayßler oder Gregori, sondern durchaus der Hamlet von Zittau und das Klärchen von Flensburg symptomatische Geltung haben, steckt ja doch ungleich tiefer in ständischer Eigenbrödelei, als sogar der Maler oder Musiker, und wird darin höchstens noch von einer Gattung Literat übertroffen, die, zum Glück, nahezu ausgestorben ist. Gerade wenn er es mit seinem Werdegang ernst nimmt, läßt ihm, und zwar in den für geistig-seelische Aufnahmefähigkeit entscheidenden Jahren, die Hetzjagd des Provinztheaterbetriebes, mit dem gemischten Spielplan und der — mindestens — einen neuen großen Rolle in jeder Woche, wahrhaftig keine Zeit, über eben diese Rolle und ihre äußeren Vorbedingungen weit hinaus zu trachten. Zwischen Probe und Vorstellung, im Kaffeehaus, über schwirrenden Kulissenklatsch weg, ein rascher Blick in die örtliche Zeitung, meistens nur bis in die Theaterkritik und dort bloß in die Zeilen über die eigene und der nächsten Fachanrainer Leistung; nachts, allenfalls, zum Einschlafen der „Neue Weg", dessen geistige Höhenlage ja bekannt ist; und im übrigen eine innere Verarmung, die im Wesentlichen unabänderlich bleiben dürfte, solange spätestens von Weihnachten ab alljährlich die bange Frage sich in den Vordergrund drängt, wohin der eigene neue Weg im nächsten Spieljahr führen und ob er nicht wieder durch Sommermonate völliger Erwerbslosigkeit sich schleppen werde. Der Umgang fast einzig Kollegen, hin und wieder neugierige Kleinbürger: je kleiner die Provinzstadt, desto trostloser gleichförmig. Vom Leben der anderen Volksschichten, der großbürgerlichen vor allen, deren Darstellung dann doch zwingend geraten soll, kein oder ein vag romanhafter Begriff.

Da war denn, angesichts so vorwiegender Daseinsfremdheit, selbst die bescheidene Erweiterung des Blickfeldes zu würdigen, die ein zeit-

weiliger Übergang in den Bank- oder Behördendienst während der Inflation manchem brachte. In den Egozentralismus einer Klasse, von schier ghettohafter Absperrung erzwungen, wird eine Bresche gelegt. Rekrutierung des Nachwuchses aus allerlei Seitenstraßen abseits der Schauspielschule tut ein Weiteres. Den Zwittertyp westberlinischer Mimenbrutanstalten löst der Freischärler im Schillerkragen, löst auch die vergeistigte garçonne ab. Das Bild des Provinztheaters, soweit seine Anfänger es bestimmen, wandelt sich recht erheblich ab.

Nicht stets zur reinen Augenblicksfreude des Regisseurs, dem Unbildung immer noch lieber als jede mögliche Verbildung ist. Ihm war zumeist die Naive, die den Courths-Mahler-Roman in der Garderobe hatte, bildsameres Material, als die Soubrette, die mit dem neuesten Wassermann-Band zur Probe kommt; und oft läßt ihn der jugendliche Darsteller in der seelischen Maske etwa von Hauptmanns Erich Spitta, bewaffnet mit allem Schwergeschütz Spenglerscher und Keyserlingscher Argumente, den (auch mit vierzig Lebensjahren) jugendlicheren zurückwünschen, dem, zum Selbstschutz in Bacchо et Venere, die Gage nur tagweise ausbezahlt werden konnte. Der wuchernde Freud-Komplex mindert jezuweilen die reine Freude, und gerade der Regisseur eines Zeitalters, das sich allzu laut rühmt, den Psychologismus überwunden zu haben, benötigt psychologische Universalität wie nie zuvor. Hilft sie ihm aber erst einmal endgültig zu der Einsicht, daß einzig eine Erneuerung vom spielenden Menschen her des Theaters erfrischte Lebenskraft bestätigen kann, so erleichtert sie ihm die Umstellung, ohne die, im allgemeinen Wandel der Dinge, auch sein Beruf das notwendige Gepräge der Berufung einbüßen müßte.

Im Buchenwald

Von Johannes Gaulke

Ich liege auf einem Berge. Weit über dem Getriebe der Menschen. Zu meinen Füßen das Meer. Eine unergründlich grüne Masse, über die weißgekrönte Wellen gleich leichtbeweglichen Schlangen hinweghüpfen. Ein ewiges auf und nieder. Das Meer pläschert und murmelt, als hätte es mir viel zu sagen.

Und über mir spannt sich das Himmelszelt. Ein einziges lichtes Blau. Kleine Wölkchen jagen lustig darüber hin wie mutwillige Kinder. Und die Sonne lacht dazu.

Ich lache mit, weil ich das Leben liebe, und die Jugend und die Schönheit.

Ich wandere ein Stück weiter —, in den Buchenwald hinein. Domstimmung. Eine seltsame Stimmung erfaßt mich. — Stimmungen, für die ich keinen Ausdruck finde. Ich denke an die Jugendzeit zurück. Als ich zum erstenmal eine Kirche betreten habe, da mochte ich ähnliches empfunden haben. Ich glaubte mich damals in einen Märchenwald versetzt, so feierlich war es dort. Dann hörte ich die Stimme des Predigers und den Chorgesang und ich fürchtete mich.

Als ich heranwuchs, steigerte sich das Furchtgefühl. — Weshalb ich mich fürchtete? — Aus religiösem Empfinden? Weil ich mich schlecht wähnte und den Zorn Gottes fürchtete? — Ich weiß es nicht. Es kann sein. Ich habe immer nur von einem strafenden Gott gehört.

Später habe ich über die Ammenmärchen gelacht.

Und dennoch bin ich das Furchtgefühl nicht losgeworden. Sooft ich eine gothische Kirche betrete, fühle ich mich eingeengt. Aber ich fürchte mich nicht mehr vor dem Unsichtbaren, sondern vor dem Sichtbaren.

Die Menschen wußten nichts mit dem Unsichtbaren anzufangen, darum errichteten sie — welch' ein Widerspruch! — Tempel zu seiner Verehrung. Sie nahmen sich den Buchenwald zum Vorbild. Aber es blieb Stückwerk. Der Wald hatte Raum für alle Götter, die Kirche immer nur für einen.

Die Menschen lauschten der Stimme des Predigers, weil sie die Sprache der Natur nicht mehr verstanden. Wer da Augen hat, zu sehen, der sehe! Aus jedem Stamm des Buchenwaldes spricht ein persönliches Leben ...

Dort strebt eine mächtige Buche in die Höhe, sie hat die Führung unter ihresgleichen übernommen. Narben und Risse bedecken ihren Körper. Es sind die Ehrenzeichen, die sie im Kampf mit den Elementen davongetragen hat. Der Blitz hat ihren Stamm zerrissen, der Sturm ihre Krone zersplittert. Sie hat aber dennoch gesiegt.

Hunderte wollen es ihr nachmachen. Kleine schlanke Stämme streben zum Licht. Der Nachbar sucht den Nachbar. Sie haben sich zu schwach im Lebenskampf erwiesen. Ein schüchternes Tasten von allen Seiten, ein schwacher Versuch sich zu umarmen, um sich zu halten und Kraft aus dem anderen Körper zu saugen. Die Rinde spaltet sich. Vergebens. Ein erneuter Versuch. Dann haben sie sich wie zwei Liebende gefunden.

Nicht lange, dann hat ein Unwetter sie wieder getrennt. Aber bald finden sie sich wieder. Stamm preßt sich an Stamm. Sie wühlen sich ineinander, ein Beben geht durch ihre Seelen, und ein neues Leben ist geschaffen.

Die Bäumchen, die sich suchten und endlich fanden, sind zu einem Baum geworden. Kaum erkennt man noch an ihren Wurzeln den verschiedenen Ursprung.

Und ein dritter und vierter schlingt sich um ihren Körper. Eine unbegrenzte Vereinigung. Das Urbild der Bündelsäule, der wir in Kirchen hier und da begegnen ...

Wie prächtig die Menschen die Natur nachgebildet haben! So schön, daß sie den Grund der Dinge darüber vergaßen. — —

Ein anderes Buchenpaar. Abseits, am Abhang des Waldes, wo man auf das weite Meer blickt. Sie haben lange um einander gekämpft, ehe sie sich besitzen durften. Zwei Fuß breit waren sie von einander getrennt, als sie dem Erdboden entsprossen. Nachdem sie die Manneshöhe erreicht hatten, war die Sturmflut über sie hinweggerollt und hatte ihre Stämme geknickt. Im Frühjahr wuchsen neue Triebe aus den alten Wunden ... Als sie sich berührten, da war der erste Spitzbogen fertig.

Und über ihm wuchs ein neuer Zweig. Er hatte die unverwüstliche Jugendkraft der Eltern geerbt, aber auch ihren Liebesdrang. Mit Ungestüm, war er auf eine andere Buche losgeschossen, die, hart am Rande stehend, von den rollenden Wogen fast entwurzelt war. Mit der Leidenschaft eines Liebenden hatte er sich in ihren Körper gebohrt, seiner Manneskraft bewußt. Nun konnten sie besser den Elementen trotz bieten... Der erste Strebepfeiler im Buchenwalde war vollendet...

Ich blicke nach oben, wo das Licht zwischen den Knorren und Zacken nur mühsam wie durch Butzenscheiben Eingang findet. Die Baumriesen verästeln sich mehr und mehr nach allen Richtungen, als hätten sie ein gewaltiges Dach zu tragen. Spitzbogen, Strebepfeiler, Kapitäle kehren wieder in den verschiedensten Konstruktionen, reicher und eigenartiger als Menschen sie ersinnen können.

Ein einziger unbegrenzter Raum in mystisches Dämmerlicht gehüllt. Domstimmung...

Ich beuge mich vor der Kunst des großen Baumeisters und mich beschleicht eine große Trauer über das Unvermögen der Menschen, die Natur in Unnatur verwandelt haben — aus Religion ...

Hier, in den weiten Hallen des Buchenwaldes fühle ich mich nicht bedrückt wie in dem Säulenwald des gothischen Domes. Hier höre ich nichts von einem strafenden Gott. Der Buchenwald hat Platz für alle Götter...

O, könntet ihr fühlen! Ihr würdet nicht beten in gemauerten Tempeln, die menschlicher Aberwitz erfunden hat.

Randbemerkungen

„Geistiges" aus Rußland und Amerika

Die „Deutschösterreichische Lehrerzeitung" berichtet von einer merkwürdigen Klage, die von der Witwe Lenins gegen Leo Tolstoi wegen Verächtlichmachung der Sowjetrepublik und der proletarischen Weltanschauung angestrengt worden ist. Da Tolstoi seit 13 Jahren tot ist, also am persönlichen Erscheinen behindert war, wurde er dem Strafantrage gemäß in effigie verurteilt. Das von höchster Sachkenntnis getragene Urteil des Moskauer Gerichtshofes lautet: „Leo N. Tolstoi, ehemaliger Offizier und Großgrundbesitzer, vor 13 Jahren verstorben, ist schuldig, Schriften verbreitet zu haben, welche die Weltanschauung der Bourgeoisie predigten. In anbetracht dessen, daß Tolstoi im Zeitalter der bürgerlichen Kultur lebte und Lenins große Ideen nicht kannte, beschließt das Gericht, daß aus allen öffentlichen und privaten Bibliotheken wenigstens diejenigen seiner Werke ausgeschaltet werden sollen, welche auf das Volk einen verderblichen Einfluß zu üben vermöchten. Darum werden diese seine Werke konfisziert und vernichtet werden. Das eingestampfte Papier muß dann zu neuem Papier verarbeitet werden für den Druck der Werke Lenins, Sinowjews und Bucharins."

Das ist deutlich gesprochen und zeugt von einem feinen Riecher für die Gefahr, die der „proletarischen Weltanschauung" aus der Verbreitung der Werke des Individualisten Tolstoi droht. So etwas ist natürlich nur unter der Knute der Sowjets möglich, wo der Staat die Vertreter einer ihm unbequemen Anschauung einfach hängen läßt. Aber mit Vorbehalt! Auch in anderen „freien" Ländern, wo sich der Staat das Bevormundungsrecht über seine Bürger in Sachen der persönlichen Lebenshaltung angeeignet hat, wird nach demselben Rezept regiert. Aus Amerika, dem Lande der unbegrenzten Verstiegenheiten, kommt die wunderliche Kunde, daß eine wohlweise Regierung in Washington nicht nur die Einfuhr, sondern auch den Neudruck solcher Werke der Weltliteratur verpönt hat, die geeignet sind, den Sinn für Moral und gute Sitten zu untergraben. Zu den „sittenlosen" Schriften gehören u. a. nach dem Ukas der amerikanischen Regierung die Erzählungen aus „Tausend und eine Nacht", Boccaccios „Dekameron" und Balzacs „Tolldreiste Geschichten". Ob auch Tolstoi auf den Index gesetzt worden ist, sagt der Bericht nicht. Die Entscheidung über das, was nach der puritanischen Sittlichkeitsanschauung Amerikas zulässig ist und was nicht, entscheidet ein zu diesem Zweck eingesetzter Zensor. Die Folge dieser sittlichen Reinigungsaktion wird sein, daß das Tätigkeitsgebiet der „bootleggers" (Schnapsschieber) sich in Zukunft auf die verbotene Literatur ausdehnen und die mit der Pro-

hibition einsetzende öffentliche und geheime Korruption ins Maßlose steigern wird. Der Schritt der amerikanischen Regierung bestätigt im übrigen die auch an dieser Stelle vertretene Ansicht, daß das nationale Alkoholverbotgesetz die Einleitung zu einer alle Gebiete umfassenden Verbotgesetzgebung ist, mit dem Endziel, die materiellen und geistigen Bedürfnisse der Staatsbürger zu schematisieren und diese auf das Niveau der Unmündigen herabzudrücken. Ein Versuch, der — gleichgültig, ob er in der „freien" Sowjetrepublik oder in der „freien" Bourgeoisrepublik unternommen wird — stets fehlschlagen muß und der nur dazu angetan ist, das unter der Diktatur des Polizeibüttels stehende Land in endlose Parteikämpfe zu stürzen.

Ausblick auf die nordamerikanischen Novemberwahlen

Gerade in den letzten Tagen sind Nachrichten aus den Vereinigten Staaten über die durch die Prohibition geschaffenen Zustände an uns gelangt, die nicht unbeachtet bleiben dürfen. Bei den republikanischen Senatsprimärwahlen in Pennsylvanien hat Mr. William Vare, dessen einzige Wahlparole „Milderung des Alkoholverbots" war, unter drei Bewerbern über zwei „Trockene" mit überwältigender Stimmenmehrheit gesiegt und zum Gouverneur desselben Staates wurde Mr. Beitlemann, ebenfalls ein „feuchter" Bewerber, gewählt. Das bedeutet eine offene Auflehnung gegen die Prohibition, deren Beibehaltung oder Aufhebung bei den Kongreßwahlen im November d. J. zu heftigen Kämpfen Veranlassung geben wird.

Bekanntlich tagte vor einigen Wochen dort drüben ein Senatsausschuß, vor dem Anhänger und Gegner des Alkoholverbots ihre Ansichten verfochten. Kurz vorher schon hatten bedeutende Zeitungen die Meinungen ihrer Leser eingeholt, die mit großer Majorität den Volstead-Act ablehnten. Den Erfahrungen der Prohibitionsgegner, durch unanfechtbares statistisches Material gestützt, konnte der Senatsausschuß sich nicht verschließen und er entschied nach schweren Kämpfen dahin, daß bei den nächsten, im November stattfindenden Wahlen das Volk über seine Stellung zur Prohibitionsfrage gehört werden wird. Der Gouverneur des Staates New York hat bereits am 19. d. M. ein Dekret unterzeichnet, laut welchem im November eine Volksabstimmung zu entscheiden haben wird, was die einzelnen Staaten innerhalb ihrer Grenzen als berauschende Getränke ansehen sollen. Das alles sind vorsichtige Fühler der Regierung, die um ihr Prestige kämpft, — eine Generalprobe für die Novemberwahlen.

Zurzeit greifen die „Trockenen" den Chef der Prohibitionsbehörde, General Andrews, wegen seiner versöhnlichen und einlenkenden Haltung scharf an und verlangen seine Absetzung. Man will die Gesetzmäßigkeit des von dem Senatsausschuß gefaßten Beschlusses gerichtlich anfechten, was wohl kaum glücken dürfte. Ein „nationales" Komitee von weiblichen Prohibitionsanhängerinnen hat sich gebildet, das angeblich gegen 14 Millionen wahlberechtigte Frauen hinter sich haben soll. Mit diesem machen die Schmuggler, die für ihr bisher so glänzend gehendes Geschäft fürchten, gemeinsame Sache. Der New Yorker Bundesanwalt Bruckner selbst fordert dringlichst eine Milde-

rung des Alkoholverbots, dessen Durchführung er für unmöglich hält. Die durch die Prohibition hervorgerufene moralische Verwilderung macht sich besonders unter der Jugend in erschreckender Weise bemerkbar. In der vielgelesenen amerikanischen Zeitschrift „Liberty" erklärt Mr. Franklin B. Fargo, daß die Prohibition die meiste Schuld an der Demoralisation der amerikanischen Jugend trage, die dem Alkohol gerade darum besonders huldige, weil er verboten ist. Im Jahre 1925 wurden in 28 000 Fällen wegen Vergehens gegen das Prohibitionsgesetz Geldstrafen im Gesamtbetrage von 7 680 000 Dollar verhängt und Gefängnisstrafen von insgesamt 4569 Jahren diktiert! Juristen, Arbeiterorganisationen, ja selbst geistliche Würdenträger verlangen die Aufhebung des Verbots. Nach den letzten Angaben der Prohibitionsbehörde existieren zurzeit 1 720 000 Brennereien, die 800 000 Gallonen Schnaps täglich produzieren, der zum Verkauf gelangt. Dazu kommt noch die Unzahl rein privater Brennereien. Man schmuggelt aus dem „trockenen" Amerika sogar schon alkoholische Getränke nach Kanada hinüber, natürlich zollfrei, was sie um so begehrter macht. Aus Schottland bezog Amerika im Jahre 1925 anderthalb Millionen Gallonen Whisky! Und da spricht man noch von „Trockenlegung"! Von dem für Industrie- und Medizinalzwecke mit behördlicher Genehmigung erzeugten Alkohol werden alljährlich ungefähr 15 Millionen Gallonen in das Schnapsgeschäft verschoben! Ein Mitglied des Repräsentantenhauses hat mitgeteilt, daß in Indianopolis 334 Kisten mit konfisziertem Schnaps spurlos verschwunden sind.

Und bei uns machen inzwischen Leute für das Gemeindebestimmungsrecht Stimmung, wenn auch wohl kaum mit nachhaltigen Erfolge. Der Versuch eines schlesischen Oberpräsidenten, sein ihm unterstelltes Gebiet wenigstens teilweise trockenzulegen, war eine lächerliche Komödie, auf die ja sehr schnell eine vernichtende Kritik folgte.

Zum Schluß sei noch erwähnt, daß vor ein paar Tagen drei Kriegsveteranen die Spitze der Freiheitsstatue im Hafen von New York erklommen und aus Ärger über den durch die Prohibition verschuldeten Tod der persönlichen Freiheit drei große Trauerschleier am Kopf des Standbildes befestigt haben. Nur mit Mühe konnten die Wächter den schwarzen Flor wieder entfernen.

Wenn zwei dasselbe tun ....

Ein mit einer humoristischen Ader versehener Volksgenosse hat bei der Abstimmung über die Fürstenenteignung in den Wahlumschlag drei Milliarden Inflationsnoten getan mit einem erläuternden Zettel, daß er es unternähme, die Ansprüche der Fürsten aus eigener Tasche zu bezahlen, um die Streitfrage endlich aus der Welt zu schaffen. Der Mann, der zweifellos die Lacher auf seiner Seite hat, hatte jedenfalls keine Ahnung von der Sträflichkeit seines Vorschlags. Ein anderer Volksgenosse aus Striegau wurde wegen eines ähnlichen Delikts zu einer Geldstrafe von 50 Mark verurteilt. Er hatte nämlich einen polizeilichen Strafbefehl über 20 Mark mit einem Zwanzigmarkschein, und zwar aus der guten, alten vorinflatorischen

Zeit beglichen! Die Polizei, die keinen Spaß versteht, stellte darauf Strafantrag wegen Lächerlichmachung von Staatseinrichtungen. Der Bösewicht wurde dem Antrage gemäß verknackt. Es ist noch nicht lange her, als deutsche Richter Tag für Tag die einstige Goldmark in beliebiger Verdünnung auf eine Rang- und Wertstufe mit der Inflationsmark setzten, mit der Motivierung, daß der Staat keine Garantie für die Kaufkraft der Mark übernommen habe. Wenn eine in Gold eingezahlte Hypothek in Papiergeld, das kaum ein Prozent der eingezahlten Summe betrug, ausgezahlt wurde, so fand man das ganz in Ordnung. Wenn jemand, der im Vertrauen auf die Mündelsicherheit der Kriegsanleihe sein Vermögen aufs Spiel gesetzt hatte und hinterher eine angemessene Aufwertung beanspruchte, wurde er als ein unkorrigierbarer Phantast mit seiner Forderung abgewiesen. Und wenn gar der Besitzer von alten, vorinflationistischen Banknoten vom Reiche die Einlösung in Gold forderte, wurde er als nicht zurechnungsfähig angesehen . . . Force majeure! Nur wenige wagten, gegen den gut aufgelegten Papiergeldschwindel Front zu machen. Es hat nicht nur die Moral, sondern auch das Recht einen doppelten Boden — und: quid licet Jovi, non licet bovi.

Börsenspiegel

Hinter den Bankkulissen

Von den Dingen, die sich zuweilen hinter den Kulissen der Bankwelt abspielen, erfährt das große Publikum im allgemeinen nichts; ab und zu dringt zwar einmal ein mehr oder minder unbestimmtes Gerücht an die Öffentlichkeit, von dem aber niemand recht weiß, wie weit es zutrifft, und einen Blick hinter die Kulissen haben nur wenige Eingeweihte zu tun Gelegenheit. Was sich freilich in diesem seltenen Falle manchmal offenbart, ist recht interessant . . .

Zum Beispiel auch, was die kleinen und die großen Eifersüchteleien der Banken betrifft. Denn auch Bankdirektoren sind Menschen, und eine Großbank ist nicht nur ein ganz unpersönlicher Verwaltungsapparat, eine Kapitalsanhäufung ohne eigentlichen Lenker der Kapitalmassen, sondern ein mehr oder minder von der Tätigkeit und den Fähigkeiten ihrer Vorstandsmitglieder abhängiges Gebilde. Vor dem Kriege hatten wir in Deutschland drei unbedingt führende Großbanken, die Deutsche, die Disconto-Gesellschaft und die Dresdner Bank. Seit ein paar Jahren aber haben wir noch eine vierte führende Großbank erhalten, die aber keineswegs darum an vierter Stelle steht, sondern ungefähr an erster, und das ist die Darmstädter-Nationalbank. Die Deutsche Bank ist groß geworden durch Leute wie Siemens, Steinthal, Gwinner, Wallich, Mankiewitz, die Disconto-Gesellschaft durch Hansemann und Salomonsohn, die Dresdner Bank durch Eugen Gutmann. So hatte jede Bank ihre Leute, die sie zu etwas gemacht haben, und die Darmstädter ist groß geworden durch Jakob Goldschmidt.

So etwas liebt man nicht. Man sieht es nicht gern, wenn plötzlich jemand auftritt, große Geschäfte macht, sein Institut in die Höhe

bringt und es den anderen schwer macht, Schritt mit ihm zu halten. So etwas betrachtet man zwar nicht gerade als unlautere Konkurrenz, aber viel besser ist es ebenfalls nicht, und wenn man es auch nicht direkt verhindern kann, so sucht man diese Entwicklung auch nicht gerade zu fördern.

Bei der Mehrzahl unserer Großbanken sind heute die leitenden Männer ältere, etwas bequem gewordene Herren, die keinen allzu großen Ehrgeiz mehr haben. Es fehlt ihnen die Initiative, der Betätigungsdrang. Sie sind an das Leben als Bankdirektoren gewöhnt und finden es ganz schön so; zumal es ohnehin genug Arbeit bietet, auch ohne daß man eine besondere Tatkraft, einen übernatürlichen Betätigungsdrang entfaltet. Nur der leitende Direktor der „Danatbank" ist noch keineswegs sonderlich saturiert in bezug auf Arbeit und Betätigung; denn er ist ja auch noch gar nicht so lange Direktor einer Großbank. Als Direktor der Nationalbank für Deutschland war er immerhin doch nur der Leiter eines Mittelinstituts; zu einer Vollgroßbank hatte er die Bank erst durch die spätere Verschmelzung mit der Darmstädter gemacht, und dann kam die Inflationszeit, kamen die wenig erfreulichen Jahre des Übergangs, der Deflationskrise, der Stinnes-Affäre, an der die Danatbank besonders stark interessiert war, und erst seit kurzem kann Herr Goldschmidt eine eigentliche Wiederaufbautätigkeit entfalten.

Das geschieht denn auch bei der Danatbank in weitgehendem Maße, sie hat große Verbindungen im Auslande angeknüpft, sie war die erste, die mit amerikanischen Bankfirmen eine Investment Corporation für deutsche Effekten ins Leben gerufen hat, sie ist die Führerin des Konsortiums für die Übernahme der Anleihe der Vereinigten Stahlwerke, und überall hört man von neuen Plänen, von neuen Geschäften und Projekten des rührigen Instituts, dessen Leiter von einem außerordentlichen Schaffenseifer beseelt ist. Ohne Rücksicht darauf zu nehmen, daß die „Gefahr" dadurch besteht, die anderen Banken könnten überflügelt werden.

Die Danatbank aber braucht für die verschiedenen bei ihr noch schwebenden großen Projekte eine gute Börsenstimmung, und so wurde von anderer Seite versucht, die günstige Verfassung der Börse bis zu einem gewissen Grade zu unterminieren. Wie macht man so etwas? Am einfachsten durch eine künstliche Geldknappheit, und eine solche wurde durch verschiedene Institute hervorgerufen. Ganz besonders durch die Reichs-Kredit-Gesellschaft. Dieses Institut, über dessen Existenzberechtigung man sich nicht recht klar ist, spielt in der deutschen Bankwelt eine ganz eigenartige Rolle. Es stellt eine Bank des Reichs dar, eine Bank, die mit Reichsmitteln arbeitet, und deren sämtliche Aktien sich im Besitze des Reichs befinden. Was die eigentliche Aufgabe der Reichs-Kredit-Gesellschaft ist, weiß indessen niemand genau. Will das Reich zur Hebung seiner Finanzen Börsen- und Bankgeschäfte machen, weil es sich einen Nutzen davon verspricht? Will es lediglich durch die Reichs-Kredit-Gesellschaft flüssige Gelder des Reichs, auch der Reichspost und Reichsbahn, in besserer und sachgemäßerer Weise anlegen, als es früher durch die Ausleihung dieser Gelder an die Herren Kutisker, Michael und Barmat geschah? All das sind Fragen,

die sich so leicht nicht beantworten lassen; aber es steht auf alle Fälle fest, daß die Leitung der R. K. G. sehr stark zur Kritik herausfordert.

Einen merkwürdigen Eindruck mußte es bereits machen, daß das Institut es ungeachtet wiederholter Aufforderungen ablehnte, sich der Stempelvereinigung anzuschließen, in der sämtlich Berliner Großbanken und ersten Bankhäuser vereinigt sind. Ganz bewußt und betont stellte man sich bei der R. K. G. außerhalb der übrigen Bankwelt. Nun aber geschah das Sonderbare; man nahm es nichtsdestoweniger der Darmstädter-Nationalbank als Führerin des Übernahmekonsortiums der Vereinigten Stahlwerke-Anleihe übel, daß die R. K. G. nicht zu dem Geschäft hinzugezogen worden war. Man war also gewissermaßen zum Eintritt in einen Klub aufgefordert worden, hatte dankend abgelehnt, war aber kurz darauf „beleidigt", als man zum Klubessen nicht eingeladen worden war. Eine sonderbare Logik! Und weil man beleidigt und verärgert war, suchte man die Politik der Danatbank zu durchkreuzen und auf den Geldmarkt ungünstig einzuwirken.

Gewiß darf jedermann diejenige Tendenz verfolgen, die er für richtig hält. Ob jemand seine flüssigen Gelder an der Börse ausleiht oder nicht, ist ebenfalls durchaus Privatsache; wenigstens bei einem Privatbankier oder Privatbankinstitut. Anders wird die Sache freilich im gleichen Augenblick, wo es sich um öffentliche Gelder, um Steuergelder der Allgemeinheit handelt, die der Gesamtheit nicht vorenthalten werden dürfen, weil irgendwo irgendwelche Fauteuilstreitigkeiten entstanden sind, und weil irgendwo irgendwer sich zurückgesetzt fühlt. So etwas darf wirklich nicht vorkommen, und wenn es dennoch geschieht, so wirkt es begreiflicherweise fatal, und es ist ein sehr wenig erhebender Eindruck, den man von solchen Vorgängen erhält.

Zu diesem Thema ließe sich noch mancherlei sagen: Zum Beispiel, geht es uns wirklich in Deutschland so gut, daß wir es uns erlauben dürfen, einen internen Kampf hinter den Kulissen der Bankwelt aufzuführen? Heute ist in der deutschen Wirtschaft eine Zeit des Wiederaufbaus und gleichzeitig des Zusammenschlusses. Zur Erhöhung ihrer Rentabilität schließen sich die verschiedensten Betriebe zusammen, die früher scharfe Konkurrenten waren; überall herrscht der Gedanke der Rationalisierung, der Ausschaltung jeder überflüssigen Konkurrenz, der Betriebsvereinfachung, des Zusammengehens in Konventionen, Trusts und Syndikaten. Aber gerade ein Reichsinstitut ist es sonderbarerweise, das keine derartigen Grundsätze und Richtlinien kennt, und das ist das besonders Bedauerliche an diesem Falle. So sonderbar, daß man sich die Frage ernstlich vorlegen muß: Sind Reichsmittel dazu da, die Wirtschaft zu schädigen oder sie zu fördern? Und zweitens: Hat ein derart geleitetes Institut eine innere Existenzberechtigung? Und endlich: Haben die Fälle Seehandlung-Kutisker und so weiter nicht gerade genügt? Muß es denn immer wieder unliebsames Gerede mit unseren Staats- und Reichsbankinstituten geben? Florian.

Für den redaktionellen Teil verantwortlich: Dr. Heinrich Ilgenstein, Charlottenburg.
Für den geschäftlichen Teil verantwortlich: Paul Lentz, Berlin W 30, Motzstr. 11.
Druck: Paß & Garleb A.-G., Berlin W 57, Bülowstr. 66.

46. Jahrgang

Tägliche Rundschau

Unabhängige Zeitung für nationale Politik,
mit Unterhaltungsblatt für
die Gebildeten aller Stände

Herausgeber:
D. Bruno Doehring und Heinrich Rippler

Die große nationale Tageszeitung.

Die Zeitung der Gebildeten und der deutschen Familie.

*

Trotz aller Reichhaltigkeit ihres Inhalts ist die Tägliche Rundschau mit dem monatlichen Bezugspreis von nur 3 Gm. (zuzügl. Postbestellgeld) bei *täglich 2maligem Erscheinen* die

billigste der großen Berliner Tageszeitungen.

Probenummern liefert kostenlos

Geschäftsstelle der Täglichen Rundschau
Berlin W 57, Bülowstraße 66

Fernsprecher: Nollendorf 8120—8123
Telegrammadresse: Rundschaudienst

*

SEP 24 1926

DIE GEGENWART

POSTVERTRIEB AB BERLIN

ZEITSCHRIFT FÜR LITERATUR, WIRTSCHAFTSLEBEN U. KUNST

HERAUSGEBER: HEINRICH ILGENSTEIN

L[illegible]
[illegible]

AUS DEM INHALT:

Sieben Jahre Reichsverfassung Von Mentor
Deutsche Trustriesen Von Hugo Nansen
Frankreichs Trachten nach der Rheingrenze Von Richard Förster
Eine Frauenrechtlerin vor hundert Jahren Von Paul Wittko
Erfindernöte Von Arved Jürgensohn
Bilder aus Griechenland Von Julius K. von Hoeßlin

Randbemerkungen
Ein Erinnerungsbuch / Heiliges Land im Bilde
Eine christlich-sozialistisch-kommunistische Einheitsfront
Wem gehört der Nordpol?

Börsenspiegel

AUGUSTHEFT 1926 / JAHRGANG 55
VIERTELJÄHRLICH 3 HEFTE
HEFTPREIS M. 0.30

VERLAG: GEGENWART G·M·B·H / BERLIN W 57
BÜLOWSTRASSE 66

Die Gegenwart

55. Jahrgang | Auguſtheft | 55. Jahrgang

Sieben Jahre Reichsverfaſſung

Von Mentor

„Man muß die Nation daran gewöhnen, ihre eigenen Geſchäfte zu verwalten.“ Dieſen Gedanken, der der Einheitsſehnſucht des deutſchen Volkes Ausdruck gibt, hatte der von ſeinen eigenen Standesgenoſſen arg verketzerte Freiherr von Stein vor mehr als hundert Jahren geäußert. Kurz vor Beginn der Befreiungskriege ſchien es, als wäre die Einheitsſehnſucht unſeres Volkes in einen ſtarken Einheitswillen umgeſchlagen. Aber der Wille der deutſchen Fürſten, für die Deutſchland nur als geographiſcher Begriff galt, hatte alle Aſpirationen des Volkes niedergerungen. Es blieb nach ſeiner Befreiung aus den Fängen des fremden Eroberers alles beim Alten; ja die Territorialmächte waren auf dem Wiener Kongreß, auf dem die Vertreter des Volkes nicht mitberaten durften, in ihre alten Rechte wieder eingeſetzt und mit neuen Vollmachten ausgeſtattet worden.

Deutſchland war zum Geſpött des Auslandes geworden. Grabesruhe breitete ſich über die deutſchen Länder aus. Wer der Einheitsſehnſucht des deutſchen Volkes Ausdruck gab, wurde als Hochverräter unter Anklage geſtellt. Aber die Weltgeſchichte läßt ſich nicht rückwärts revidieren. Die deutſche Einheit mußte ſich aus dem Stadium der Schwärmerei in das der Wirklichkeit umſetzen. Zwar anders und mit anderen Mitteln als die Führer es ſich gedacht hatten, aber die Idee als ſolche ſetzte ſich allen Widerſachern zum Trotz durch.

Aus dem letzten dynaſtiſchen deutſchen Kriege, der den deutſchen Staatenbund zertrümmerte, ging der norddeutſche Bundesſtaat unter Preußens Führung hervor. Das war die erſte Etappe zum deutſchen Einheitsſtaat. Die zweite brachte uns der deutſch-franzöſiſche Krieg. Mit unſäglichen Mühen, immer gegen die Sonderbeſtrebungen der Fürſten ankämpfend, hatte Bismarck das Deutſche Reich gezimmert, das ſeiner Form nach nur ein Fürſtenbündnis war mit einzelnen einheitlichen Einrichtungen und einem gemeinſamen, in ſeinen Befugniſſen aber höchſt beſchränkten Oberhaupte. Es gehörte die Tatkraft eines Bismarck, der den Konſtruktionsfehler ſeiner Schöpfung wohl kannte, aber nicht ausmerzen konnte, dazu, um es zuſammenzuhalten.

Der Niedergang des Kaiſerreichs ſetzte daher mit dem Abgang Bismarcks ein. Es hat ſeinen Schöpfer nur zwanzig Jahre überlebt. Wir haben uns heute genügend von den Dingen diſtanziert, um den Zuſammenbruch mit ſeinen unliebſamen Nebenerſcheinungen als ein unvermeidlich hiſtoriſches Geſchehen zu bewerten. Es wäre auch ein müßiges Beginnen, die Schuldfrage an dem Zuſammenbruch aufzuwerfen und die ſittliche „Berechtigung“ der Revolution erneut zu prüfen. Wir haben uns lediglich mit den Tatſachen abzufinden. Das Volk hat ſich mittlerweile — um mit Freiherrn von Stein zu ſprechen — daran gewöhnt, ſeine eigenen Geſchäfte zu verwalten, zutreffender: durch ſeine erwählten Vertreter verwalten laſſen.

Unter der neuen Reichsverfassung haben sich die Zustände in einer verhältnismäßig kurzen Zeit soweit konsolidiert, daß ein neuer Zusammenbruch des Reiches nicht mehr zu befürchten ist, noch eine gewaltsame Änderung der Verfassung. Nachdem am Ausgange des Krieges die alten Träger der Macht gänzlich versagt hatten, war damit auch die Monarchie als Staatsform begraben. Die Republik hat in den sieben Jahren ihres Bestehens vielen Angriffen von innen und außen standgehalten. Manchmal schien es, als wollten sich unter dem Druck des Auslandes alle staatlichen Bande auflösen; die französischen Machthaber arbeiteten zielbewußt auf eine Auflösung des Reiches hin; im Innern rangen die Parteien, sich oft der skrupellosesten Mittel dabei bedienend, um die Macht im Staate; trotz alledem ist das Reich unversehrt geblieben. Zwei Männer, der eine von links, der andere von rechts kommend, beide getrennt durch Tradition und Weltanschauung, haben dadurch, daß sie sich als Reichspräsidenten restlos in den Dienst des Vaterlandes gestellt haben, die Konsolidierung der Republik gewaltig gefördert und den republikanischen Gedanken selbst in den Kreisen, die der neuen Staatsform anfänglich ablehnend gegenüberstanden, vertieft.

Wir wissen, daß der deutschen Republik manche Schönheitsfehler anhaften, die sich u. a. in dem unsäglich beschämenden Zank um die Reichsflagge dokumentieren. Die Väter der Weimarer Reichsverfassung haben durch den Flaggenwechsel eine neue Spaltung in unser schon ausreichend von Parteileidenschaften zerrüttetes Volk getragen, die hätte vermieden werden können. Aber auch der Konstruktionsfehler, an dem das Kaiserreich zu Fall gekommen ist, ist durch die neue Verfassung nur mangelhaft beseitigt worden. Die Fürsten sind gefallen, aber nicht die Vaterländer! Mit unbegreiflicher Eifersucht wachen selbst die kleinsten Länder, deren staatliche Selbständigkeit nicht durch Stammeigenart, sondern lediglich durch dynastisches Interesse bedingt war, über ihre Sonderrechte. Wir wollen nicht einer Zentralisierung nach Art der französischen Republik das Wort reden; das Zusammenlegen der kleinen und kleinsten Staatsgebilde zu autonomen Reichsprovinzen drängt sich uns jedoch aus volkswirtschaftlichen Gründen als staatliche Notwendigkeit auf. Auch Preußen und die Mittelstaaten müßten in Deutschland aufgehen, um die Reichseinheit de facto herzustellen. Erfreulicherweise stehen der „Verreichlichung" der Länder keine Hemmnisse in der Verfassung gegenüber. Umso schroffer lehnt der deutsche Partikularismus, der sich in die Republik hinübergerettet hat, eine zeitgemäße Reform des Reichsbaues ab. Die restlos durchgeführte Reichseinheit ist der einzige Garant der deutschen Freiheit und Unabhängigkeit.

Diese Überzeugung muß sich Bahn brechen. Das Traditionsgefühl ist in dieser Beziehung ein schlechter Berater. Eine Rückkehr zur Vielstaaterei gibt es ebenso wenig, wie die Rekonstruktion des fürstlichen Absolutismus. Derjenige erweist dem Vaterlande einen schlechten Dienst, der die Geister der Vergangenheit heraufbeschwört. Neue Aufgaben erfordern neue Mittel zu ihrer Durchführung. Wir schließen uns dem Wort des Reichskanzlers Marx an: „Die Weimarer Verfassung bietet die Plattform, auf der allein der Wiederaufbau unseres Vaterlandes vor sich gehen kann!"

Deutsche Trustriesen

Von Hugo Nansen

Wenn deutsche Professoren ein Wirtschaftswunder entdecken wollen, reisen sie nach Amerika.. Indessen vollziehen sich in Deutschland wirtschaftliche Veränderungen, die viel wunderbarer sind als die amerikanische Serienfabrikation.. Diese ist nur möglich in einem Lande, das der Mechanisierung der Produktion durch das Vorhandensein einer gewaltigen wohlhabenden Abnehmerschicht unbegrenzte Möglichkeiten bietet. Was sich aber in Deutschland vollzieht, ist der Existenzkampf einer Wirtschaft, die an Kapital und Absatz Not leidet, deren ungebrochener Wille aber trotzdem neue Wege beschreitet, auf denen er sich wieder aufwärts zu ringen hoffen darf. Amerika vollbringt Wunder, indem es einem aufnahmebereiten Konsum seine Produktion anpaßt und durch die Vermehrung der Produktion Verbilligungsmöglichkeiten schafft, die neue Nachfrage und neue Kaufkraft erzeugen. In Deutschland dagegen entstanden Riesenbetriebe auf der Basis einer geschwächten Kapitalkraft, einer verminderten Kaufkraft des inneren Konsums und einer Produktionslage, die nicht Ausdehnung, sondern Einschränkung der Betriebe erforderlich macht. Und doch sind gerade aus dieser Einschränkung, aus der durch die Not erzwungenen Konzentration, Unternehmungen emporgewachsen, die an äußerer Macht und innerer Kraft hinter den größten amerikanischen Trustgebilden nicht mehr wesentlich zurückbleiben. Das ist das deutsche Wirtschaftswunder, das das Ausland mit Erstaunen wahrnimmt, das aber in Deutschland selbst noch viel zu wenig Beachtung gefunden hat.

Schon einmal ist in Deutschland in der schwersten wirtschaftlichen Not aus der Konzentration der Betriebe die Rettung gekommen. Während der schlimmsten Inflation zimmerte Hugo Stinnes die Rheinelbe-Siemens-Schuckert-Union zusammen, und nach seinem Vorbilde vollzog sich überall die Finanzierung der ihrer flüssigen Substanz beraubten Unternehmungen auf dem Wege des Zusammenschlusses zu vertikalen Trusts. Verschiedenartige Unternehmungen, Kohlengruben, Eisenwerke, Automobilfabriken, Banken und Seeschiffahrtsgesellschaften verschmolzen sich zu einem Konzern, allein verbunden durch die gemeinsame Finanzierung mit Hilfe der Konzernkredite und — mehr äußerlich als innerlich, und übrigens durchaus nicht überall — durch die Teilnahme an der Umwandlung der Rohstoffe in differenzierte Fertigfabrikate. Der Vertikaltrust verband die verschiedenen Produktionsstufen dadurch, daß er sie alle an eine geld- oder kreditbeschaffende Konzernleitung ankuppelte. Aber als nach der Stabilisierung die vertikalen Trusts den Kredit nicht mehr von einer unbeschränkt geldschaffenden Reichsbank herbeiholen konnten, zerfielen sie sehr bald. In der Periode der Deflation, die durch feste Währung, aber knappes Geld gekennzeichnet ist, erwiesen sie sich als unwirtschaftlich und schwach, weil eine ausreichende Finanzierung der verschiedenartigen Betriebe aus der zentralen Konzernquelle nicht mehr möglich war. Aber wenn damals vielfach die Ansicht ausgesprochen wurde, daß damit auch in der Konzentration und Vertrustung der deutschen Industrie ein Stillstand eintreten müßte, so erwies sich das als ein fundamentaler Irrtum. Gerade die Auswirkungen des Übergangs von der Inflation zur

Deflation, an denen zuerst der Stinnestrust und viele der ihm nachgebildeten vertikal aufgebauten Trustgebilde zusammengebrochen sind, gab der industriellen Konzentrationsentwicklung einen neuen, gewaltigen Anstoß. Nur waren es jetzt die horizontalen Trusts, die sich zu beherrschenden Organisationen in den wichtigsten deutschen Industriezweigen zusammenballten. Charakteristisch für den Horizontaltrust ist die Zusammenfügung gleichartiger Unternehmungen, die — anders als in den vertikalen Trusts — zu einer festen Verschmelzung und zuletzt zu einer Monopolbildung führt. Die beiden größten Repräsentanten dieser neuen horizontalen Trustbildung sind in der chemischen Industrie die J. G. Farbenindustrie, der deutsche Farbentrust, und die Vereinigte Stahlwerke A. G. der führende deutsche Montantrust.

Nach dem Emporwachsen dieser beiden Trustriesen muß das alte Schlagwort, daß das Kartell die deutsche, der Trust die amerikanische Form der industriellen Monopolbildung sei, als überholt und veraltet angesehen werden. Gegenüber der verschärften Kapital- und Kreditnot der Deflationsperiode, gegenüber der Notwendigkeit, den in der Inflationszeit infolge der Flucht in die Sachwerte übersteigerten Produktionsapparat abzubauen und ihn der verkleinerten flüssigen Kapitaldecke der Unternehmungen anzupassen, erwiesen sich, ebenso wie die Vertikaltrusts, auch die Kartelle als unzureichende Organisationsformen. Das Kartell hat allerdings nicht nur die Aufgabe, die Preisgestaltung zu regeln, sondern es kann und soll auch die Produktion den vorhandenen Absatzmöglichkeiten anpassen, also auch Produktionseinschränkungen anordnen. Aber diese Einschränkungen vollziehen sich in der Regel so, daß jedes dem Kartell angeschlossene Einzelunternehmen seine Produktion um einen bestimmten Prozentsatz verringert. Diese Art der Produktionseinschränkung führt nicht zur Verbilligung der Produktion, sondern pflegt sie sogar zu versteuern. Wenn man Betriebe allzu sehr verkleinert, indem man ihre Belegschaften gleichmäßig reduziert, erhöht man meist die Unkosten anstatt sie zu vermindern. In dem Kalisyndikat hat man allerdings mit Erfolg den Weg beschritten, die nicht genügend rationell arbeitenden Betriebe ganz stillzulegen und nur die technisch vollkommensten weiterarbeiten zu lassen, die Besitzer der stillgelegten Betriebe aber an den Gewinnen der weiterarbeitenden teilnehmen zu lassen. Was sich in der relativ einfachen Kaliförderung ohne allzu große Reibungen (allerdings auch nur durch Eingreifen des Staates) durchsetzen ließ, erscheint für andere, differenziertere Industriezweige unmöglich. Eine Rationalisierung der Gesamtindustrie durch Stillegung aller nicht genügend rentablen Betriebe und Betriebsteile und durch Fortführung nur der technisch vollkommensten Betriebe scheint in der Regel nicht durchführbar zu sein ohne eine viel weitgehendere Besitzvereinigung, als sie ein Kartell darstellt. Ein Kartell kann die Erträge nach bestimmten Quoten unter die Einzelunternehmungen verteilen. Aber das Eigentum an den Einzelunternehmungen verbleibt den bisherigen Besitzern. Der Trust wirft auch dieses Eigentum in eine gemeinsame Schüssel, aus der die früheren Einzelunternehmungen auf Grund von vornherein festgelegter Gewinnverteilungsregeln gespeist werden. Indem der Trust das volle Eigentumsrecht an dem gesamten Produktionsapparat erhält,

kann er dieses nach den Grundsätzen schärfster Rationalisierung bewirtschaften und dadurch die Gesamterträge auf ein Maximum steigern, die Gesamtunkosten auf ein Minimum verringern. Im Dienste dieser durch die schwerste Kapitalnot erzwungenen Rationalisierung sind die neuen deutschen Trustriesen, deren größte der Ruhrmontantrust und der Farbentrust sind, emporgewachsen.

Die Vereinigte Stahlwerke A. G. ist durch den Zusammenschluß von sieben führenden Montankonzernen entstanden. Drei von ihnen, die Deutsch-Luxemburgische Bergwerks- und Hütten-A. G., die Gelsenkirchener Bergwerks-Aktiengesellschaft und der Bochumer Verein für Bergbau und Gußstahlfabrikation, gehörten früher dem Stinneskonzern an, sind als Rheinelbe-Union heute noch eng miteinander verbunden und stehen außerdem mit dem Siemens-Schuckert-Elektromontankonzern auf Grund früherer Vereinbarungen in Fühlung. Von dem 800 Millionen M. betragenden Aktienkapital des Ruhrmontantrusts befinden sich 316 Millionen M. im Besitz der Rheinelbe-Union, die dafür ihre sämtlichen Bergwerke, Hochöfen und Eisenabteilungen in den Trust eingebracht hat. Die Führung in den Vereinigten Stahlwerken scheint allerdings nicht sie, sondern die Thyssengruppe übernommen zu haben, die ebenfalls fast ihren gesamten Montanbesitz in den Montantrust überführt und dafür für 208 Millionen M. Aktien des Trusts übernommen hat. Ebenso groß ist der Anteil der Phönixgruppe, während die Rheinischen Stahlwerke, die ihren Zechenbesitz im wesentlichen behalten haben, nur 68 Millionen M. Trustaktien besitzen.

Die monopolartige Stellung des Ruhrmontantrustes zeigt sich vor allem in seinen Beteiligungsziffern an den verschiedenen Eisensyndikaten. Er erreicht mit 14 Hochöfenwerken und 63 Hochöfen (das ist der dritte Teil aller deutschen Hochöfen) eine Jahresleistungsfähigkeit von neun Millionen Tonnen Roheisen, von denen er sieben Millionen Tonnen in seinen eigenen Stahl- und Walzwerken weiterverarbeitet. Am Roheisenverband ist der Montantrust mit 34 v. H., an der Rohstahlgemeinschaft jetzt mit 48 v. H., am A-Produktenverband mit 40,3 v. H., am Stabeisenverband mit 32,5 v. H., am Röhrenverband mit 50,2 v. H., am Bandeisenverband mit 49,1 v. H. und am Grobblechverband mit 35,3 v. H. der Gesamtproduktion beteiligt. Da die Vereinigten Stahlwerke aber mit Erfolg bestrebt sind, weitere Unternehmungen, und vorzugsweise solche mit erheblichen Quoten in den Eisen- und Kohlensyndikaten sich anzugliedern (Stummkonzern, Charlottenhütte, Rombacher Hüttenwerke), so wird ihr Einfluß sehr bald noch größer und in den wichtigsten Kartellen zum beherrschenden werden. Sie besitzen ferner eine sehr erhebliche eigene Kohlenbasis, da sie in 151 eigenen Schächten 25 Millionen Tonnen Steinkohlen im Jahre 1925 förderten und am Rheinisch-Westfälischen Kohlensyndikat mit einer Quote von 34,7 Millionen Tonnen oder 21,6 v. H. der Gesamtproduktion beteiligt sind. Dazu verfügen sie noch über große eigene Erzfelder, Kalkstein-, Quarzit- und Tongruben.

Nach dem Vorbilde der Vereinigten Stahlwerke A. G. haben sich die führenden deutsch-oberschlesischen Montanunternehmungen zu den Vereinigten Oberschlesischen Hüttenwerken zusammengeschlossen. Die drei Gründer dieses oberschlesischen Montantrusts sind die Linke-Hofmann-Lauchhammer A. G., die von dem 30 Millionen M. betragenden

Grundkapital der Trustgesellschaft fast 15 Millionen M. übernimmt, die Oberschlesische Eisenbahnbedarfs-A. G. (Oberbedarf), die für fast 7½ Millionen M. Aktien erhält, und mit dem gleichen Aktienanteil die Donnersmarckhütte. Auch diese drei Konzerngesellschaften haben ihre gesamten Hochöfen-, Stahl- und Walzwerke, Kohlengruben und weiterverarbeitenden Betriebe in die Trustgesellschaft eingebracht. Bei diesem Trust ist allerdings, im Gegensatz zu der Vereinigten Stahlwerke A. G. der Einfluß des preußischen Staates recht erheblich, da dieser nicht nur einige wenige Aktien besitzt, sondern die Trustgesellschaft auch den größten Teil der Schuld der Linke-Hofmann-Lauchhammer A. G. an die Seehandlung in Höhe von 36 Millionen M. übernommen hat.

Die Rheinischen Stahlwerke bilden ein Bindeglied zwischen der Vereinigte Stahlwerke A. G. und der J. G. Farbenindustrie A. G. Mit Rücksicht auf die umfangreiche Beteiligung der J. G. Farbenindustrie bei den Rheinstahlwerken sind deren Steinkohlenzechen, die mit 4,1 Millionen Tonnen Quote am Kohlensyndikat beteiligt sind, außerhalb des Montantrusts geblieben. Neben dieser Steinkohlenbasis verfügt der Farbentrust noch, zum Teil durch seinen maßgebenden Einfluß auf die Riebeck-Montanwerke, über einen sehr reichen Braunkohlenbesitz. Die J. G. Farbenindustrie A. G. ist im vorigen Jahr durch die Verschmelzung der großen deutschen Farbenfabriken unter Führung der Badischen Anilin- und Sodafabrik entstanden. Sie hat ein fast so hohes Aktienkapital wie der Montantrust, nämlich ein Grundkapital von rund 642 Millionen M. Ihre Fabrikationsbasis hat sich in letzter Zeit sehr verbreitert. Sie betreibt neben der Herstellung von Teerfarben und pharmazeutischen Produkten vor allem die Stickstoffgewinnung und die Kohleverflüssigung. Auf allen diesen Gebieten besitzt sie überragende Bedeutung nicht nur innerhalb Deutschlands. Durch Abschluß eines Fusions- und Interessengemeinschaftsvertrags mit dem Sprengstoffkonzern hat sie soeben ihr Interessengebiet noch weiter ausgedehnt. Zusammen mit ihren umfangreichen Beteiligungen stellt die J. G. Farbenindustrie ein Trustgebilde dar, das auf dem Gebiete der Produktion auch dem Ruhrmontantrust nicht nachsteht.

Die beiden deutschen Trustriesen Montantrust und Farbentrust weisen der deutschen Industrie die Wege zu einer ganz neuen Entwicklung: zur Nationalisierung der Gesamtproduktion durch Fusionierung unter Ausschaltung jeder Konkurrenz. Auf anderen Gebieten der Industrie drängt alles in der gleichen Richtung. So wird, nachdem vom Siemens-Schuckertkonzern die Rheinelbe-Union durch ihren Anschluß an den Stahltrust sich losgelöst hat, ein Zusammenschluß des Siemenskonzerns mit der A. E. G. und einigen anderen Elektrounternehmungen zum Elektrokonzern wohl nur noch eine Frage der Zeit sein. In der Automobilindustrie und in manchen anderen Industriezweigen machen sich ähnliche Tendenzen zur horizontalen Vertrustung geltend. Vielfach sprengt die Zusammenschlußbewegung bereits die nationalen Grenzen. Wie das nationale Syndikat sich zum internationalen Kartell auszuweiten beginnt, so sind auch internationale Trustgebilde auf manchen Gebieten im Aufstieg begriffen. In der deutschen Zündholzindustrie z. B. beherrscht der schwedisch-amerikanische Zündholztrust mindestens drei Fünftel der Gesamtproduktion; in dem neugebildeten deutschen Verkaufssyndikat sind ihm 50 v. H. des deutschen Absatzes eingeräumt

worden. Die große internationale Bedeutung dieses Zündholztrusts geht u. a. daraus hervor, daß er in Polen und in andern Ländern staatliche Fabrikationsmonopole erworben hat. In der Margarineindustrie kontrollieren zwei holländische Trusts 70 v. H. der deutschen Produktion. Auf der andern Seite greift auch der deutsche Montantrust durch seinen großen Besitz an Aktien der Alpinen Montangesellschaft schon über Deutschlands Grenzen hinaus.

Der Trust wird zweifellos mehr und mehr auch die deutsche Organisationsform, zum mindesten für die Großindustrie werden. Er wird die Kartelle nicht beseitigen, aber beherrschen und dadurch innerlich aushöhlen. Die Entwicklung zum trustartigen Zusammenschluß ganzer Industrien im letzten Jahre der deutschen Wirtschaftsnot ungeahnte Fortschritte gemacht. Ein Blick auf die beiden deutschen Trustriesen in der Montan- und in der Farbenindustrie zeigt, daß diese keineswegs mehr hinter bisher so einzig dastehenden Gebilden wie dem amerikanischen Stahltrust wesentlich zurückbleiben. Die freie Wirtschaft ist in Deutschland heute so bedrängt und bedrückt, daß sie gerade in ihren höchst entwickelten Teilen in der monopolistischen Trustbildung das letzte Rettungsmittel zu erblicken gelernt hat.

Frankreichs Trachten nach der Rheingrenze

Von Richard Förster

„Schon die Rheinpolitik der Franzosen im 17. und 18. Jahrhundert, welche diese heute wieder lebendig gewordene politische Tradition recht eigentlich begründet hat, gehört nicht der deutschen und der französischen Geschichte allein, sondern auch der europäischen Geschichte im ganzen an" — sagt Hermann Oncken in seiner soeben erschienenen dreibändigen Aktenpublikation über Napoleons III. Rheinlandspolitik von 1863—1870*).

Seit Deutsche und Franzosen aus dem Reiche Karls des Großen sich zu staatlichen Sondergebilden loslösten, herrschen zwischen ihnen tiefe, alle geschichtlichen Wandlungen überdauernde Gegensätze. Und immer ging der Streit um die strategisch so wichtige Rheinlinie. Aber von diesen Zusammenstößen der beiden Nationen wurden auch die andern europäischen Völker aufs heftigste in Mitleidenschaft gezogen, und „was man einige Jahrzehnte hindurch schon als der Vergangenheit angehörig betrachten mochte, ist seit dem Ausgang des Weltkrieges von neuem lebendig geworden und erscheint mit der Zukunft unseres Erdteils unlöslich und verhängnisvoll verbunden". Französische Politiker oder Männer der Wissenschaft, die die historischen Ereignisse nur durch eine nationalistisch gefärbte Brille betrachten imstande sind, haben vielfach versucht, auch noch in letzter Zeit, wider besseres Wissen Unwahrheiten über den deutsch-französischen Krieg zu verbreiten. „Seit dem Weltkrieg — schreibt Oncken — ist auch die Frage der Ursache des Krieges von 1870 aus politischen Gründen zugunsten einer Legende

*) Die Rheinpolitik Kaiser Napoleons III. von 1863—1870 und der Ursprung des Krieges von 1870/71. Nach den Staatsakten von Oesterreich, Preußen und den süddeutschen Mittelstaaten von Hermann Oncken. 3 Bände. Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart, Berlin und Leipzig. 1926.

verfälscht worden, die die Verursachung des Krieges von 1870 gleichsam als Auftakt zu der Versuchung des Weltkrieges zu behandeln und in einer einzigen Schuldfrage zusammenzufassen suchte, dergestalt, daß, wer in Frankreich und in den von ihm geistig abhängigen Ländern an die Alleinschuld oder Hauptschuld Deutschlands am Weltkriege glaubt, daraus die Folgerung zog, auch das Märchen vom Überfall Frankreichs durch die Deutschen im Jahre 1870 gläubig hinzunehmen. Aber indem die Franzosen die Vergangenheit unter dem neuen Gesichtspunkt des französischen Lamms und des deutschen Wolfes umzufärben unternahmen, begegnete es ihnen, daß der neu erwachte Geist der historischen Rheinpolitik, von einer frischen Gloriole umgeben und von keiner diplomatischen Vorsicht behindert, in den Jahren seit 1919 immer lauter und vernichtender gegen sie Zeugnis ablegte. Was wir seit 1815 als die verschwiegene Triebkraft der französischen Politik und seit 1863 als die zur Katastrophe führende Spekulation Napoleons erkannt haben, erhob sich jetzt hemmungsloser als im ganzen Verlauf der Geschichte." Gewiß besteht ein Zusammenhang zwischen 1870 und 1914, aber der besteht einzig und allein in dem Zusammenstoß der historischen Rheinpolitik der Franzosen und dem Selbstbestimmungsrecht der deutschen Nation. Schon Chateaubriand, der romantische französische Dichter und Staatsmann, der damals Gesandter in Rom war, schrieb 1828: „Wir wollen die Rheinlinie von Straßburg bis nach Köln haben. Das ist unser gerechter Anspruch."

Die französische Nation hat ihre Führung stets Männern anvertraut, die der traditionellen Rheinpolitik treu waren. Nur die äußeren Formen, in denen dieser Machthunger sich kund gab, und die Rechtfertigungen, mit denen er umhüllt wurde, waren je nach den politischen Zeitumständen andere, von Ludwig XIV. bis auf unsere Tage. An den Rhein müsse Frankreich seine Grenze verlegen, früher oder später, so hieß es von jeher; ebenso seiner Ehre halber wie um seiner Sicherheit willen. Und was für abenteuerliche Pläne tauchten auf, um dieses Ziel zu erreichen! Schon unter Karl X. sollte eine französisch-russische Allianz, nach einem Vorschlag des Ministers Fürsten Polignac vom Jahre 1829, gebildet werden. Man bot Rußland den Balkan an, wofür Frankreich Belgien und die Festung Landau einstecken wollte; ein linksrheinischer Pufferstaat unter einem holländischen Prinzen sollte geschaffen werden und ein rechtsrheinischer unter dem König von Sachsen. Preußen wollte man mit Sachsen und Holland entschädigen. „Es ist dies das erste denkwürdige Beispiel einer Politik, die Napoleon III. in den sechziger Jahren zu einem System ausbildete."

Bald sucht er sich Preußen unter lockenden Versprechungen zu nähern, bald liebäugelt er mit Österreich und Italien. Einmal ist es der „grand Rhin", den er fordert, dann wieder will er sich mit dem „petit Rhin" begnügen. Alles tut er, um den inneren Zusammenhalt Deutschlands zu unterwühlen und durch ein einzelstaatliches Chaos die Vorherrschaft Preußens zu brechen. So hoffte er eher den Forderungen der öffentlichen Meinung seines Landes entsprechen und seinen wankenden Thron stützen zu können. Wohlgerüstet sucht er den Krieg. — Es würde zu weit führen, hier eine Parallele zu ziehen zwischen der

damaligen Zeit und den Ereignissen vor dem Weltkriege. Der Vergleich drängt sich uns geradezu auf.

Onckens gesammelte diplomatische, meist sehr persönlich gefärbte Berichte lassen weit klarer die verworrenen Fäden der napoleonischen Politik erkennen, als die amtliche französische Aktenpublikation der „Origines diplomatiques de la guerre de 1870/71". Eins geht mit unwiderleglicher Deutlichkeit aus diesem reichen Material wertvoller Dokumente hervor: „Das Königtum und der Konvent, das Direktorium und das Kaisertum hatten ihren Anhängern in gleicher Weise lebendige Traditionen der Rheinpolitik hinterlassen, und es ist für die französische Geschichte des 19. Jahrhunderts eine entscheidende Feststellung, daß die Parteien, die nach dem ungeheuren Erlebnis der napoleonischen Epoche im Innern um die Herrschaft ringen, in diesem einen Punkt sich kaum voneinander unterscheiden, sondern sich, wenngleich in einer gewissen Schattierung der Motive, doch auf die eine unwiderstehliche und verpflichtende Tradition berufen können."

Eine Frauenrechtlerin vor hundert Jahren

Von Paul Wittko (Hamburg)

Kurz vor ihrem Tode schrieb George Sand an den ihr kindlich verehrungsvoll ergebenen Flaubert, den unermüdlich für die Ewigkeit ausfeilenden Meisterer der Form:

> „Du willst für die Zeiten schreiben, ich dagegen glaube, daß ich in fünfzig Jahren gänzlich vergessen und vielleicht verkannt sein werde. Das ist das Los der Dinge, die nicht ganz vollkommen sind, und ich hielt mich nie für vollkommen."

Sie hat die Kürze ihres Nachruhms nicht falsch eingeschätzt. Die leidenschaftsgrößte, rassigste, feuerzüngigste Fahnenträgerin der Frauenrechte vor annähernd hundert Jahren, die so etwas wie ein Wegzeichen ihrer Zeit war, steht unter deren ehrwürdigen Altvorderen heute selbst bei den Führerinnen des Feminismus an unbeachteter Stelle. Wohl schätzt man sie nicht als „Ding" ein, um ihren eigenen Ausdruck zu gebrauchen, auch verkennt man sie nicht. Doch niemand mehr liest ihre stark deklamatorischen und schwärmerischen, obschon menschlich starken und psychologisch feinhörigen Romane. Einst aber verachtete Wilhelm Jordan, der spätere „Nibelungen"-Jordan, ihr musikerfülltes berühmtes Bekenntnisbuch „Lelia", den umstürzlerischen, packenden Liebesroman „Lucrezia Floriani", einige der gemüthaften, duftzarten Dorfidyllen u. a. für würdig, sie zu verdeutschen. Heine nannte sie „den größten Schriftsteller, den das neue Frankreich hervorgebracht", und schrieb 1840:

> „George Sands Genius hat die wohlgerundet schönsten Hüften, und alles, was sie fühlt und denkt, haucht Tiefsinn und Anmut. Ihr Stil ist eine Offenbarung von Wohllaut und Reinheit der Form."

Das muß noch heute, wenn auch mit Einschränkung, gelten lassen, wer den Mut nicht verliert, wenn auch nicht durch die hundert oder gar

hundertfünfzig Bände, so doch durch die ungeschraubtesten ihrer Schriften sich hindurchzubeißen. Wäre nur nicht so fatal Schmachtlappiges darin, das den Eindruck der Empfindungsgröße und den der Aufdeckung der tiefen Zusammenhänge jener Zeit mit der unseren beeinträchtigte.

Unrecht geschieht ihr mit der Anweisung eines Hinterplatzes in der Geschichte der Frauenbewegung kaum. War sie doch mehr Werkzeug als aus eigenen Ideen wirkend, mehr Frucht als Wurzel der Ideen ihrer Zeit.

Die seelischer (nicht leiblicher!) Not entrungenen Romane der George Sand ragten einst als hervorleuchtendste Monumente aus den ersten Kämpfen der Frau um ein persönliches Recht auf Freiheit der Liebe. Sie legten das wahre Weibbegehren aus natürlichen Wünschen an den Tag.

Wir Heutigen sehen manche Parallelen zwischen jener Zeit, da ihre ersten Romane entstanden, und der unserigen. Die Julirevolution war eben über Paris dahingebraust, von George Sand mit der Glut des Bekennermutes aus inbrünstiger Gefühlsanschauung stürmisch begrüßt. Doch keinen ihrer Blütenträume von Edelmenschlichkeit und Opferwilligkeit im Dienste des Volksganzen sahen die Einsichtsvolleren reifen. Allenthalben erwuchsen darum Geheimbünde und auf Änderung bedachte Putsche, weil ein niedriger, gottentfremdeter Geist Land und Menschen, Staatskunst und Künste zerrüttete. Die St. Simonisten gar, die Ahnen der Bolschewisten, verloren sich eigensinnig, rechthaberisch, ganz ins Verbohrte, von des Gedankens Bläße Angekränkelte, verlangten die Aufhebung der Ehe und lehrten (und übten) allein die freie Liebe.

Aus tiefer innerer Düsternis heraus ob der „Verdrehtheit und des Wahnsinns des Menschengeschlechts" entstand „Lelia". Und mehr noch wie in ihren Romanen übte sie in ihrer Selbstbiographie und in ihren Briefen scharfe Kritik an den Phantastereien der Sozialisten ihrer Zeit. Sie schrieb:

> „Der St. Simonismus, der dem Geiste einen Aufschwung verhieß, ging unter, ohne die große Frage über die Liebe gelöst zu haben, ja nachdem er sie sogar, meiner Meinung nach, besudelt hatte."

Und ein andermal sagte sie:

> „Seltsames Heilmittel für die Verderbtheit der Gesellschaft, der Zügellosigkeit Tür und Tor zu öffnen! Nur das Ausharren im Bereich der Moralität erhöht den Menschen!"

Klar sah sie bei den Führern der Volksmassen den Mangel an Verantwortungsgefühl, an „jenem eigentümlichen Talent, das die notwendige Entwicklung der Ereignisse voraussieht".

Genau derselbe Vorgang wiederholte sich 1848. Wieder jubelte sie auf, glaubte an die Entfaltung der besten menschlichen Eigenschaften. War sie doch mit bekannteren Köpfen der Bewegung befreundet. Nur zu bald aber erschrak sie vor der beschränkten Selbstzucht der Beweggründe, der löcherigen Würde vordringlicher Großhanse, dem bissigen Kleingezänk, den überheuchelten Ränken, der unmännlichen Hasenherzigkeit ringsum. In urteils- und erfahrungslosen, täppischen und gierigen Händen sah sie Angelegenheiten von größtem Belang mißlingen. Trotzdem verzagte sie nicht, erloschen nicht ihre seelischen Flammentriebe,

behielt die Lebensdurstige ihre Treue des Glaubens an die Vervollkommnung des Menschen. In Napoleon III. glaubte sie bei seiner Thronbesteigung den sozialen Kaiser erblicken zu dürfen. Und als 1871 dessen Sturz kam, da frohlockte sie wiederum:

„Die Republik, ohne Blutvergießen proklamiert, ist ein großer Schritt in der Geschichte der Ideen. Sie beweist die Kraft der Idee."

Aber in dem Vorgehen der Kommunisten sah sie kurz darauf die Folge einer Ausschreitung äußerer Zivilisation, die ihren Schaum an die Oberfläche warf, und sprach von Saturnalien der Tollheit. Sie teilte die Anschauungen der Versailler Monarchisten, und als die kommunistischen Greuel und Flammenmissetaten im Mai Paris befleckten und beschämten, da erhob sie ein Trompetengeschmetter gegen die Aufrührer. Seitdem hatte sie kein Vertrauen mehr zur Republik und zu den Städtern. Nun entstanden ihre Dorfgeschichten, nun glaubte sie an einen Liberalismus, der kein Ideal sei, aber den man annehmen müsse, wolle man nicht umkommen im Blute und Kote der Internationale.

Büßte sie an dem nicht zu mäßigenden Materialismus der Menschen schließlich doch trotz ursprünglicher Bestgläubigkeit ihre politischen Illusionen ein, so erhielt sie sich bis ins Greisenalter die wundervolle Tugend, im Umgang mit jungen Menschen jung zu bleiben und Verständnis zu besitzen für veränderte Zeitbedürfnisse. Sich selbst in ihren Werken zu entsiegeln war ihr Bedürfnis, an ihnen selbst zu reifen und andere, namentlich die Jugend, schonungsvoll und unmerklich reif zu machen, dem heraufkommenden Geschlecht neue, aussichtsreichere Bahnen zu weisen, überquellenden Willen zum Leben ihm einzuflößen, die Halben und Schwachen an dem lebensstarken Vorbild der Ganzen und Starken zu ertüchtigen. Mit dem Manne der Wahl eine Willenseinheit zu bilden, durch Liebe und Ehe zu seelischem und geistigem Hochstand Frau und Mann zu führen, war ihr Sehnsuchtsziel. Sie betonte, daß in der Liebe stets der vom Tier hoch sich abhebende Mensch sich zeigen muß, daß der Inbegriff der Liebe ein anderer ist als nur Wollust. Sie sah in der Liebe vielmehr ein Gefühl, das von der Schwärmerei, von der die Seele erhebenden Begeisterung ausgehend, den ganzen Menschen einnimmt, insonderheit das Herz. Die höchste Bestimmung der Frau sah sie in der Mutterschaft, der im Frauendasein alles andere nachzustehen hat. Pikanterien in der Art der Boulevardschwänke verabscheute sie, verfügte aber über einen fülligen Humor, der freilich nur in einigen ihrer Dorfgeschichten sich auswirkte.

In ihrem Geblüt rangen miteinander eminent entgegengesetzte, anerschaffene Wesenskräfte. Die Herzensglut ihrer Ururgroßeltern, des leidenschaftsvollen Sachsenkönigs August des Starken und der schönen Aurora v. Königsmark, der Mutter des Marschalls von Sachsen, brodelte noch ebenso in ihr wie der feudale Wille, alles in voller Selbständigkeit und in hochpersönlichem Lichte zu erfassen. In ihrem Emanzipationsdrange trug Aurora Dupin nicht nur einen männlichen Namen, sondern auch Männerkleidung — und war doch ein wahres Weib von mütterlicher Mutterschaft. Proudhon, empört, sie „von puritanischen Republikanern bewundert und bejubelt" zu sehen, ging sogar so weit,

nach ihren Schriften, in denen in offensichtlicher Parteinahme die Frauencharaktere die der Männer meist überragen, deren Seiten weibliche Faustgestalten durchschreiten, eine „Tochter des Marquis de Sade" sie zu nennen. Indes lag es ihr fern, den Mann in ein Stadium der Hörigkeit hinabzuknuten. Dazu besaß sie zuviel demokratisches Blut. Mütterlicherseits war ihr Großvater ein Billardkneipenwirt und späterer hausierender Vogelhändler. Der Großvater väterlicherseits beschäftigte Jean Jacques Rousseau als Sekretär und betete dessen Mutter an. Ihr Vater war Offizier, ihre Großmutter, eine Tänzerin, die natürliche Tochter des Marschalls von Sachsen. Rousseauschen Einflüssen entstammten ihre schwärmerischen Gefühle für die Natur und für das Natürliche. Klösterliche Erziehung hatte sie genossen. Achtzehnjährig heiratete sie einen jungen Leutnant und Baron, einen Mann von „feuchtkühler Tagtäglichkeit" mit einem „nichtssagenden Philistergesicht", der, wie Heine meint, „einem tieferen Frauengemüte auf die Länge sehr unheimlich werden und dasselbe mit Schauder und Entsetzen, bis zum Davonlaufen, erfüllen" mußte. Was denn auch nach neun Jahren aufwühlender, marternder Kämpfe eintrat, nicht ohne daß sie ihre beiden Kinder mitnahm. So betrat sie, durch erschütternde Eheerlebnisse geschult, die Arena des Lebens, um fortan immer aufs neue aus den Umständen und den Zufälligkeiten von Charakter und Umwelt dem Liebesproblem nachzuspüren unter Aufdeckung der Hohlheiten der sozialistischen Luftschlösser, soweit sie die Frauenfrage betreffen.

Die Romane der George Sand haben, als Kunstwerke geschützt, manche umstürzlerischen Ideen in Rußland einschleichen lassen und dort langsam aber sicher sich ausgewirkt.

Als Weib war sie eine „ausgezeichnete Schönheit" mit dem „Gepräge einer griechischen Regelmäßigkeit", wie Heine sagt, jedenfalls eine junonisch imposante Glanzerscheinung, deren Antlitz durch ein bedeutendes und lebhaft glühendes Augenpaar gehoben wurde. (Heine freilich fand ihre Augen „nicht glänzend".) Ihre abenteuervolle Freundschaft mit M u s s e t ist berühmt geworden. „Der große, tapfere George", wie er als ihr „Cavalliere servente" sie nannte, benahm sich in dieser seltsamen Sache als „Mann" von Charakter, der große Lyriker dagegen als schwachherziger Gelbschnabel. Später gewährte sie dem kranken C h o p i n ein Schutzdach auf ihrem Familiengute Nohant und geleitete ihn nach Malorka auf anstrengender und mühenreicher Reise.

Als sie 76 jährig starb, da war von der Million Franks, die sie in 40 Jahren sich erarbeitet hatte, kaum soviel übrig, daß Arzt und Apotheker bezahlt werden konnten. Zwei Drittel ihres Vermögens hatte sie mit dem zarten Adel ihrer Gesinnung in tätigem Menschendienste dahingegeben und das übrige ihrer durch Adoptionen noch vergrößerten Familie dargebracht, in der sie ihre Lebenssonne sah.

George Sand hat sich ihr Leben lang unter den Einfluß der mächtigen Göttin Gegenwart gestellt, der sie mit heiterem Mute begegnete. Wenn eines, so lehrt sie uns das: die Gegenwart so leidenschaftslos wie würdig erfassend zu durchleben und weder mit der Vergangenheit zu kokettieren, noch nach einer besseren Zukunft tatlos zu schmachten.

Erfindernöte

Von Arved Jürgensohn

Es ist nicht bloß eine akademische Frage, um die es sich hier handelt, sondern eine Frage von erheblicher praktischer Tragweite für unsere Volkswirtschaft, für Industrie und Arbeiterschaft. Neue Erfindungen schaffen oft große neue Industrien und neue Handelswaren. Ihre Schöpfer sind die Erfinder. Von der Erkennung des Wertes ihrer Erfindungen und Patente hängt es aber ganz wesentlich ab, wie früh oder spät sie verwirklicht und eingeführt werden, um neue Arbeitsgelegenheiten, neue Waren, Maschinen und Werkzeuge zu schaffen, die wichtige Bedürfnisse neu und glücklich befriedigen. Im Kommissionsbericht des deutschen Reichspatentgesetzes von 1877 stand der treffende Satz: „Der Zeitpunkt, wann neue Erfindungen in einem Lande ein- und ausgeführt werden, hat vom Standpunkt des Volkswohls aus den allergrößten Wert."

Die Erfindung der Lokomotive und Eisenbahn mit ihren unermeßlichen Wirkungen ernährt heute in Deutschland allein nahezu eine Million Beamte und Arbeiter. Mit deren Angehörigen wohl drei bis viermal soviel. Unzählige Hilfsindustrien für Lokomotiven- und Wagenbau, Schienen, Kohlen, Bahnhofsbauten, Telegraphen, Brückenbau usw. gehören dazu. Der um 1880 bei uns eingeführte Fernsprecher zählt heute über 2½ Millionen Anschlüsse oder Sprechstellen in etwa 8000 Ortsnetzen und weist gegen 10 Millionen Kilometer an Drahtleitungen auf. Große blühende Industrien befassen sich mit der Herstellung der Apparate und Drähte. Der Rundfunk, erst 1924 bei uns eingeführt, besitzt heute schon reichlich 1 200 000 Teilnehmer und hat unzähligen Apparatebauern, Erfindern und Händlern neue lohnende Arbeitsgelegenheit geschaffen. Auch Künstlern gibt er zu tun.

Diese Erfindungen nützen nicht nur dem Publikum, sondern auch dem Staat. Die Reichsbahn bringt jährlich 4 Milliarden Mark ein; der Fernsprecher vielleicht eine halbe Milliarde. Die Rundfunkteilnehmer müssen der Reichspost monatlich 2 Mark bezahlen oder 24 Mark im Jahre. Auch die neueren Leuchtmittel, wie Glüh- und Bogenlampen, Glühstrümpfe u. dgl. bringen Steuern ein. 1912 waren es schon 16 Millionen.

Wenn die deutsche Auswanderung in dem einen Jahr 1880 schon bis auf 220 000 Menschen stieg, so schufen die neuen Erfindungen und Industrien im Deutschen Reich nachher doch bald einen Rückgang auf 20 000 bis 30 000. Die Ausgestaltung und Einführung einer wertvollen Erfindung unter Patentschutz sichert dem Lande, wo das zuerst geschieht, meist einen wichtigen, länger dauernden Vorsprung der Technik sowie des Absatzes und Exports im Wettbewerb mit anderen Völkern. Nur unter Patentschutz wollen und können Erfinder und Industrielle es wagen, kostspielige, jahrelange Versuche und teure Modellbauten vorzunehmen, die nachher zu Gewinn führen. Denn ohne diesen Schutz bekämen sie gleich Nachahmer und Wett-

bewerber, die, oft kapitalkräftiger und ohne diese Aufwendungen für Versuche, ihnen den Rang abliefen.

Bei vorzeitigem Verfall eines Schutzpatents muß aber das Interesse an solchen Versuchen selbstverständlich erlöschen. Dann geht die Erfindung dem Lande meist verloren.

Die Vorbedingung der Verwertung und Ausführung eines nützlichen Erfindungspatents ist aber, daß sein Wert auch erkannt und seine Aufrechterhaltung gesichert wird. „In der Regel," so sagte Werner Siemens in einer Kongreßrede von 1873, „ist der Erfinder selbst nicht imstande, seine Erfindung, wenn sie etwas weittragender Natur ist, ganz allein, ohne Hilfe anderer, durchzuführen." Ein verfallenes Patent als verfügbares Allgemeingut für Jedermann pflegt ungenutzt in Vergessenheit zu sinken. In diesem Sinne meinte einst der Großindustrielle und Erfinder Wilhelm Siemens, Werners Bruder: „Wenn ich eine Erfindung in der Gosse fände, so würde ich sie lieber einem Manne schenken, als dem Publikum; denn in letzterem Falle wäre sie ganz verloren."

Unreif und scheinbar wertlos sind anfangs wohl die meisten Erfindungen. „Nur in den seltensten Fällen," erklärte Werner Siemens damals weiter, „ist eine Erfindung in ihrer ursprünglichen Gestalt brauchbar ... Es sind oft wertlose Erfindungen, welche durch die schleunige Publikation einen ungeheuren Segen und Fortschritt verbreiten." Das heißt: Der Grundgedanke ist vorzüglich, aber noch sehr ausbaubedürftig, um zu lohnen. Für diese weitere gebrauchsreife Ausgestaltung sind aber Zusatzpatente und Gebrauchsmuster eigens geschaffen. Für die Volldauer eines Hauptpatents (18 Jahre von der Anmeldung an) zahlte man bei uns bisher 10 055 Mark. Seit dem 1. April 1926 aber immer noch 7120 Mark. Da die Patentvorprüfung und Erteilung sehr oft ein paar Jahre, öfter drei bis vier, selten fünf bis acht Jahre dauert, so verkürzt sich der gesichert erscheinende Patentschutz natürlich entsprechend, da unsere Patente von der Anmeldung ab ihren Lauf beginnen, nicht von der Erteilung ab, wie in manchen anderen Ländern.

Sehr bevorzugt vor unseren deutschen Erfindern ist der Erfinder in Amerika, unserem jetzt so gefährlichen Wettbewerbslande, dessen Methoden wir vielfach nachzuahmen beginnen. Dort kostet ein Patent auf 17 Jahre (von der Erteilung ab gerechnet) nur einmalig (in zwei Raten) 40 Dollar oder 168 Mark, also bloß ein Zweiundvierzigstel der deutschen Gesamtgebühr. Dort ist sein Bestand fest gesichert. Dort kann der Erfinder in Gemütsruhe durch Versuche und Modelle seine Erfindung reif ausgestalten und kann warten, viele Jahre, bis ihr Wert erkannt wird und sie Liebhaber, Teilnehmer oder Kapital findet, ohne durch den Zwang der steigenden Jahresgebühren genötigt zu werden, es unfreiwillig fallen zu lassen. Da ein Patent nun stets etwas Neues bringen muß, das vorher noch niemand gewerblich ausübte, so wird auch niemand dadurch gehindert, sein altes Gewerbe zu treiben. Es hindert und hemmt nur den, der dies Neue unbefugt auch ausüben möchte. Am meisten hemmen und hindern natürlich stets die erfolgreich und lohnend

ausgeübten wertvollen Patente, die jeder Wettbewerber auch gern ausüben möchte. Die wertlosen Patente tun das nicht. Die braucht man nicht.

Leider wirken unsere Jahresgebühren nun höchst nachteilig dahin, daß die allermeisten Patente, wertvolle wie minderwertige, vorzeitig verfallen müssen, bevor der Erfinder Teilnehmer oder Kapital findet. Schon nach drei Jahren erlöschen durchschnittlich 56 v. H. von ihnen, nach fünf Jahren 74 v. H., nach zehn Jahren 90 v. H. Nur 3 bis 3½ v. H. kamen bisher in das volle Alter. Von autoritativer Seite ist wiederholt hervorgehoben worden, daß unter den vorzeitig erloschenen sich viele, viele handgreiflich wertvolle Erfindungen befanden. Wo es sich bloß um Verbesserungen von Maschinenteilen, Werkzeugen u. dgl. handelt, da sind die Jahresgebühren die Hauptursache, daß die Industrie diese Patente unbenutzt läßt und der Erfinder leer ausgeht, denn nach dem geradezu sicheren nahen Verfall kann jeder diese Neuerungen sehr bald umsonst mitbenutzen.

Nach den Motiven unseres Patentgesetzes sollten die Jahresgebühren die angeblich hemmenden und schädlichen, wertlosen und ungenutzten oder unnützen Patente aussieben und zu Fall bringen. Aber die strenge Vorprüfung bei uns scheidet doch schon zwei Drittel der Patentanmeldungen von vornherein aus. Und die erteilten Patente bringen nur Neues, das niemanden hindert, beim Alten zu bleiben. Braucht er aber dies Neue, so ist das Patent nicht wertlos, sondern bloß bisher unverwertet. Solange ihr Wert nicht erkannt und übersehen wird, bleiben unzählige wertvolle Patente unverwertet und ungenutzt. Die Heranziehung von Kapital und Industrie glückt in der Regel dem Erfinder nur sehr schwer. Er kann oft lange Jahre danach suchen. In diesem Suchen soll er nicht durch die hohen Geldstrafen der Jahresgebühren gehindert oder durch entschädigungslose Enteignung gestört werden. Hier muß man unerbittlich folgerichtig denken und darf sich nicht beirren lassen. Das Patentamt als rechtsprechende Behörde prüft vorher sorgsam jedes Patent, und sein Richterspruch erkennt es dem Erfinder nur zu, wenn es neu ist, also nicht zum alten Besitz der Allgemeinheit gehört. Bei Nichtigkeits- und Zurücknahmeanträgen übt es dieselbe sorgsam prüfende richterliche Gewissenhaftigkeit.

Doch über Sein oder Nichtsein der meisten Patente und über ihren Wert läßt man einen anderen Richter entscheiden, einen gesetzlich eingesetzten Richter ohne Verstand, Vernunft und Gewissen, nämlich den Zufall: den Zufall, ob der Erfinder Geld hat oder nicht Geld hat, um rechtzeitig die Jahresgebühren zu bezahlen, die von 30 bis auf 1200 Mark im Jahre steigen. Der Zufall bestimmt souverän: ein Patent ist wertlos, schädlich und unnütz, wenn der Erfinder nicht Geld hat oder schnell Geld beschaffen kann. Die Erfindung muß sterben! Ist das wirklich eine befriedigende Rechtsprechung, die dem Rechtsstaat ziemt? Auch die jährlichen Zahlungen fordern schon den Zufall heraus und machen unsere Patente, auf die große Fabriken und ganze Gesellschaften sich gründen, unsicher. Einmal erlosch ein wertvolles deutsches Patent, weil ein Pfennig zu wenig gezahlt war. Der

Erfinder weilte im Ausland, sandte das Geld mit einer Postanweisung ein. Aber der Umrechnungskurs ergab einen Pfennig zu wenig.

Graf Zeppelins großes Werk, das Luftschiff, war auch stets vom Zufall bedroht. Dreizehn Jahre lang war das Patent ertraglos, kostete bis dahin aber schon 3350 Mark allein an Jahresgebühren. Die Geldklemme des Erfinders war wiederholt kritisch. Zum Glück half ihm der Zufall: das Reich. Es bezahlte alle Aufwendungen in Höhe von 1,65 Millionen Mark. Sonst wäre das Werk als „wertlos" verfallen. Die Parsousche Dampfschiffsturbine, eine „Großtat der Maschinentechnik" brauchte 20 Jahre, um lohnend zu werden. Ihre Grundlage, das Turbinenpatent des Ingenieurs Müller, aber mußte vorzeitig verfallen.

Bilder aus Griechenland

Von J. K. v. Hoeßlin

I. Delphi.

Zwei riesige Felswände, die Petriaden, aneinander gekeilt, zwei Kolosse, die wie wuchtige Säulen des Parnassus' Gipfel tragen, erheben sich gigantisch und umrahmen den Eingang in die Schlucht, die dunkel und eng in die Tiefe des Berges wie eine Wunde, die in das Herz des Königs geschlagen worden ist, sich verliert, und Blut fließt hervor und heiliges Wasser, das unfruchtbar über nackte, weiß schillernde Steine rollt und dann kataraktenartig in die Tiefe stürzt. Eisige, schauererweckende Luftzüge strömen aus den Tiefen der Wunde, peitschen uns frostig ins Gesicht und jagen und pfeifen wie Gespenster, die um uns unsichtbar blasen und heulen.

Vor dieser dämonischen Schlucht stand einst das heilige alte Delphi. Ausgegrabene, morsche Ruinen reden noch von vergangenen Festen.

Von der Stadt Delphi ist nichts mehr erhalten. Nur einzelne Mauerreste deuten ihre äußeren Grenzen an. Sie stand auf den Abhängen des Berges in der Nähe der Schlucht. Dicht an der Stadt war der heilige Bezirk mit den Tempeln, den Hallen und Weihgeschenken. Ich betrete den heiligen Bezirk. Ein breiter, mit weißen Platten bepflasterter Weg schlängelt sich langsam ansteigend den Berg hinauf; er führt an Fundamenten von goldenen Weihgeschenken und weißen marmornen Monumenten vorbei, die an den Mauern der breiten Terrassen stehen, die den Hain beherrschten.

Unmittelbar unter der höchsten Terrassenmauer stehen noch schlanke jonische Säulen, . . . Überreste des Weihgeschenks der Athener. Der Weg geht an dieser attischen Halle vorbei und biegt um, steil sich hinaufwindend.

Links auf der Mauer, an ihrem äußersten Rand, erhebt sich der hohe Altar; noch eine Wendung — und man betritt einen freien marmorbepflasterten Platz . . . den großen Tempel Apollos! Die Tempelstufen, der Estrich, Stücke von Wänden und Säulentrommeln sind die letzten Spuren der Stätte, wo einst der heilige Omphalos stand und wo über tiefen Erdenrissen auf dem Dreifuß tronend die Pythia weissagte.

Von hier wurden einst die Schicksale der Menschheit regiert. Vor diese Stufen kam einst eine ganze Welt und kniete ratsuchend nieder. Könige hoben die Hände empor vor dem Gottesbilde, das hier goldschimmernd in die Welt leuchtete.

Ich zittere bei dem Anblick der Vernichtung. Die Säulenstücke liegen herum, zerschlagen, zerborsten. Eine düstere Wehmut will mich ersticken; ich ertrage den Druck, der auf mir lastet, nicht mehr. Ich schlage die Hände vor die Stirne und gehe.

II. Olympia.

Auf den Hügeln und den welligen niedrigen Bergen stehen Wälder von dampfenden Pinien, und durch das Tal fließt der Fluß, sich verzweigend hundertfach in flachem, breitem Bette, das voll Kies ist. — Das Wasser des Flusses ist rötlich gefärbt — als ob Rosen dort flößen — von dem Morgenrot über den Bergen.

Ich gehe zwischen die Ruinen und atme den Morgentau der würzigen Mutter Natur. Papavern und Anemonen wachsen zwischen zerspaltenen Quadern und Säulentrommeln zerfallener Bauten, die in wucherndem Gras ruhen.

Dort erheben sich aus dem Blumengewirr steinerne Tempelstufen. Ich betrete den mit Fliesen bedeckten Estrich des Heiligtums; es ist der Tempel Kronions. Die Spuren der Stellen, wo sich einst die Wände des Coela erhoben, sind sichtbar. Hier in der Mitte des Raumes, den nur Priester betraten, stand das goldelfenbeinerne Bild des wolkenerschütternden Zeus, das einst ein Pheidias schuf. Ich lächle vor dem Gedanken, daß ich an dem Ort stehe, wo das Bild des Gottes stand, der Wolken zusammenballte zum Gewittergetöse und der — auch den Frauen hold war und, mit Brauenbewegung zunickend, Gewährung den Bitten verhieß.

Neben dem Tempel des Zeus stand der der Götterkönigin Hera. Die Göttin hielt Wache dort, daß der Herr der Welten und Wolken nicht von der Schönheit der Erde berückt, unter die Mädchen geriet, die der Frühling auf Erden erzeugte. — — —

*

Das Morgenrot hinter den Bergen färbte den Fluß, als ob Rosen dort flößen; und seinem Bette entstiegen dunstige Schleier, zerflatternde Frühlingsnebel, leicht wie tanzende Jungfrauen. Zwischen den Tempeln sah ich die Nebel verdunsten und sah Mädchen spielen: Athenerinnen und Mädchen aus Sparta und von Korinth. Sie lachten und liefen und bald standen sie vor den Stufen des Tempels des Zeus, und durch das weitgeöffnete Tor des Heiligtums schauten sie sinnend das goldelfenbeinerne Bild dessen, der in dem Himmel wohnt. — — —

Jetzt entstiegen dem Flusse nicht Nebel mehr. Aber Wolken, dunstig wie Schleier und weiß wie Flocken von Schnee und voll Pracht in des blauen Himmels Majestät, zogen über die Erde, die in frühlingsbuntfarbigem Zauber duftete.

Die Mädchen scherzten und neckten sich jetzt.

Ein Lachen über den Wolken erscholl. Ein Windstoß jagte über die Felder.

Die Mädchen ergriffen voll Schauer die Flucht. Doch aus den Gefilden, die den Fluß umschmückten, kam der Gesang von Nereiden, die dem Wasser entstiegen.

III. Ein byzantinisches Kloster.

Kein Laut, kein Geräusch ringsum störte die Stille des Ortes. Hinter alten, schweren Zypressen schlummerte ehrwürdig und grau das byzantinische Kloster und die flachgerundete Kuppel der Kirche, von den Bäumen versteckt, erhob sich kaum über die Wipfel derselben.

Ich suchte hinter den Zypressen nach dem Eingang in das Gotteshaus, und ich betrat den Raum, den fensterlosen, der von einem blauen Halbdunkel erfüllt war. Aus der Kuppel und aus den Bögen über den breiten Pfeilern schimmerten mattfarbig, gespenstisch die Mosaiken. In dumpfen Farbenakkorden und in Harmonien von Flächen und Linien schien das in den Bildern zur Darstellung gelangende Leben des Heilandes erstarrt zu sein in kristallische Formen, die unvergänglich und unwandelbar schienen.

Die Formen des Lebens, wie bunte Kristalle, ewigen Werts, bildeten in der Symphonie des mattfarbig halbdunklen Gesamtraumes Rhythmen, die sich in die magische Einheit des Innenraumes auflösten.

Kein Mensch außer mir, kein Betender, Flehender, störte in diesem verlassenen Tempel die Farbenakkorde und die Harmonien der Linien, die ich als eine Widerspiegelung der Unwandelbarkeit jener Sphären empfand, die der Mensch Gottheit nennt.

Als ich, ergriffen von rhythmischer Schönheit, den Raum verließ, empfing mich die von himmlischem Lichte durchtränkte Sonnenwärme des südländischen Tags. Die Erde glühte wie steinernes Feuer. Die Sonne strebte dem höchsten Himmelmittelpunkt zu.

Im Schatten der dunklen Zypressen saß auf einer steinernen Bank ein Mönch, ein einzelner, der hier Wache hielt, als Hüter des heiligen Orts.

Er hatte den Ellbogen auf die steinerne Lehne der Bank gestützt. Träumte er? Was füllte die Seele dieses Vereinsamten? Fast schien es mir, als ob seine Gedanken unbeweglich in eine unwandelbare Harmonie ewiger Formen in Sonnenglutwärme erstarrt wären.

Ich ging schweigend an ihm vorüber und grüßte ihn kaum, um nicht durch den Gruß die Stille des Ortes zu entweihen. Und er sah mich nicht. Einem unsichtbaren Gespenst gleich wandelte ich für ihn durch die Einsamkeit des Ortes, den er hütete.

Behutsam, um einen Geräuschlaut zu vermeiden, begann ich, den Abhang des Berges, der sich hinter dem Kloster erhob, zu besteigen. Zwischen den nackten Steinkanten, die aus dem Inneren des marmornen Bergmassivs stufenartig herauswuchsen, standen braune, zähe, saftlose Pflanzenbildungen, als wenn sie fossil gewordene Kräuter wären, die die Ruhe des Sommers gebar.

Lautlos stieg ich den glutdampfenden Berg hinan. Über mir das leuchtende Blau des sich bis ins Endlose des Raumes durchsichtig erstreckenden Himmels. Ich blieb stehen und blickte um mich.

Unten das Kloster von den großen Zypressen umringt. In der Ferne am Horizonte die gewaltigen Amethyste der die weite, gelbe Ebene umrahmenden Berge. Blaue Berge mit rhythmischen Linien. Nackte, blaue Reihen von Felsen, die die Struktur der Bergskelette erahnen ließen. Kein Baum stört hier den Blick. Nirgends ein lieblich beschattetes Tal mit murmelnden Quellen. Hier wird Ewiges offenbar, sich gestaltend in Formen von Bergen und leuchtendem Himmelsazur.

In das Schweigen der Stille mengte sich jetzt Glockengeläut, das von der Tiefe kam. Das Kloster da unten an den Zypressen verkündete der Natur, daß es Mittag ward.

Randbemerkungen

Ein Erinnerungsbuch

Erinnerungsschriften sind, nachdem wir die Flut der Kriegserinnerungen über uns haben ergehen lassen müssen, in einen gewissen Verruf gekommen. Um so freudiger ist man daher gestimmt, wenn einem ein Buch in die Hand kommt, von dem in keiner Zeile von Krieg und Kriegsgeschrei die Rede ist, das lediglich durch die wahrheitsgetreue Schilderung von Zuständen und führenden Persönlichkeiten aus dem letzten Viertel des vorigen und dem ersten Viertel dieses Jahrhunderts einen Beitrag zur Literatur- und Kunstgeschichte unserer von den tiefsten Gegensätzen erfüllten Zeit liefern will. Der Verfasser des Werkes „Erinnerungen an bedeutende Männer unserer Epoche“ (Otto Quitzow-Verlag, Lübeck), Goby Eberhardt, hat nicht nur als hervorragender Violinist Fühlung mit allen Koryphäen der Musik, von Wagner

bis Richard Strauß, genommen, sondern er hat sich auch durch seine neue Methode als Lehrer von zwei Generationen einen internationalen Ruf in der Musikwelt erworben. Trotz seiner gewaltigen Arbeitsleistung ist er aber nicht, wie so viele Musiker, in eitler Fachsimpelei erstarrt, sondern er hat offenen Auges die Zusammenhänge der verschiedenen Kunstgebiete beobachtet und in vielen Abhandlungen kritisch analysiert. Goby Eberhardt ist einer der letzten Grandseigneurs der Kunst mit einem leichten Stich in die Bohème, ein Typ, der, heute nahezu ausgestorben, einem geschäftskundigen Unternehmertum gewichen ist. Die Kunst ist ihm Lebensinhalt geworden. Ernst ist das Leben, ernst die Kunst! sein Wahlspruch.

Sein feines Einfühlungsvermögen ermöglicht es Eberhardt, das Wesentliche und Wertvolle auf allen Gebieten geistiger Tätigkeit sofort zu erkennen und das richtige Distanzverhältnis zu Neuerscheinungen zu gewinnen. Für Tages- und Modegrößen ist in seiner Schrift kein Raum. Es ist andererseits erstaunlich, mit welcher Sicherheit er jedem Künstler, der etwas zu sagen hat, die Prognose stellt. Seine Erinnerungen reichen zurück in die ersten Zeiten des „Jüngsten Deutschland", als die Gebrüder Hart, Arno Holz, Leo Berg und viele andere, deren Namen heute fast verklungen, in jugendlicher Begeisterung, erfüllt von unzähmbarem Schaffensdrang, eine Wende der Literatur ankündigten. Von vielen intimen Zügen aus dem Leben dieser Bahnbrecher weiß Eberhardt zu berichten. Aber auch die großen Menschenschilderer und Problematiker des Nordens, die Ibsen, Björnsen, Holger Drachmann und viele andere haben seinen Lebensweg gekreuzt. Mit rührender Dankbarkeit gedenkt er aller, die sein Wissen bereichert und ihn künstlerisch befruchtet haben, insonderheit des Philosophen Constantin Brunner, dessen „Lehre von den Geistigen und vom Volke" seinem Leben den wahren Inhalt und seinem Denken Klarheit und geistige Freiheit gegeben hat.

Als ein Einsamer, der das biblische Alter bereits überschritten, blickt Goby Eberhardt auf ein reiches Leben zurück. Als Künstler hat er es vollauf genutzt, eine von jenen ringenden Naturen, die nie zum Abschluß gelangen, denen das Leben immer neue Aufgaben stellt, die darum niemals altern und noch im Greisenalter sich die Spannkraft der Jugend erhalten. Davon legt Eberhardts Erinnerungsbuch lebendiges Zeugnis ab, alles in allem: ein Werk, das uns wertvolle Aufschlüsse über das Denken und Schaffen künstlerischer Persönlichkeiten aus einer von den Modernen und Hypermodernen kaum noch verstandenen Zeitepoche gibt. Eine wahre Fundgrube für den Literatur- und Kunsthistoriker! Möge dem Werke weiteste Verbreitung beschieden sein. Joh. Gaulke.

Heiliges Land im Bilde

Uraltes Menschenland hat in einem der jüngsten Bände seiner Orbis Terrarum-Sammlung der Verlag Ernst Wasmuth unseren Augen erschlossen. („Palästina" von Karl Gröber.) Von Jerusalem bis Mekka werden wir durch eine schier verwirrende Fülle der mannigfaltigsten Bilder geleitet, die uns Palästina, Syrien, Mesopotamien und Arabien — Land, Volk und Architektur — zeigen und sich zu einem einprägsamen Ganzen zusammenfügen.

Den ersten und bedeutendsten Teil des Bandes beherrscht Palästina und vor allem Jerusalem. Die heiligen Stätten des Alten und des Neuen Testaments — durch früheste Vorstellungen aus unserer Kindheit in uns lebendig — sehen wir hier in ihrer vom Phantasiebilde oft genug abweichenden heutigen Wirklichkeit. Spuren einer Jahrtausende umspannenden Geschichte, in deren Verlauf immer neue Völkerwellen dem Lande das Gepräge gaben, lassen sich aus diesen Bildern unzweideutig ablesen. Da sehen wir etwa jüdische Greise mit ihren charakteristischen, feingeschnittenen Patriarchengesichtern an der alten Klagemauer des Tempels den uralten Trauerritus der Ahnen fortsetzen. Oder wir blicken — auf einem künstlerisch vollendeten Bilde — durch die Arkaden am Tempelplatze des Ölbergs auf ein Gewirr orientalischer Kuppeln. Die hohen gewaltigen Zypressen von Gethsemane stehen wie riesige Wächter vor der üppigen Gartenwildnis der Stätte, wo einst Jesus den Häschern verraten ward. Und die düstere Steingräberstadt im Tale Josaphat prägt sich ebenso unvergeßbar ins Gedächtnis wie die Höhlenpaläste der Toten von Kidron, wo auch die seltsame, altersgraue Architektur des Absalomgrabes die Jahrhunderte überdauert hat.

Wie in allen Bänden der Wasmuth-Sammlung, so ist auch hier das lebendige Bild des Landes festgehalten, und man schaut etwa auf das Marktgetriebe vor der Geburtskirche von Bethlehem mit allerlei buntem Volk und reizenden Eselchen oder kann die Kamele an der Tränke geruhsam rasten sehen. Und alles das ist gewißlich viel charakteristischer als der tote Prunk jener Kirche selbst, durch die man die Stätte geehrt und zugleich unkenntlich gemacht hat, wo einst nach der Sage die Krippe des Heils im armseligsten aller Ställe gestanden haben soll.

Babylon und Assyrien, alexandrinische Griechenkultur und römischer Herrscherwille, byzantinische Prunksucht und die islamitische Märchenherrlichkeit des Kalifats mit ihrem Zauberglanz von tausend undeiner Nacht, das tollkühne Abenteuer der abendländischen Kreuzfahrer, die Türkenherrschaft und der immer erneuerte Kampf der Menschheit um das gelobte Land, ebenso wie die unauslöschliche Sehnsucht der über den Erdball hin verwehten Judenschaft nach endlicher Heimkehr — — alles das spiegelt sich unverkennbar in der Bildfolge dieses Bandes, der uns die klassischen Ruinen von Baalbek und Palmyra, der märchenhaften Wüstenstadt, ebenso vermittelt wie die gigantischen Quadern der babylonisch-assyrischen Architektur mit ihren geflügelten, menschenköpfigen Stieren oder die melancholische Einsamkeit der Wüste Juda, die Felswildnis des Sinai und die liebliche Jordanlandschaft, die beinahe an das — Saaletal erinnert. Ein echt morgenländisches Straßenbild aus Beiruth entrückt uns zauberhaft in die Ferne, und dann wiederum blicken wir auf das monumentale Schneckengewinde des Minarets von Samarra, oder wir sehen über die tausendköpfige Menge hin, die voller Inbrust vor der Kaaba zu Mekka der Offenbarung ihres Glaubens harrt.

Es ist allenthalben heiliges Land, das in diesem Bande unseren Blicken aufgetan wird: Quell- und Ursprungsland mächtiger Religionen, die noch heute lebendigste Triebkräfte der Menschheit verkörpern.

Das Bildermaterial, von Dr. Karl Gröber und der Firma Lehnert & Landrock in Cairo stammend, ist wiederum aufs sorgfältigste ausgewählt und in abwechslungsreicher Folge zusammen-

gestellt. In einer Zeit, in der zwar vermöge technischer Errungenschaften die Länder der Erde immer näher zueinander rücken, der größte Teil der Menschheit jedoch durch die Verheerungen und Zerstörungen des Weltkrieges noch in seiner Bewegungsfreiheit beschränkt bleibt, erfüllt das Wasmuthsche Unternehmen eine bedeutende kulturelle Mission. C. F. W. Behl.

Eine christlich-sozialistisch-kommunistische Einheitsfront

Es macht fast den Eindruck einer Sommerente, wenn man von dem Zusammenschluß von drei durch Weltanschauung und Politik scharf getrennten und sich auf das heftigste befehdenden Parteien liest. Die heiß ersehnte Einheitsfront des deutschen Volkes, auf die alle Parteien gepfiffen haben, als die Not des Vaterlandes sie gebot, hat sich endlich geschlossen, aber nicht etwa unter dem Eindruck der Staatsnotwendigkeiten, sondern unter dem Eindruck einer unser Volk angeblich drohenden Alkoholisierung. Nachdem amerikanische Abstinenzfanatiker den Bazillus der Alkoholpsychose in alle Länder des Erdenrunds getragen haben, fühlen sich alle auf diesem Wege Infizierten berufen, den Alkohol in jeder Form restlos zu vertilgen. Eine zeitgemäße Reform der Trinksitten und die Erziehung der Jugend zur Mäßigkeit lehnen sie als unzureichende Mittel im Kampf gegen den Alkoholismus ab. Nur der gesetzliche Zwang zur Enthaltsamkeit könne die Menschheit aus dem „Alkoholsumpf" befreien. Im Verfolg dieses Zieles haben sich nunmehr die sozialistischen Alkoholgegner unter Führung der Herren Dr. Strecker und Sollmann mit den Guttemplern auf einer Plattform zusammengefunden, nachdem die Kommunisten sich schon längst programmatisch auf die Trockenlegung festgelegt haben. Ihnen haben sich weiterhin die deutschen Katholiken abstinenzlerischer Färbung unter dem Eindruck des Erlasses des Fürstbischofs Bertram, in dem für das G.B.R. Stimmung gemacht wird, attachiert. Auf der am 8. Juli d. J. auf Haus Hoheneck-Heidhausen stattgefundenen Tagung ist der „Reichsausschuß deutscher Katholiken gegen den Alkoholmißbrauch" begründet worden. Seine Richtlinien unterscheiden sich nicht wesentlich von denen des Internationalen Guttemplerordens (J. O. G. T.). Auch sind bereits Ausschüsse für Gesetzgebung, für Nüchternheitsunterricht, für Bearbeitung der Presse, für Trinkerfürsorge, für Gasthausreform und schließlich für gärungslose Früchteverwertung eingesetzt worden. Auch wird ein Zusammenarbeiten mit den evangelischen Abstinenzvereinen ins Auge gefaßt. Es wird demnach eine katholisch-evangelisch-sozialistisch-kommunistische Kampffront künftig gegen den Dämon Alkohol aufmarschieren. Die Alkoholfrage wird damit zu einer Bedeutung aufgebauscht, die ihr, wenn man bedenkt, daß unendlich wichtigere Probleme auf wirtschaftlichem und kulturellem Gebiet der Lösung harren, gar nicht zukommt. Mit etwas weniger Fanatismus würden wir hier weiter kommen. Mehr und mehr spitzt sich auch die Alkoholfrage zu einer politischen zu. In Amerika gibt es bereits eine Partei der „Trockenen" und einer der „Nassen", die bei der nächsten Präsidentenwahl zum erstenmal in Aktion treten werden. Es ist daher die Gefahr einer weiteren Parteizersplitterung des deutschen Volkes trotz alkoholgegnerischer Einheitsfront nicht von der Hand zu weisen.

Wem gehört der Nordpol?

Der Nordpol ist zwar entdeckt, aber noch von keinem Menschen betreten worden. Dennoch machen sich in verschiedenen Staaten Annektionsgelüste recht erheblich bemerkbar. Mit dem einen Auge schielt Onkel Sam nach dem strittigen Objekt, mit dem anderen die Sowjet-Union. Diese will sogar das gesamte Polargebiet als ihre Interessensphäre beanspruchen. Hoffentlich führt der Streit um ein Nichts nicht zum Abbruch der diplomatischen Beziehungen zwischen beiden Staaten und schließlich zum Kriege. Der Fall stünde nicht ohne Parallele da. Als vor einigen Menschenaltern sich plötzlich eine Insel aus dem Meeresgrund der Südsee erhob, kam es zwischen England und Frankreich zu ernsten Streitigkeiten um den Besitztitel. Die gütige Natur war aber so einsichtsvoll, daß sie das Zankobjekt wieder verschluckte und dadurch den Krieg verhinderte!

Börsenspiegel

Was lehrt der Kurszettel?

Zu einer in jüngster Zeit wieder einmal sehr beliebten Lektüre ist allmählich der Berliner Kurszettel geworden, und wenn es auch noch nicht ganz so weit ist wie in der seligen Inflationszeit, als man den Kurszettel als „Das Blatt gehört der Hausfrau" zu bezeichnen pflegte, so hat sich das Interesse für die Dinge an der Börse doch wieder ganz erheblich vergrößert.

Vergleicht man einmal den Kurszettel, wie er gegenwärtig aussieht, mit dem Kurszettel vom Ende vorigen Jahres, so kommt man dabei zu allerlei interessanten Feststellungen und Schlußfolgerungen. Vor allem zu der, daß die „berühmten" Goldbilanzen doch wohl in der Mehrzahl der Fälle sehr falsch gewesen sein müssen. Ob nun bewußt und mit Absicht oder auch nicht, jedenfalls steht es fest, daß die Goldbilanzen in der Mehrzahl der Fälle nicht gestimmt haben, und daß sie vor allem sehr bedeutende stille Reserven enthalten haben, manchmal höhere, als das ganze Aktienkapital der betreffenden Gesellschaft betrug. Denn das ist doch wohl ohne weiteres klar, daß in der seit der Aufstellung der Goldbilanzen verflossenen kurzen Zeit, daß in diesen paar Jahren kein einziges Unternehmen allzu beträchtliche Reserven ansammeln konnte, ganz besonders nicht in dem traurigen Jahre 1925, und daß aus diesem Grunde also mit Sicherheit anzunehmen ist, die jetzt kursmäßig zum Ausdruck gekommenen Reserven seien schon damals in beinahe vollem Umfange bei den Gesellschaften vorhanden gewesen.

Vor ein paar Tagen zum ersten Male haben die Anteile der Berliner Handels-Gesellschaft den Kurs von 200 überschritten. Was geht daraus hervor? Daß die Verwaltung bei der Umstellung auf Goldmark viel zu rigoros vorgegangen ist, und daß man ebensogut damals eine Zusammenlegung im Verhältnis von 3 : 1 hätte vornehmen können, wie man bekanntlich eine solche von 5 : 1 durchgeführt hat. Es war zu jener Zeit für alle Verwaltungen sehr bequem, die Aktienkapitalien so stark wie nur möglich zusammenzulegen; denn auf

diese Weise schuf man sich stille Reserven, die man nicht mitverzinsen mußte, aus denen man im Gegenteil sogar in Zukunft nach Bedarf und Notwendigkeit schöpfen konnte, ohne daß man dazu der Einwilligung der Aktionäre bedurfte. Die Aktionäre freilich wußten und erfuhren von alledem nichts. Sie sahen nichts als die nackten Zahlen der Bilanz, ohne daß sie ahnen konnten, wie groß in den einzelnen Fällen die stillen Reserven seien, und in den schlechten Tagen des Jahres 1925 war natürlich jedermann davon überzeugt, daß es um die stillen Reserven der Gesellschaften sehr übel bestellt sei. Heute denkt man anders, und gerade das Beispiel der Berliner Handels-Gesellschaft zeigt, daß man sich im vorigen Jahre sehr erheblich, und zwar zum Nachteil der großen Mehrzahl der Aktiengesellschaften geirrt hat. Aber auch zum Nachteil der Aktionäre. Denn diese haben ihre Aktien vielfach zu den schlechtesten Kursen fortgegeben, und nun haben sie das Nachsehen!

Wie würde — um das allerkrasseste Beispiel anzuführen — wohl die Bilanz der J. G. Farbenindustrie aussehen, wenn die Gesellschaft einmal ganz genau ihre Werte ermitteln wollte und an keinerlei Reservenschaffung dabei dächte? Auch bei ihr ist natürlich nicht etwa anzunehmen, daß sie in den seit der Goldbilanz verflossenen wenigen Jahren am Substanz derart zugenommen habe, daß ein Aufgeld von fast 200 v. H. für ihre Aktien berechtigt wäre. Gewiß hat sie zwar in den vergangenen Jahren groß, sogar sehr groß verdient, aber doch nicht in dem Maße, wie der Kurs der Aktien sich seitdem erhöht hat, und ohne Frage kann man daher als sicher annehmen, daß 100 v. H. Aufgeld auch damals schon infolge der inneren Reserven bei dem Unternehmen voll berechtigt waren.

Ob heute ganz allgemein die stillen Reserven bereits voll in den Aktienkursen ausgedrückt sind? In vielen Fällen bestimmt noch nicht, und so werden wir an der Börse auch weiterhin im Zeichen starker Kursschwankungen stehen. Die zweite große Frage ist die, ob die Kurse gegenwärtig in angemessenem Verhältnis zu der für das laufende Jahr zu erwartenden Rente stehen. Die bedauerliche Tatsache für jeden Aktienbesitzer und jedermann, der es werden möchte, ist seit alters her die, daß er wohl die letzte Dividende seiner Gesellschaft kennt, aber nicht die des laufenden Jahres, die ihn weit mehr interessieren würde, und wenn in den jüngsten Wochen vielfach Kritik an den Kursen geübt wurde unter Berücksichtigung der letztgezahlten Dividende, so ist eine solche Kritik vollkommen abwegig, weil man bei einer Gesellschaft, deren Geschäftsjahr mit dem Kalenderjahr zusammenfällt, natürlich nicht die Dividende für 1925 bei der Frage der Kursberechtigung oder Nichtberechtigung zugrunde legen kann, sondern vielmehr nur die einstweilen meist leider unbekannte Dividende für 1926.

Offenbar aber gehen wir, was für die Entscheidung dieser Frage sehr wichtig ist, in Deutschland einer Zeit der Hochkonjunktur entgegen. Auf einigen Gebieten herrscht sie schon in vollem Umfange, besonders am Kohlenmarkt, auf dem Eisenmarkt nähern wir uns indessen ebenfalls Zeiten einer ausgezeichneten Konjunktur, und ebenso sieht es auf manchen anderen Gebieten teilweise äußerst hoffnungsvoll aus. Nicht zuletzt deswegen, weil ein guter Geschäftsgang in der Montanindustrie auch andere Industriezweige unbedingt anregen muß. Denn es werden im engsten Zusammenhang damit neue Maschinen gebraucht, neue

Werkzeuge, Transportmittel, Lokomotiven und alles andere. Die Rentabilität zahlreicher Industriezweige aber beginnt bereits, sich im Zusammenhang damit wesentlich zu heben, und wenn es manchen Branchen auch heute noch nicht gut geht, vor allem wegen des französischen und belgischen Valutadumpings, so darf man sich heute erfreulicherweise sagen, daß dieser Zustand sich seinem Ende nähert.

In Frankreich steht die Stabilisierung der Valuta vor der Tür, und es wird nicht mehr lange dauern, bis man von dieser Seite her keiner Bedrohung mehr zu befürchten hat. Die französische Industrie wird, wie wohl als sicher anzunehmen ist, aus der Inflationszeit nicht gerade gestärkt hervorgehen, und alsdann kann sie es sich ganz gewiß nicht gestatten, Deutschland im Weltmarkt zu unterbieten, da dessen Industrie heute technisch weit über der französischen steht. Denn Inflationsjahre sind auch keine Jahre der Verbesserung und Modernisierung der Anlagen. Hören aber erst die französisch-belgischen Preisunterbietungen endgültig auf, so ist anzunehmen, daß zahlreiche Gesellschaften, welche gerade hierunter seit Jahr und Tag stark gelitten haben, nunmehr ebenfalls wieder zur Rentabilität gelangen werden. Alsdann aber sind wieder die normalen, gewissermaßen vorkriegsmäßigen Zustände in der deutschen Industrie hergestellt, und hat es dann noch eine Berechtigung, daß immer noch zahlreiche Papiere weit unter Pari stehen?

Die Kurszettelfrage ist heute in erster Linie eine Frage der weiteren Entwicklung der Konjunktur, und diese Entwicklung ist entschieden günstiger zu beurteilen. Vor allem deswegen, weil, wie gesagt, die französische Konkurrenz sehr bald schon mit einem Schlage aufhören dürfte, und außerdem auch, weil die Trustbewegung immer weitere Fortschritte machen wird. Den Farbentrust und den Stahltrust haben wir; der Maschinentrust ist in der Entstehung begriffen, und im Oktober wird wahrscheinlich der Elektrotrust zustande kommen. Am Schiffahrtstrust wird ebenfalls weiter gearbeitet, der Automobiltrust entwickelt sich langsam durch Zusammenschluß der wichtigsten Werke dieser Industrie, und so gehen wir einer Zeit allgemein vergrößerter Wirtschaftlichkeit der Betriebe entgegen.

Macht man sich das klar, so kann man wohl kaum der Ansicht sein, daß die Kurse im allgemeinen der Entwicklung vorausgeeilt seien. In sehr vielen Fällen sind sie sogar ziemlich stark hinter dieser Entwicklung zurückgeblieben, und die Zukunft der deutschen Industrie erscheint heute unbedingt in einem durchaus hoffnungsvollen Lichte. Was sich in den letzten Monaten kursmäßig gezeigt hat, was den Effekten an Wert zugewachsen ist, war zum großen Teil jedenfalls nur die Tatsache, daß man die stillen Reserven gewissermaßen „endeckte", die an sehr vielen Stellen vorhanden waren, und sie in den Kursen zum Ausdruck brachte; aber die zukünftige Konjunktur ist im Kurszettel noch keineswegs etwa vorweggenommen, und sollten wir in der Tat einer ausgesprochenen Hochkonjunktur entgegengehen, was immerhin nicht ausgeschlossen ist, so sehe man sich einmal einen Kurszettel vom Jahre 1913 oder 1914 an und fälle alsdann ein Urteil. Florian.

Für den redaktionellen Teil verantwortlich: Dr. Heinrich Ilgenstein, Charlottenburg.
Für den geschäftlichen Teil verantwortlich: Paul Lentz, Berlin W 30, Motzstr. 11.
Druck: Paß & Garleb A.-G., Berlin W 57, Bülowstr. 66.

46. Jahrgang

Tägliche Rundschau

Unabhängige Zeitung für nationale Politik,
mit Unterhaltungsblatt für
die Gebildeten aller Stände

Herausgeber:
D. Bruno Doehring und Heinrich Rippler

Die große nationale Tageszeitung.

Die Zeitung der Gebildeten und der deutschen Familie.

Trotz aller Reichhaltigkeit ihres Inhalts ist die Tägliche Rundschau mit dem monatlichen Bezugspreis von nur 3 Gm. (zuzügl. Postbestellgeld) bei *täglich 2maligem Erscheinen* die

billigste der großen Berliner Tageszeitungen.

Probenummern liefert kostenlos

Geschäftsstelle der Täglichen Rundschau
Berlin W 57, Bülowstraße 66

Fernsprecher: Nollendorf 8120—8123
Telegrammadresse: Rundschaudienst

DIE GEGENWART

POSTVERTRIEB AB BERLIN

ZEITSCHRIFT FÜR LITERATUR, WIRTSCHAFTSLEBEN U. KUNST

HERAUSGEBER: HEINRICH ILGENSTEIN

AUS DEM INHALT:

Diplomatenkniffe — Von Mentor

Ist der Alkohol unser Freund oder Feind? — Von S.-R. Dr. Bergmann

Volkswirtschaft und Schutzzoll — Von Hans Thiemann

Was ist Wahrheit? — Von A. vom Berg

Rings um den Traunsee — Von C. F. W. Behl

Deutsches Heimatspiel — Von Franz Graetzer

Paul Scheerbarts architektonische Prophetie — Von Will Scheller

Einsamkeit — Von Hermann Kienzl

Randbemerkungen

Der repräsentative Mensch
Aus dem aufgeklärten Amerika

Börsenspiegel

SEPTEMBERHEFT 1926 / JAHRGANG 55

VIERTELJÄHRLICH 3 HEFTE

HEFTPREIS M. 0.30

VERLAG: GEGENWART G·M·B·H / BERLIN W 57 BÜLOWSTRASSE 66

Die Gegenwart

55. Jahrgang | Septemberheft | 55. Jahrgang

Diplomatenkniffe

Von Mentor

Der amerikanische Gesandte Herrick hat sich bei der Enthüllung eines Denkmals in St. Nazaire, wo vor neun Jahren die ersten für den europäischen Kriegsschauplatz bestimmten amerikanischen Truppen landeten, eine Rede geleistet, die folgende Blüten enthält: „Vor wenigen Jahren wurden wir in ganz Europa als Führer im Reiche des Idealismus begrüßt — als Pioniere in seiner Anwendung auf die Angelegenheiten der Welt . . . Kurz nach Ausbruch des großen europäischen Kampfes begann unser Volk zu begreifen, was auf dieser Seite des Ozeans vor sich ging. Der Amerikaner sah, daß menschliche Freiheit und einfachste Gerechtigkeit auf der Wagschale lagen und hatte vom ersten Anfang an nur einen entschlossenen Gedanken — nämlich sich den bürgerlichen Rock auszuziehen und das Gefühl der Befriedigung zu genießen, zur Verteidigung von Treu und Glauben einen Schlag zu führen."

Die Quintessenz dieser schwülstigen Ansprache ist: das amerikanische Volk ist aus reinster Begeisterung für die Sache der Freiheit und der Gerechtigkeit in den Kampf gezogen und hat sich aus reinstem Idealismus zu Hunderttausenden geopfert. Wir kennen die verlogene Geschichtsklitterung, die auf allen Seiten mit derselben Virtuosität zur Beruhigung des Schlechtweggekommenen gehandhabt wird. Wie verhielt es sich mit dem amerikanischen Begeisterungsrummel aber in Wirklichkeit? Bei Ausbruch des Weltkrieges verhielt sich das amerikanische Volk den europäischen Wirren gegenüber vollkommen indifferent. Der Krieg galt den breiten Schichten lediglich als eine Sensation, wie etwa ein Spektakelstück im Kino. Allmählich aber vollzog sich ein beachtlicher Umschwung der öffentlichen Meinung. In der Presse wurden unfreundliche Bemerkungen über Deutschland gemacht, die sich nach und nach zu heftigen Anklagen gegen das deutsche Volk und die deutsche Kriegführung verdichteten. Unterstützt wurde die Pressekampagne durch bildliche Darstellungen der deutschen Greuel in illustrierten Zeitschriften und auf der weißen Wand des Kinos, die heute die Welt bedeutet. Die Volksleidenschaften wurden bis zum Wahnwitz aufgepeitscht. Ganz Amerika verlangte nach einer Abrechnung mit den „Hunnen", die als Feinde aller Kultur restlos vom Erdboden vertilgt werden müßten. Eine zweijährige Propaganda, die namentlich an die „moralischen" Instinkte des amerikanischen Volkes appellierte, hatte genügt, um eine dem nüchternen Beobachter unbegreifliche Kriegsstimmung hervorzurufen. Das Volk war reif für den Krieg — und die Entrepreneure in Wallstreet rieben sich die Hände vor Vergnügen!

Wozu brauchte man die Volksbegeisterung für den Krieg? Was war der Grund für das Eingreifen Amerikas in die europäischen

Wirren? Wer die Zusammenhänge zwischen Wirtschaftsinteressen und Krieg kennt, für den liegt die Antwort auf der Hand: das von der amerikanischen Großfinanz in den Ententeländern investierte Kapital schien bei einem deutschen Siege gefährdet. Also mußte Deutschland niedergerungen werden! Hätten die Verhältnisse anders gelegen, hätte sich die amerikanische Finanz in Deutschland engagiert, würde die amerikanische Politik einen anderen Weg eingeschlagen haben. Dann hätte es der amerikanische Patriotismus geboten, den Franzosen und Engländern den Garaus zu machen. Gerade das Eingreifen Amerikas in die europäischen Wirren gibt auf das deutlichste darüber Auskunft, daß heute mehr denn je alles Weltgeschehen, alle Kriege und Revolutionen letzten Endes auf wirtschaftliche Ursachen zurückzuführen sind. Ideelle Beweggründe gibt es in dieser Hinsicht nicht. Arthur Schopenhauer, der zwar ein großer Metaphysiker war, aber in allen praktischen Lebensfragen ein sehr weltkluger Mann, formuliert die Sache einfach dahin: „Diebesgelüste sind die Ursachen des Krieges." Wenn die geschmeidige Diplomatie von wirtschaftlichen Spannungen, die zu einer Katastrophe drängen, spricht, so ist es im Prinzip dasselbe. Selbst wenn dem Kriege ein Schimmer von Romantik und Idealismus anhaftet, so entpuppen sich zuguterletzt die Diebes- und Ausbeutungsgelüste als die eigentliche Kriegsursache.

Ich möchte in diesem Zusammenhang an den amerikanischen Bürgerkrieg von 1861 bis 1865 erinnern. Dieser für damalige Verhältnisse äußerst blutige Krieg war nach außen als eine geradezu humanitäre Angelegenheit drapiert worden. Galt es doch, die große transatlantische Republik von dem Schandfleck der Sklaverei zu befreien! Das rührselige und verlogene Buch der Beecher-Stove „Onkel Toms Hütte" hatte die gesamte zivilisierte Welt — soweit sie nicht an dem Kriege interessiert war — für die Sache der Nordstaaten gewonnen, die, um mit Fichte zu reden, kämpften „für die Gleichheit alles dessen, was Menschenantlitz trägt". Gerade, als wenn die geschäftstüchtigen Yankees sich je von Sentiments in ihrem Handeln hätten leiten lassen! Nein, so einfach lag die Sache nicht. Der Sezessionskrieg war der blutige Ausklang der wirtschaftlichen Rivalität zwischen Nord und Süd. Die Nordstaaten, die industriell, also in der Arbeitsteilung, weiter entwickelt waren als der Süden, brauchten zum Schutz ihrer jungen Industrie Zölle. Den vorwiegend agrarischen Südstaaten, die auf die Einfuhr industrieller Erzeugnisse aus dem Auslande angewiesen waren und diese möglichst billig einkaufen wollten, war der Schutzzoll unbequem. Die Sklavenfrage spielte insofern eine Nebenrolle, als die industriellen Nordstaaten schon längst zur Lohnarbeit übergegangen waren. Man hatte sich bereits vor Ausbruch des Krieges friedlich schiedlich geeinigt und die „Sklavengrenze" zwischen Nord und Süd festgelegt. Die Negerbefreiung wurde erst am 1. Januar 1863 von Lincoln verkündet, und ist jedenfalls nicht der Ausdruck humanitärer Regungen der Yankees, sondern ein Kampfmittel gegen die Südstaaten gewesen, um sie an der empfindlichsten Stelle, nämlich am Geldbeutel, zu treffen. War doch der Sklavenbesitz als ein wesentlicher Kapitalbestand der Plantagenbarone anzusetzen! Die Südstaaten unterlagen, der „gerechten" Sache war damit der Sieg zugefallen.

Betrachtet man die Dinge, unbeirrt durch die Verdrehungskniffe der Diplomaten, lediglich aus dem wirtschaftlichen Gesichtswinkel, so

können einem die wirklichen Ursachen des Konfliktes zwischen den Staaten, die sich in blutigen Katastrophen auslösen, nicht länger verborgen bleiben. Man muß sich nur wundern, mit welcher Ungeniertheit, ausgerechnet von einem Vertreter der Vereinigten Staaten, die Tatsachen verdreht und einem schlau angelegten Geschäftstrick idealistische Motive unterschoben werden.

Ist der Alkohol unser Freund oder Feind?

Von Sanitätsrat Dr. Bergmann, Berlin

Jeder kennt das abstoßende Bild des Trunksüchtigen. Er schädigt nicht bloß seine eigene Person und Gesundheit aufs schwerste, sondern er kann auch seinen Nachkommen dadurch verhängnisvoll werden, daß er seine Leidenschaft auf sie vererbt oder daß sie durch eine angeborene Anlage zur Epilepsie und anderen Krampfleiden belastet werden oder mit teils sittlichen, teils verstandesmäßigen Mängeln zur Welt kommen.

Dazu kommt, daß unter dem dauernden Einfluß des Alkohols der Charakter des Trinkers in die Brüche geht. Er wird leichtsinnig, verlogen und unzuverlässig, er wird arbeitsscheu, jähzornig, mißhandelt Frau und Kinder und zieht sie durch den Ruin seines Wohlstandes mit sich ins Verderben. Die Armenpflege in nicht wenigen Gemeinden bricht fast zusammen unter den Lasten, die ihr durch die Opfer des Alkoholteufels auferlegt werden, und ebenso stehen mit diesem überaus zahlreiche Straftaten in ursächlichem Zusammenhang. Rechnen wir noch hinzu, daß der Rausch den sittlichen Widerstand gegen sexuelle Versuchungen abschwächt und daher zur Ausbreitung der Geschlechtskrankheiten beiträgt, so sehen wir, daß dem Alkohol ein langes und schweres Sündenregister vorgehalten werden muß und daß er zweifellos Gefahren in sich birgt, die über den persönlichen Rahmen hinausgehen und zu einer Bedrohung der Volkswirtschaft und der Volksgesundheit werden können.

Ganz gewiß muß alles daran gesetzt werden, diese Gefahren zu beschwören und aus der Welt zu schaffen, aber es erhebt sich die Frage: Auf welchem Wege kann und soll das geschehen? Auf den ersten Blick möchte es scheinen, daß dieser Zweck durch nichts so rasch und sicher erreicht werden könne als wenn nach dem Willen der Abstinenzler der Alkohol einfach ausgemerzt würde. Denn ohne Alkohol gibt es natürlich auch keine Alkoholgefahren.

Das wäre nun freilich eine Hilfe, die zu den Radikalmitteln zu rechnen wäre, aber erfahrungsgemäß sind solche gegen gesellschaftliche Krankheitserscheinungen überhaupt nicht anwendbar, sondern diese lassen sich vielmehr allein auf dem Wege des Kompromisses beseitigen, und wenn von diesen Radikalhilfen dennoch Gebrauch gemacht wird, so zeigt sich, daß sie das Kind mit dem Bade ausschütten und daß sie schlimmer wirken als das Übel, welches sie heilen sollen. Vergessen wir doch nicht, daß eine tatsächlich durchgeführte Trockenlegung Deutschlands, die von unseren Abstinenzlern mit allen Mitteln der Agitation auf dem abgekürzten Wege des Gemeindebestimmungsrechts angestrebt wird, in unserer Volkswirtschaft gefährliche, ja, die unheilvollsten Schwankungen hervorrufen müßte.

Trotz dieser schweren Bedenken wäre den Bestrebungen der Abstinenzler eine innere Berechtigung nicht abzustreiten, wenn es ihnen gelänge, den Nachweis zu führen, daß der Alkohol an sich und unter allen Umständen gefährlich sei und daß er daher nicht in die Schankstätten gehöre, sondern mit dem Morphium, dem Kokain, der Blausäure und ähnlichen Stoffen im Giftschrank der Apotheken zu verschließen sei, wo er allein dem Arzt zu Heilzwecken zugänglich sein dürfe.

In der Tat sind die Abstinenzler um diesen Beweis unablässig bemüht, und sie berufen sich zu diesem Zwecke ganz besonders und immer wieder auf Versuche, die der berühmte Nervenforscher Kraepelin angestellt hat und die ihn zu dem Ergebnis geführt haben, daß der Alkohol schon in kleinsten Mengen giftig wirke, indem er die geistigen Fähigkeiten merklich herabsetze, die gesunden Hemmungen im Nervenleben und im Bewußtsein schwäche oder ganz aufhebe und die Herrschaft unserer Nerven über das Muskelgebiet beeinträchtige.

Andere gewichtige Autoritäten, wie Leyden, Binswanger, Hoche, Rubner und Orth, haben jedoch gefunden, daß diese Alkoholwirkungen bei einem erwachsenen Menschen von gesundem Geist und Körper erst dann zutage treten, wenn er im Alkoholgenuß die zuträgliche Grenze erheblich überschreitet.

Diese aber ist nun zwar keine feststehende Größe, die sich mit allgemeiner und zahlenmäßiger Gültigkeit ausdrücken ließe, sondern sie ist vielmehr für den einzelnen ganz verschieden, ja, sogar für den gleichen Menschen ist das zulässige Maß von Alkohol nicht immer das gleiche, sondern ist von seiner Gemütsstimmung, vom Kräftezustand, von der Tageszeit, vom Füllungsgrad seines Magens und vielen anderen Umständen abhängig. Trotz diesen Schwankungen ist es zweifellos, daß es für jeden Gesunden eine, wenn auch wechselnde, so doch jeweils bestimmte Alkoholmenge gibt, auf die sein Körper zurzeit eingestellt ist und die er daher ungestraft genießen kann. *Ja, einer unserer größten Pharmakologen, Professor Binz, hat im Gegensatz zu Kraepelin nachgewiesen, daß eine solche Alkoholdosis, die unter der Zulässigkeitsgrenze bleibt, nicht nur nicht schadet, sondern sogar in unserem körperlichen und geistigen Befinden ungemein wohltuende Wirkungen auszuüben vermag.*

Nach den allgemein anerkannten Forschungsergebnissen von C. Binz wird durch mäßigen Alkoholgenuß die Absonderung der Magen- und Darmdrüsen angeregt und dadurch die Verdauung gefördert. Zugleich wird durch ihn die Gehirntätigkeit erhöht, und insbesondere der Ablauf sowie die Verknüpfung von Vorstellungen im Bewußtsein erleichtert und beschleunigt. Der Alkohol kann sogar in schwachen Gabenmengen zum wirklichen und bedeutungsvollen Nährmittel werden, indem er im Organismus rasch zu Kohlensäure und Wasser verbrennt, wodurch er einerseits sich in Körperwärme und Spannkraft umsetzt und andererseits die Verbrennung der Nährstoffe und des Fettes in unseren Geweben aufhält. Er spielt also in unserem Organismus die Rolle eines Eiweiß- und Fettsparers, welche gelegentlich, besonders bei harter Kälte, verbunden mit ungenügender Nahrungszufuhr, von hoher Wichtigkeit sein kann. Auch die so überaus wichtige Funktion des Blutumlaufs, die für den Gesamtzustand des Organismus oft geradezu entscheidend ist, wird

durch den Alkohol erleichtert, indem er den Herzmuskel, das Zentrum der Blutbewegung, nicht wie mit einer Peitsche zu gesteigerten Leistungen zwingt, sondern ihn zu erhöhter und geregelter Tätigkeit milde anregt.

Alle diese guten und heilsamen Wirkungen der geistigen Getränke verwandeln sich jedoch in ihr gerades Gegenteil, wenn ihr Genießer sich nicht an seine persönliche Mäßigkeitsgrenze gebunden hält, sondern sie vielmehr gewohnheitsmäßig und erheblich überschreitet. Dann freilich wird es oft genug auf die Dauer nicht ausbleiben, daß die Gesamternährung des Körpers, anstatt sich zu heben, herunterkommt, daß lebenswichtige Organe gereizt und entzündet werden und daß der Gewohnheitssäufer schließlich das traurige Bild des fortschreitenden Verfalls in körperlicher, sittlicher und intellektueller Beziehung darbietet.

Welches ist nun die praktische Folgerung, die wir aus der dargelegten Sachverhalt zu schließen haben? Sie kann nur darin bestehen, daß wir den Alkohol an sich nicht als unseren Feind ansehen, sondern daß wir ihn vielmehr durch weisen und zurückhaltenden Genuß in unseren Dienst stellen und von seinen lebensfördernden Eigenschaften den richtigen Gebrauch machen. Das ist gewiß keine einfache und leichte Aufgabe, aber sie kann, und im Interesse der deutschen Volkswohlfahrt muß sie erfüllt werden.

Volkswirtschaft und Schutzzoll

Von Dr. Hans Thiemann

Das leitende Ziel einer Wirtschaftspolitik soll immer das Wohl des Volkes auf ökonomischem Gebiete sein. Welche Mittel anzuwenden und welche Wege zu gehen sind, um an dieses Ziel zu gelangen, bestimmen immer die Verhältnisse des Landes und seine Stellung im Weltwettbewerb der Völker. Daraus erhellt, daß die Frage, ob Freihandel oder Schutzzoll, keine grundsätzliche, sondern eine praktische Frage ist und nur Mittel zum Zweck sein kann. Deutschland, das heute wieder in der Lage ist, Handelsabkommen zu schließen, muß ganz besonders in jedem Falle abwägen, ob die zu fordernden Opfer auch im richtigen Verhältnis zu dem zu erwartenden Nutzen stehen.

Die Vertreter der Freihandelsidee sind sich heute längst klar darüber, daß Deutschland zurzeit nicht in der Lage ist, zum vollständigen Freihandel überzugehen, ohne den weitaus größten Teil des Erwerbs- und Wirtschaftslebens dem Untergange zu weihen. Andererseits erkennen auch ausgesprochene Schutzzöllner an, daß die Zölle nur als Mittel anzusehen sind, nicht aber als Selbstzweck und daß sie nur so lange eine Berechtigung haben, als sie zur Förderung der heimischen Produktion nicht entbehrt werden können. Damit geben die Schutzzöllner zu, daß Zölle im Grunde als ein Übel zu betrachten sind, welches so viel als möglich zu beschränken ist. Noch in aller Erinnerung sind die scharfen Auseinandersetzungen über das Für und Wider der Schutzzollpolitik, die der Einführung des Getreidezolles im Sommer vorigen Jahres vorausgingen. Für die Regierung handelte es sich damals darum, die gewaltige Einfuhr von Getreidemengen aus dem Auslande zugunsten der deutschen Inlandsproduktion zu unterbinden. In der Tat lagen seinerzeit die Weltmarktpreise für Getreide unter den

Preisen, die die deutsche Landwirtschaft für ihr Getreide forderte. Die Regierung konnte dieses Argument nicht gelten lassen, weil gerade dieser Schutzzoll zum Zwecke des Schutzes der nationalen Arbeit sich notwendig erwies. Die Folge des eingeführten Schutzzolles war eine deutlich spürbare Intensivierung der landwirtschaftlichen Arbeit zugunsten des heimischen Arbeitsmarktes.

In der Tat sind nach Einführung der Getreidezölle Forderungen nach einem dauernden Schutz der nationalen Arbeit erhoben worden. Aber weder die Forderung des Schutzes der nationalen Arbeit noch die der internationalen Arbeitsteilung können Ausschließlichkeit für sich beanspruchen. Weder die eine noch die andere Auffassung darf als allgemein maßgebender Grundsatz hingestellt werden.

Die Anschauungen über die Wirkung der Zölle haben sich im Laufe der Zeit vielfach geändert. Die alte klassische Schule ging davon aus, daß jeder Zoll als ein Teil der Gestehungskosten anzusehen sei, also im Preise der Waren zum Ausdruck kommen müsse. In der neueren Zeit, vor allen Dingen unter der Ära Bismarck, hat sich die entgegengesetzte Auffassung Bahn gebrochen, nach der das Ausland zum größten Teile den Zoll trage, also die Wirkung auf das Inland nur als minimal ansieht.

Der Zweck der bisher durchgeführten Ausfuhrzölle lag darin, die Ausfuhr bestimmter Gegenstände der heimischen Produktion zu erschweren mit der Absicht, sie dem heimischen Markt zu erhalten und den Radius des freien Spiels der Kräfte zu vergrößern. Die gewünschte Wirkung wird im allgemeinen nicht ausbleiben, doch ist die Möglichkeit einer Abwälzung auf das Ausland keineswegs unbedingt ausgeschlossen. Sehr oft ist dies eine einfache Machtfrage. Ist das Ausland auf den Bezug der betreffenden Waren angewiesen, findet es noch im vollen Maße seine Rechnung, wenn es die durch den Zoll erhöhten Preise zahlt. Jedenfalls aber wird mit der Erhöhung des Preises ein Sinken der Nachfrage durch das Ausland, also ein Rückgang der Ausfuhr eintreten und in beiden Fällen das Inlandsangebot steigen. Daß die Ausfuhrzölle als Kampfmaßregel ihre Bedeutung haben können und ihre Wirkung nicht verfehlen, beweisen die Zollkriege.

Ähnlich verhält es sich mit den Einfuhrzöllen. Eine Eingangsabgabe als Schutzzoll soll den betreffenden Gewerben im großen ganzen höhere Preise sichern, als sie bei freiem Wettbewerb des Auslandes zu erwarten wären. Es ist dies in der Tat der Zweck, auch wenn er in der Regel geleugnet und gesagt wird, daß nicht die Erhöhung der Inlandspreise, sondern nur der Ausschluß der ausländischen Konkurrenz auf dem Inlandsmarkt das Ziel sei. Die inländische Erzeugung will eben durch den Zoll höhere Preise erlangen, die ein besseres Auskommen mit den Produktionskosten ermöglichen. Daher ist es nur allzu begreiflich, daß bei einer jeden derartigen Zollerhöhung von den ausländischen Erzeugern Klagen erhoben werden. In Zeiten einer Überproduktion und vor allem bei Fehlen des entsprechenden Absatzes werden die Erzeuger des Auslandes, wenn es ihnen irgend möglich ist, die Preise nicht heraufsetzen und den Zoll tragen.

Für Deutschland müssen Ausfuhrzölle heute nur noch eine untergeordnete Rolle spielen. Wenn auch unsere Handelsbilanz eine erfreuliche Besserung aufweist, so muß, um sie zu einer dauernden Aktivität zu bringen, gerade der Einfuhrzoll in weitem Maße zur Bedeutung bei

solchen Waren kommen, die wir ohne Inanspruchnahme des Auslandes produzieren können. Gerade in den letzten Jahren hat die Einfuhr an überseeischen Früchten, wie Bananen, Apfelsinen, derartig zugenommen, daß dem heimischen Obstmarkt schwerer Schaden zugefügt worden ist. Ein sehr starker Einfuhrzoll, der sich in einer fühlbaren Preiserhöhung auswirken müßte, würde Wunder wirken und von Segen für die deutschen Obstkulturen sein. Ähnlich verhält es sich mit der Einfuhr von Bier und Wein. Die steigenden Ausfuhrziffern der tschechischen Brauereien dokumentieren sich aus dem immer höher werdenden Absatz an Tschechenbier in Deutschland.

Von Freunden des Tschechenbiers könnte nun als Entgegnung angeführt werden, daß die deutsche Industrie in der Tschechoslowakei einen sehr guten Abnehmer ihrer Produkte, vor allem in der Maschinen- und Textilindustrie, hat. Eine genaue Überprüfung der Ein- und Ausfuhrziffern mit der Tschechoslowakei ergibt nach den eingehenden Untersuchungen des Reichstagsabgeordneten Dr. Schneider ein sehr eigenartiges Bild. Schneider schreibt hierüber: „Beispielsweise für 1923 betrug der Warenverkehr von Deutschland nach der Tschechoslowakei nach der deutschen Statistik 243 Millionen Mark. Nach der tschechischen Statistik etwa 557 Millionen Mark, also etwa 130 v. H. mehr. Für das Jahr 1924 ergab die deutsche Statistik 379 Millionen Mark, die tschechoslowakische 692 Millionen Mark, das sind 80 v. H. mehr. Dieser Unterschied ist aber ganz einfach darauf zurückzuführen, daß nach den Vorschriften für die Einfuhrstatistik in der Tschechoslowakei das Herkunftsland als Versendungsland der Waren erfaßt wird, daß also für die großen Posten roher Baumwolle, Mais und Reis sowie Kolonialwaren, die von Übersee über die deutschen Häfen Hamburg und Bremen und dann etwa durch Elbschiffahrt, infolgedessen über die deutsche Grenze, nach der Tschechoslowakei eingeführt werden, in der tschechischen Statistik Deutschland als Einfuhrland erscheint. Beispielsweise weist die deutsche Ausfuhrstatistik 1923 keine Ausfuhr von Mais nach der Tschechoslowakei nach, die tschechische Statistik dagegen eine Einfuhr von 8000 Tonnen aus Deutschland, oder 1923 nach der tschechischen Statistik 40 000 Tonnen Rohbaumwolle aus Deutschland eingeführt, nach der deutschen Statistik nur 11 000 Tonnen nach der Tschechoslowakei ausgeführt."

Der ungeheure Gegensatz zwischen deutscher und tschechischer Statistik entsteht also dadurch, daß der tschechische Statistiker die Waren, die die Tschechoslowakei aus Übersee bezieht und die notgedrungen den Weg durch das deutsche Zollgebiet nehmen, einfach als deutsche Importartikel bucht. Dieser statistische Kniff muß die Öffentlichkeit irreführen. In der Tat ist die deutsche Handelsbilanz, wenn die Waren, die im Transitverkehr in die Tschechoslowakei eingeführt werden, in Abzug gebracht werden, gegenüber der tschechischen tatsächlich passiv. Für uns ergibt sich daraus die Notwendigkeit, die Einfuhr von Tschechenbier durch Belegung eines hohen Zolles wenigstens so zu erschweren, daß die Zunahme des Absatzes auf Kosten der inländischen Produktion so gut wie unterbunden wird.

Ähnlich verhält es sich mit dem Wein. Allerdings sind uns hier durch den Versailler Friedensvertrag gewisse Zwangsmaßregeln auferlegt. Für die Belebung der inländischen Weinproduktion und des heimischen Absatzes wird die augenblicklich durchgeführte staatliche Weinpropaganda von förderndem Einfluß sein und die Einfuhr bedeutend einschränken.

Gewiß wird durch die Neuauflegung oder Erhöhung eines Zolls das Bezugsland mehr oder weniger geschädigt. Eine solche Maßregel löst auf der Gegenseite entsprechende Zollerhöhungen aus. Die Folge davon ist, daß sich zwei Völker mitten im tiefsten Frieden auf wirtschaftlichem Gebiete stark bekämpfen. In einer Zeit wie der gegenwärtigen, in der durch die ausgebildete internationale Arbeitsteilung die wirtschaftlichen Interessen der verschiedenen Länder so eng verbunden sind, wirkt ein solcher Zollkrieg ungleich schlimmer als in früheren Jahren. Die merkantilistische Anschauung, daß der Vorteil des eigenen Landes am besten durch die Schädigung des anderen gewahrt werden könne, ist gegenwärtig als überwunden zu betrachten, ebenso wie man erkannt hat, daß bei jedem richtigen Handelsgeschäft beide Teile gewinnen müssen. Trotz alledem erfordert die wirtschaftliche Lage Deutschlands eine genaue Aussonderung aller der nur im Ausland zu beziehenden Güter, die nicht ausschließlich für die Befriedigung der Bedürfnisse des täglichen Lebens in Betracht kommen und einen Schutz der Güter, die im eigenen Lande in genügender Menge produziert werden können. Der deutsche Wirtschaftspolitiker muß sich immer wieder von neuem klarmachen, daß der einzige hier zum Ziele führende Weg der Abschluß von Zollverträgen ist, die auf sorgfältigster Abwägung der beiderseitigen Interessen aufgebaut sein müssen.

Was ist „Wahrheit"?

Von A. vom Berg

„Es muß in den Gemütern der Menschen etwas vorhanden sein, was der Aufnahme der Wahrheit, auch wenn sie noch so hell leuchtete, und der Annahme derselben, auch wenn sie noch so lebendig überzeugte, im Wege steht." So sagt Schiller, dessen ganzes Werk, das Ungezählte begeisterte und heute noch entsprechend nachwirkt, z. B. Oswald Spengler für ein paar Verse Hölderlins hingeben will. Pilatus frug in bezug auf einen bedeutenden Sonderfall: „Was ist Wahrheit?", Schiller frug nicht, sondern sah „die" Wahrheit, d. i. eine höchste Wahrheit für alle, nicht meinend, auch er stehe vor einem Sonderfall, vor einem, der wenigstens von echtgläubigen Christen gegenüber dem Fall des Pilatus nur als sehr winzig gewertet werden müsse. Schiller wirkte ganz und gar im Banne Kants, der trotz vielfachen Angriffen aus theologischem Lager gerade heute auch alle Gottesgelahrtheit beherrscht, und so ist „die" Wahrheit, die Schiller in obigem Ausspruch meint, eben die Wahrheit aus Königsberg, gegenüber welcher die aus Nazareth so klein wird, wie echte Christen irgendeine „weltliche" Wahrheit sehen müssen, so daß sich bez. Anerkennung und Verwerfung der „Wahrheit" unbedingte Gegenseitigkeit ergibt.

Spenglers große Wahrheit wird als die preußische angesprochen, aber auch hierbei sollte man sich klar darüber sein, daß die meisten Individuen in Preußen oder Deutschland sie weder teilen noch kennen oder verstehen, daß es sich um ein Abstraktum „Preußen" handelt, das nicht für zwei Menschen völlig übereinstimmt. Und die Wahrheit Hölderlins hat wahrhaftig ebensogut Berührungspunkte mit den Wahrheiten irgendwelcher großen Denker beliebiger Zeiten und Orte wie mit der sog. preußischen, d. h. Spenglerschen Wahrheit, die z. B. von

der im Ziel gleichgerichteten, mit großem Unrecht als laienhaft gewerteten H. St. Chamberlains wesentlich verschieden ist. Auf die Frage „Was ist Wahrheit?" war bis heute keine Antwort möglich, eine für allgemein gültig oder „absolut" zu haltende Wahrheit könnte sich auch in fernsten Zeiten nicht einmal roh umreißen lassen, denn, ach!, sämtliche Versuche solcher Art waren, mußten sein und müssen bleiben: formale Begriffsbilder, deren Armut allem Lebendigen gegenüber ja auch Schiller in einer anderen Gemütsstimmung richtig erkannt hat. Über der Frage nach Wahrheit zermarterte Nietzsche sein Gehirn, und als er fertig war, galt dies nicht nur für seine Antwort, sondern auch für seine physische Person; der gigantische Geist zerbrach an seiner Arbeit, da er kein Schopenhauer war, der weltverneinend zu lehren und dabei gemächlich zu leben und für seinen Nachruhm zu sorgen verstand. Solch ein physisch Gesunder, Unbekümmerter ist wieder Spengler; er komme von Nietzsche und Goethe, sagt er, aber weder den einen noch den andern könnte er fortführen, keinen begreift er in der spezifischen Tiefe, im Besten, und dies darum, weil seine Grundwahrheiten wesentlich andere sind als die der beiden Großen, deren Interpret er zu sein meint.

Nietzsche ging es um die Wahrheit in erster Linie, Spengler fertigt Geschichtsparallelen, sagt ganz richtig, Mathematik sei der Maßstab für Totes, Analogie der für Lebendiges, hantiert dabei aber genau wie die von ihm verspotteten Professoren mit formalster Mathematik und verwechselt, da man für Parallele auch Analogie sagen kann, fertige Gebilde mit der Arbeitsart bzw. Wachsweise, durch die diese Gebilde entstanden waren; er „historiziert" wie die andern auch, nur hat er eine eigene Betrachtungsweise erfunden, deren Richtigkeit nicht bestritten zu werden braucht, deren Fehlschlüsse jedoch offenbar sind. Wo sich analogisches Denken vollzieht, da wird alles durch Mathematik Erzüchtete gründlich gehaßt, und demgemäß wären die wesentlichen Bestandteile der verschiedenen Wahrheits- oder Kultursummen (denn auch dies ist identisch) daraufhin zu prüfen, ob sie mathematisch oder analogisch erwuchsen. Demgegenüber bedeutet es nichts, ob man die ganzen Systeme Glieder einer fortlaufenden Kette („der" Wahrheit oder Kultur) sein läßt oder ob man herausbringt, daß es keine Einzahl, sondern Mehrzahlen zu betrachten gilt, deren „völliges" Abgeschlossensein voneinander obendrein ein neuer Aberglaube ist. Nietzsche suchte in erster Linie „die" Wahrheit, die einzählige; Spengler fand, es gebe nicht eine einzählige Kultur, sondern Kulturen nur in der Mehrzahl. Was läge nun wirklich analogischem Denken näher, als zu folgern: dann gibt es vielleicht auch Wahrheiten nur in der Mehrzahl! — Soweit Spengler begriffen haben muß, daß jede Kultur auf einer ihr gemäßen Wahrheit basiert, muß ihm natürlich auch die Mehrzähligkeit der Wahrheit klar sein; aber analogisches Denken hat dasselbe Recht wie die ja ins „Unendliche" greifende Mathematik, sich anzuwenden, solange noch unbehandelter Stoff vorliegt, und dann gibt es nicht nur ebensoviel Wahrheiten wie etwa Kulturen im Spenglerschen Sinn, sondern es muß genau so viele Wahrheiten wie einzelne Geschöpfe (nicht nur Menschen!) geben. Und da Wahrheit und Kultur „Ding und Gegending" sind, die nur zusammen, nie einzeln vorkommen können, die beide nur dadurch existieren, daß sie sich gegen-

seitig aneinander emporbauen, gab es auch keine römische, griechische usw. Kultur in der Einzahl, sondern genau so viele, wie es Griechen und Römer gab. Jeder Mensch, um bei ihm zu bleiben, ist eine Welt von ganz bestimmter, einmaliger Verfassung und Wesensart, und wie es für jede Sonne, jeden Planeten oder Mond eine ureigene „Wahrheit", d. h. einen Kreis des Lebenkönnens, geben muß, so auch eine für jeden Menschen. „Kulturen" im Spenglerschen Sinn sind also immer schon ungeheure Zusammenballungen wirklicher Kulturen, sind Kompromisse vieler, in denen naturgesetzlich das Mittelmäßige herrschend werden muß, das sich dann die „genialischen" Titel anmaßt, deren berechtigte Inhaber im Kampf geschunden und getötet wurden. Damit ist auch das wieder aus einseitiger Betrachtungsweise herausgerettet, was *Richtiges* an der Meinung von *einer* sich forterbenden, *alle* Menschen umfassenden Kultur bzw. Wahrheit gewesen ist und immer sein wird. Denn schließlich haben doch notwendig alle Menschen, gleich allen Sternen, um spezielle Lebenskreise haben zu können, ein Gemeinsames, das man Grundwahrheit oder sonstwie nennen mag, und jeder gleicht trotzdem nur dem Geiste, den er selbst begreift, keinem anderen.

Setzen wir in dem am Eingang stehenden Schillerschen Satz, um seinen Inhalt klarer zu veranschaulichen, statt Gemüter der Menschen: Augen der Menschen, und statt Wahrheit: Licht! Ist es denkbar, daß einer (denn immer um den einzelnen dreht es sich), dem wir ein hell leuchtendes Licht zeigen, bestreiten könnte, das sei ein Licht? Und wenn er sich abwendet, dieses hell leuchtende Licht nicht gleich uns in höchsten Tönen preisen mag, sagen wir da wirklich, es müsse in seinen Augen etwas sein, was die Aufnahme des Lichts hindert? Daß er gleich uns ein helles Licht sehe, dessen sind wir sicher, aber wir wissen auch, daß ein bestimmtes Licht auf den einen angenehm, auf den andern unangenehm wirkt, weil eben jeder seine eigenen „Empfindungen" schon beim Anblick eines Lichtes hat, und wir drängen darum niemand unser Lieblingslicht auf (wobei man an den älteren Leuten wohlbekannten Gemütswert der Petroleumlampe gegenüber den modernen Lichtarten denken möge). Nun sind Lichter großen Wahrheiten gegenüber (die ebensowohl Leben gefährden wie Leben erhalten) recht einfache Sachen; sollen wir uns wundern, wenn die kompliziertesten Dinge nicht leichter angenommen werden als die einfachsten? Mit der verweigerten „Annahme" der Wahrheit, die „lebendig überzeugt" haben soll, verhält es sich freilich so, daß nur von einem gründlichen Irrtum des Dichters die Rede sein kann. Eine Wahrheit, die lebendig überzeugt, *wird* (naturnotwendig) angenommen; vieles Elend in der Gesellschaft kommt ja daher, daß sogar sehr unlebendige, rein wortmäßige „Überzeugung" für lebendig genug gehalten wird. Wahrheiten, die lebendig einschlagen sollen, verlangen eine Empfangsstation, die ungefähr auf die gleiche „Wellenlänge" eingestellt ist wie die Gebestation. „Du gleichst *dem* Geist, den *du* begreifst, nicht mir!" Dies ist das einzige, was jemand, der *seine* große Wahrheit propagiert, verständigerweise dem Ablehnenden sagen kann, denn die *Einsichten*, nicht etwa ein „Wollen", sind das Entscheidende, und dies hat den Sinn, daß die vorgetragene, aber abgelehnte Wahrheit eben *nicht lebendig* überzeugte — weil sie wohl die Wahrheit des Vortragenden, nicht aber die des Hörers war.

Viel echte „Begeisterung" ermangelt eigentlicher Einsichten, und in solchen Fällen wird intellektuelles Begreifen nur vorgetäuscht.

Ich wiederhole: Nietzsche meinte gleich Schiller „die" Wahrheit, die allgemeine, „absolute", und Spengler kommt, wie ja alle an Kant orientiert sind, keinen Schritt weiter. Derart stehen wir heute da, wo Protagoras, der feine Kopf und Begründer der sophistischen Schule, aufhörte und dessen Stelle Nietzsche nach einem ungeheuerlichen Irrlauf der abendländischen Philosophie wieder einnahm: „Es gibt keine Wahrheit!" — Auch dies ist eine Parallele, aber keine erfreuliche. Und weil es keine Wahrheit geben soll, wie man meint, weil stets eine „absolute" Wahrheit gesucht wurde, die es freilich nicht gibt, darum der Trugschluß: „Es ist keine Moral möglich!" und wieder darum haben wir so gotterbärmlich wenig echte, lebendige Moral.

Gäbe es keine Moralen (gute und schlechte), so wäre das Menschenleben eine Unmöglichkeit. Also hat es brauchbare Moralen stets gegeben, und demnach beruht „die Moral" nicht auf mathematisch errechneter Allgemein-Wahrheit, sondern viele Moralen beruhen auf vielen Wahrheiten, die weltfremde Theoretiker, weil sie meinen, es gäbe auch andere, mit dem Minderwertigkeitszeichen „subjektiv" versehen, das indessen das einzige Zeichen für lebendige, echte Wahrheit ist, die auch allein lebendig wirken kann.

Rings um den Traunsee

Von E. F. W. Behl

Unvergleichliche Esplanade am Traunsee mit deinem weiten, märchenweiten Ausblick auf die großzügige Bergszenerie, die das fernhin erschimmernde Wasser abschließt und nach Gmunden zu aus schroffer Unnahbarkeit felsiger Majestät in die grüne Umrahmung sich mählich senkender Hügel übergeht — unter deinen schöngeschnittenen, höchst kultivierten Kastanienbäumen sitzt nun der Dichter nicht mehr, der dieses Seeufers Troubadour war, der die zierlichen, seelenzarten kleinen Mädchen so liebte, am flüchtigen Duft vorüberwehender Frauenschönheit sich zu berauschen verstand und mit so sentimentalischer Naivität ein immer dankbarer, doch unbestechlicher Zuschauer des Daseins gewesen ist. . . Peter Altenberg aus Wien, dessen Erlebniswelt zwischen Semmering und Traunsee lag und der mit eigensinniger Begeisterung noch aus dem Grabe heraus „jeden für einen herzensrohen Schmock erklärt, der seine Naturliebe erst in Italien befriedigen kann und nicht zeitlebens in der romantischen Pracht des Gmundener Sees sein gutes, gesundes Auskommen findet".

Romantik ist wahrlich der tiefste Ausdruck dieser Landschaft, wenn über den wilden Schroffen des Traunsteins die Wolken brauen, wenn seine nackten Felsmauern im Spätnachmittagsglanz der Sonne aufglühen oder die Sternennacht traumhaft am Himmel heraufzieht. Auf den Bänken am Seeufer sitzt man dann wie im Parkett eines magischen Theaters, dessen Regie die Natur führt, einfallsreicher in ihrem unerschöpflichen Wandel als irgendein noch so berühmter Beherrscher der weltbedeutenden Bretter. Und zur Rechten im See, vom Ufer fortstrebend, wie auf einer schwimmenden Insel, liegt Schloß Orth, die malerische Wasserburg, wo einst Nikolaus Lenau einkehrte, der andre

Poet dieser Gegend — er, dessen Lieblingssitz im schattigeren Tale der Traun, jenseits des Sees unter Lindenbäumen war, und in dessen Lied das Felsenecho der Sennin vom Traunstein geisterhaft nachklingt. . . Und von eben diesem Schloß Orth, um dessen Gemäuer melancholische Schwäne ihre Kreise ziehen, zog vor Jahrzehnten jener abenteuernde Erzherzog in die Welt und Anonymität hinaus, der den Glanz seiner Geburt wie lästigen Plunder von sich abtat — Johann Orth, der aus der Gegenwart in eine sagenhafte Existenz flüchtete und in ihr verscholl. . . . So ist die ganze Gegend von einem besonderen romantischen Zauber erfüllt, und die Berge fernhin spiegeln ihn wider. Scheinen sie nicht das Geheimnis einer Raimundschen Märchen- und Feenwelt zu hüten, und streckt nicht, ein Vexierbild der Natur, die „schlafende Griechin", aus Bergformen zauberisch gebildet, ihre schwellenden Glieder weithin über die Landschaft?

Was liegt schließlich, angesichts solcher Perspektiven, am fashionablen Kurgetriebe, das heuer nicht allzu üppig ausfiel, an der reichlich lärmenden Kurmusik im Saal und an Coriandolifesten, die der landesübliche plötzliche Regenguß buchstäblich zu Wasser machte? Man fährt, wenn die Sonne wieder scheint und den smaragdenen See durchleuchtet, mit dem Segelboot hinaus und freut sich an der kristallenen Reinheit des grünen Wassers, in dem man, so tief es auch ist, bis auf den Grund blicken kann. Man wandert an den blühenden Abhängen des Gmundener Berges entlang und sucht zwischen Blaubeergestrüpp und verborgen reifenden Erdbeeren die süß und würzig duftenden Alpenveilchen. So gerät man allmählich nach Altmünster hinüber, das in idyllischer Bucht, dem Traunstein gegenüber, geborgen liegt, mit seiner alten Kirche, an deren verwittertem Turm Himbeersträucher sich emporranken mit roten, leuchtenden Früchten im jungen Blätterwerk zwischen dem morschen, ergrauten Gestein. . . Oder man klettert auch am anderen Ufer an der jähen Wand des Traunsteins herum, wo einer der allerschönsten Wege, der den ominösen Namen „Miesweg" sehr zu Unrecht trägt, auf und ab in den Felsen gehauen ist. Schräg gegenüber liegt Traunkirchen, das malerischste Nest des Seeufers, auf einer Halbinsel weit vorspringend, die vom Kirchlein Johannisberg gekrönt ist. Dort fühlt man sich ganz vom Zauber der hohen, wilden Berge umschlossen. Man ist vom Gmundener Parkett gewissermaßen ganz zwischen die Kulissen der großartigen Gebirgsszenerie geraten. Es ist wie in Hallstatt, dem düsterkühlen, das zu den Felshängen über dem Hallstätter See anschmiegsam hinaufklettert, umringt von Bergen, ein von der großen Welt vergessener Ort ernster Einsamkeit. . .

Verschwenderisch ist die Natur rings um den Traunsee, zu nahen und fernen Wanderungen ladend, steile und die Schwindelfreiheit hart erprobende Pfade ins nackte Felsbereich weisend und stundenweite schattige Spaziergänge spendend. Jenseits des Traunsteins, unterhalb der Scharte, die ihn mit dem Katzenstein verbindet, liegt die unendlich stille Friedsamkeit des kleinen Laudachsees mit Alm und weidenden Kühen und leise herüberwehendem Glockengebimmel. . . Auch Gmunden selbst, der von heiteren Villen umkränzte Ort, bietet manch verschwiegenes Idyll in alten, schmalen, hügelan steigenden Gassen, bejahrten Häuserchen und umblühten Höfen. Da liegt etwa in einem Häuserwinkel verwunschen das kleine Bezirksgericht mit seinem wildverwachsenen Gärtchen voll Stachelbeeren und „Ribisl"gesträuchs. Über dem Eingang

rankt sich dunkelbläulich Klematis, und nebenan steht gar das „Gefangenhaus" just wie eine Operettenszenerie, mit den zierlichen Gitterstäbchen im Erdgeschoß beinahe — einladend.

Weilt man länger am Traunsee, so macht man auch bald Bekanntschaft mit allerhand menschlichen Originalen, deren Existenz das Leben und Treiben dort mit barocken Schnörkeln verziert. Auf der Esplanade erscheint etwa um die Spätnachmittagsstunde ein altes, erdgebücktes Hutzelweiblein, eine rechte Märchengestalt, fast krauchend auf höchst gebrechlichen Beinen, die in zerknitterten, niederrutschenden Strümpfen stecken . . die ganze Figur wie eine Krüppelkiefer, die aus dem Latschengebiet heruntergekrochen kam. In einem kleinen Körbchen schleppt die Alte Gebirgswiesenblümlein, artig gebündelt, und mit monotonem Singsang plappert sie ihre Litanei von Edelweiß, Leberblümchen, Salbei, Dideldumdei und dergleichen. . . Die eleganten Damen aus Wien oder Budapest, die auf den Bänken am Wege sitzen und seidenschillernde Beine wie Angeln auf die Promenade vorstrecken, lachen sie spöttisch an und lassen das Märchen in so verschrumpelter Vermummung teilnahmslos vorüberhumpeln. . . Schade, daß der Dichter P. A. nun auf die literaturferne Esplanade der Ewigkeit entrückt ist! Er hätte die alte Kräuterhexe vom Traunsee mit einigen guten und menschlichen Worten verklärt und für alle Nichtachtung der Seidenstrümpfe reichlich entschädigt. . . .

Derbere, barbarische Originalität wächst drüben unterm Traunstein beim Hoisn-Wirt, wo man vor oder nach einer Kletterpartie einzukehren pflegt. Wer immer ins Gehege dieses Biedermanns gerät — sei es nun Bauer oder Edelmann, Backfisch oder ehrpusselige Matrone —, jeder empfängt zur Begrüßung einen derben Schlag ins Kreuz. Und seltsamerweise erfreut sich diese Wirtschaft gerade deshalb eines fabelhaften Zuspruchs. Der seine Gäste verhauende Hoisnwirt ist und bleibt in jedem Traunseesommer der — Schlager der Saison. Freilich bekommt er es nicht immer mit Pazifisten zu tun. Zuweilen gibt's dann eine derblustige Holzerei. Einmal aber, so wird erzählt, hat irgendein Pfiffikus seinen Rücken mit Reißnägeln gespickt und so dem schlagfertigen „Hoisn" noch schlagfertiger repliziert.

Das dritte Original von Gmunden ist entschieden zahmer. Abends um die siebente Stunde erscheint es im weinseligen Ratskeller, wo zumeist Einheimische beim Muskateller sitzen, ab und zu auf der Gitarre fröhlich improvisierend oder auch des würdigen Honoratiorenklatsches pflegen. Es ist ein schmächtiges Männlein ohne besondere äußere Kennzeichen, es sei denn der braune Melonenhut, der ihm im Genick sitzt, und der Stock oder Regenschirm, den er unter dem Arme trägt. Nichts davon legt er ab, wallt vielmehr unverdrossen in solchem Aufzuge vor dem Schenktisch auf und nieder, wo sein meist gefüllter Becher steht. Zuweilen steckt er den Kopf in die Gaststube, nickt freundlich einem Bekannten zu und nimmt dann seinen Büfettspaziergang wieder auf, bis etwa die Mitternachtsstunde schlägt. Auch einem kleinen Geplauder ist er manchmal nicht abhold. Aber seßhaft hat ihn seit Gmundener Menschengedenken hier noch keiner erblickt. Er gehört eben zum stehenden oder — wandelnden Inventar dieser gemütlichen Weinkneipe, und nur Titulatur und Name s i t z e n ihm wie angegossen. Jean Paul hätte sicherlich keine anderen für ihn gewählt als die Wirklichkeit, die, hier

wieder einmal ihr poetisches Talent bewährend, ihn zum Ofner Simanndl gemacht hat.

* * *

Tiefschwarze Nacht ist über dem Traunsee heraufgezogen und hat die hohen Konturen der Berge in Näh und Ferne verwischt . . . Im kleinen Hafen am Markt schläft der Raddampfer. . . Brausend rauschen die Wasser der Traun, dem See entstürzend, über die Gefälle des großen Wehrs hinab. . . Am Ufer jenseits der Brücke ist alles stockfinster. Über die schweigenden Wasser des Sees winken Lichter herüber, die gleich Perlenketten die Piazetta umsäumen. . . Es ist wie ein Traumbild, das langsam, ganz langsam dahinzuschwimmen scheint in die undurchdringliche, rätselvolle Weite der schlafenden Welt. . .

Deutsches Heimatspiel

Von Franz Graetzer

Immer, wenn das Theaterwesen besonders volksfremd wird, setzt dramatischer Kunst in Natur und Volkstum, dem Drang nach erfrischend eine Gegenströmung ein, die der Sehnsucht nach neuer Verwurzelung einfachen, großen Stoffen zum Durchbruch verhelfen will. So war es vor mehr als zwei Jahrzehnten, als der krasse Naturalismus durch die Dürftigkeit idealloser Armleute-Kunst abstoßend zu wirken begann, damals, als Friedrich Lienhard und andere Dichter und Volksbildner in seinem Gefolge die Losung ausgaben: „Los von Berlin!" und für eine Volkskunst eintraten, die wieder den deutschen Menschen in der deutschen Landschaft zeigen und zumal auf die religiösen und vaterländischen Grunderlebnisse zurückgreifen sollte. Und so war es wiederum, als die Bühne in expressionistischen Verstiegenheiten schwelgte und das gesunde Empfinden anderes dargestellt zu sehen begehrte, als Krämpfe der Pubertät und abgeschmackte Politikastereien.

Ganz folgerichtig wurde in den letzten Jahren der zwei Jahrzehnte zuvor proklamierte Gedanke der Naturbühne wieder aufgegriffen, nur daß jetzt nicht mehr allein für die Berufs-Freilichtbühne, sondern auch für das noch echter im Volkstum wurzelnde Laienspiel im Freien geworben wurde. Der Bühnenvolksbund, der ja seine Aufbauarbeit nicht bloß auf die Durchsetzung des Kulturtheaters gegenüber dem Geschäftstheater beschränkt, sondern von jeher eine seiner wesentlichsten Aufgaben in der Veredelung des dilettantischen Vereinstheaters zum künstlerischen Laienspiel erblickt, trat sofort auf den Plan und fand da allerlei Ansätze vor, an deren Auswirkung ohne weiteres angeknüpft werden konnte. Bestanden doch bereits, mit einer zum Teil sehr alten Tradition, die großen Volksschauspiele in Oberammergau, Oetigheim, Kronenburg, Erl und Waal: künstlerische Veranstaltungen, in denen berufene Volksführer es vermocht hatten, ganze Dorfgemeinden dem Gedanken religiösen Spiels dienstbar zu machen. Es liegt im gesamten Wesen dieser Bewegung begründet, daß zumal der spielfreudige Westen und Südwesten des deutschen Sprachgebietes hier vorangehen mußte. Der Katholizismus begünstigt alles, was auf Bindung des Volkstums in farbenfreudige Selbstdarstellung hinzielt, und so sind denn im Laufe der Zeit gerade katholische Priester am weitaus häufigsten die Träger dieses

Spielgedankens geblieben. Pfarrer Josef Saier in Oetigheim schuf Vorbildliches in der künstlerischen Durchbildung seiner Gemeinde, und ganz in seinen Bahnen ging der unlängst verstorbene Pfarrer Windelschmidt in dem Eifelörtchen Kronenburg, gingen weiter Kaplan Esser in Calcar und Pfarrer Wieser in Waal (der gleichzeitig eine große Anzahl religiöser Schauspiele für die Freilichtbühne selbst verfaßt hat), Kaplan Freichel in Gerolstein u. a. Erst sehr viel später versuchte auch der evangelische Volksteil, nachzufolgen; aber bislang hat eigentlich nur in dem Brandenburger Domspiel des Pfarrers Karl Bernhard Ritter ein ausgesprochen protestantisches Gegenstück sich bewährt.

Nachdem die beiden letzten Sommer eine wahre Überschwemmung mit Heimatspielen gebracht hatten, die, ohne organisatorische Festigung, sich größtenteils als lebensunfähig erweisen mußten, ergriff wiederum der Bühnenvolksbund die Initiative zu einem kulturellen und wirtschaftlich-organisatorischen Zusammenschluß der — freilich nur künstlerisch werthaltigen — Heimatspiele. Eine von ihm im Winter nach Berlin einberufene große Tagung, bei der zum ersten Male mit Erfolg auch die Reichs- und Staatsbehörden zur Förderung eines jungen und beachtenswerten Kulturfaktors angeregt wurden, führte zur Bildung des Reichsausschusses Deutscher Heimatspiele, der seit einigen Monaten der Werbung für den Gedanken des künstlerischen Heimat- und Freilichtspieles in jeder Weise zu dienen sucht. Noch im laufenden Sommer wird er einen Kulturfilm aus der Tätigkeit der wichtigsten derartigen Unternehmungen vorführen, und soeben bringt er im Bühnenvolksbundverlag zu Berlin ein reich illustriertes Heft „Deutsches Heimatspiel" heraus, das nicht nur in einer Tabelle die sommerliche Arbeit der wesentlichsten Heimatspiele mit ihren Spieltagen und Spielplänen bekanntgibt, sondern auch die Führer dieser Unternehmungen mit eingehenden Berichten über ihre bisherigen Leistungen zu Worte kommen läßt. Grundsätzliches sprechen zuvor berufene Vertreter der Bewegung aus: Friedrich Lienhard, der die Bestätigung seiner alten Pläne durch die neue Wirklichkeit begrüßen kann, freilich auch vor einem Versanden der an sich kulturell so wertvollen Bewegung in „Betrieb" und neuem Dilettantismus warnen muß; Leo Weismantel, der ganz besonders die lebenden Dichter zur Beteiligung an der zukunftreichen neuen Aufgabe ermuntern will und ja selbst in seinem „Kurfürsten" das schönste, künstlerisch unanfechtbar gültige Beispiel für die Erfüllbarkeit der Forderung geliefert hat; und schließlich Konrad Maria Krug, dem die auch in ihrer organisatorischen Struktur vorbildlichen Landes-Heimatspiele der Provinz Westfalen anvertraut sind, über die besonderen Erfordernisse der Freilichtspiel-Regie.

Das Gesamtbild, das diese bemerkenswerte Veröffentlichung offenbart, ist überaus erfreulich: von der holländischen bis an die polnische Grenze des Reiches und über dessen österreichische hinaus reicht heute bereits die Bewegung des Heimatspiels. Wechselvoll in ihrer organisatorischen Grundlage: bald Zusammenfassung ganzer Dorfgemeinden zur Darstellung religiöser Stoffe, bald — wie besonders in den alten bayerischen Städten Nördlingen, Rothenburg, Landshut und Dinkelsbühl — Belebung heldischer Ereignisse aus der städtischen Vergangenheit, bald auch künstlerischer Zusammenschluß insbesondere der gesamten Jugendbewegung, wie in den Bergischen Heimatspielen, wo sportliche Veranstaltungen ihr geistiges Gegengewicht in einer von innen her ent-

flammten Darstellung, etwa des Weinrichschen „Tellspiels der Schweizer Bauern", erhalten. Alle diese im einzelnen so verschieden gearteten Formen künstlerischen Volksspieles aber sind geeint durch den überall waltenden Gedanken: die Liebe zur deutschen Heimat, die feste Verwurzelung im deutschen Volkstum künstlerisch auszuwirken.

Paul Scheerbarts architektonische Prophetie

Von Will Scheller

„Bei Chikago am Michigansee hatten amerikanische Bildhauer und Kunstgewerbler eine Ausstellung arrangiert . . . Und der Architekt Edgar Krug hatte die Ausstellungshallen erbaut — aus Glas und Eisen . . . Die kolossalen Wände bestanden ganz aus farbigem Glas — mit farbigem Ornament . . . Durch die Sonne wurde die Farbenpracht der Glasornamente so gesteigert, daß man gar nicht die Worte fand, um diese Farmensymphonie richtig zu preisen . . ."

Diese Sätze stehen auf den ersten drei Seiten des Romans „Das graue Tuch und zehn Prozent Weiß", den Paul Scheerbart 1914, ein Jahr vor seinem Tode, veröffentlicht und den bis jetzt ebensowenig Menschheit gelesen hat wie seine übrigen Dichtungen.

Die folgenden Sätze gingen unlängst, also 1926, durch viele Zeitungen:

„Gläserne Wolkenkratzer will der New-Yorker Architekt William Orr Ludlow errichten lassen . . . Das Problem der Zukunft sei die Verschmelzung von Stahl und Glas zu einer neuen bautechnischen Verbindung . . . Ganz neue Perspektiven eröffnet die Möglichkeit, die Farbe des Glases durch Kombinationen verschiedenster Art auszunutzen zu einer Art architektonischer Farbensymphonie . . ."

Was soll diese Gegenüberstellung gleichartiger Äußerungen verschiedenartiger Zeiten, verschiedenartiger Welten? Zielt sie auf den phantastischen Gedanken, Mr. William Orr Ludlow sei vielleicht niemand andres als der in Scheerbarts Roman wandelnde und schaffende Herr Edgar Krug, oder auf den zeitgemäßeren, aber noch unglaubhafteren, Mr. Ludlow habe Herrn Krug — in Scheerbarts Roman, versteht sich — kennengelernt und suche nun dessen glasarchitektonische Ideen zu verwirklichen?

Nichts von alledem! Kein Genosse dieser aufgeklärten Zeit wird glauben mögen, daß ein erdichteter, ein gedachter Mensch in Fleisch und Blut erstehen könne, und noch viel weniger ist zu erwarten, daß irgendjemand im erfahrbaren Raum dieses Lebens glaubt, ein Amerikaner könne das Werk eines deutschen, in Deutschland selber ziemlich unbekannten Dichters lesen, geschweige sich von dergleichen zu praktischer Tätigkeit anregen lassen. Nein, weder das physische Dasein noch die moralische Weste des Mr. William Orr Ludlow sollen in Zweifel gezogen werden. Um sie geht es hier nicht. Sondern es geht hier allein um den deutschen Dichter, den das trübe Erdenlos, das ihm — in den Augen der andern zumindest — beschieden war, nicht hinderte, die lichtesten, heitersten, weitestgespannten Phantasien zu erträumen und vor seinem Volke wie einen schimmernden Perlenregen niedergehen zu lassen . . .

Was die Amerikaner da drüben machen wollen und, denn was können sie nicht, auch ausführen werden, das ist — allenfalls — ein

Schattenspiel gegen die Farbigkeit und räumliche Maßlosigkeit dessen, was Paul Scheerbarts dionysisch trunkene Vorstellungskraft in nüchterner, geradezu voraussetzungslos verständlicher Schilderung gestaltete, mit unbeschreiblicher Lebenslust und Daseinsfreude formte und weiter und weiter entwickelte, um schließlich nicht nur alle eigene Pein, sondern die Erdenpein schlechthin im Dunkel pessimistisch-rationalistisch-materialistischer Zeit- und Weltbetrachtung hinter sich zu lassen. Er fühlte stets, „daß nichts so herrlich ist — wie das Leben — wie's auch sei!" und: „Wer die Grandiosität der Welt ordentlich begriffen hat, — der wird auch in aller Not und im Angesicht des Todes immer mutig bleiben, da er nicht mehr zweifelt an jener Weltvernünftigkeit, die alles überragt."

Aus dieser echt religiösen Mystik, aus dieser kosmischen Frömmigkeit heraus wuchs die einzigartige, kristallisch leuchtende, blitzende und flammende Wunderwelt der Glasarchitektur Paul Scheerbarts empor, die er manchmal in reiner Farben- und Lichtarchitektur auflöste — einer Abstraktion von gleichwohl unerhörter Anschaulichkeit. Und es ist überaus merkwürdig: diese architektonischen Schilderungen in den Romanen und Novellen Scheerbarts gewinnen im gleichen Maße wie die Dichtungen selbst von Jahr zu Jahr an Wirkungskraft, an Aktualität, und es hat durchaus den Anschein, als werde Deutschland erst jetzt langsam reif, diesen, einen seiner stärksten und kühnsten Dichter zu lesen und zu verstehen. Eben deshalb aber ist es Pflicht der Kundigen, die Wege aufzuzeigen, die zu solchem, die geistige Vorstellungswelt bereichernden und erweiternden Verständnis führen. Einen dieser Wege weisen die glasarchitektonischen Phantasien, die im Werk des Dichters einen um so breiteren Raum einnehmen, je mehr sich's der zeitlichen Vollendung nähert.

Schon in dem um die Jahrhundertwende erschienenen, übrigens vielleicht dem künstlerisch höchstwertigen Roman „Die Seeschlange" hat der Titanide Johannes Lorenz unbegrenzten Reichtum dazu benutzt, um den von ihm mythisch verehrten Ur-Gewalten der Schöpfung Tempel zu errichten, die in märchenhafter, unerhört kostbarer Weise mit Glas-, Kristall- und Mineralskulpturen ausgestattet sind. Vermittelst kunstreicher Verwendung von Wasser, Rauch, Licht und akustischen Phänomenen wird dabei den schier übermenschlichen Stimmungen des Erbauers Rechnung getragen. In „Münchhausen und Clarissa" erzählt der nun schon hundertundachtzig Jahre alte Baron Münchhausen den Berlinern von seinen Eindrücken beim Besuch der Weltausstellung in Melbourne, wo es ihm vor allem die glas- und lichtarchitektonischen Leistungen angetan hatten. Im Schwanengesang Scheerbarts, in dem eingangs erwähnten Roman „Das graue Tuch und zehn Prozent Weiß", bildet die Glasarchitektur den Angelpunkt des Geschehens. „Libellenflügel, Paradiesvögel, Leuchtkäfer, Lichtfische, Orchideen, Muscheln, Perlen, Brillanten usw. usw. — alles das zusammen ist das Herrlichste auf der Erdoberfläche — und das finden wir alles in der Glasarchitektur wieder. Sie ist das Höchste — ein Kulturgipfel." Das ist das Leitmotiv der genannten Erzählung und gleichsam eine irdische Spiegelung des überirdischen Glanzes der unendlichen Sternenwelt, die Scheerbarts höchstes Entzücken und tiefstes Erleben gewesen ist. „Und die Sterne strahlten. Und wir standen ganz still und sahen hinauf und dachten an das, was dahinter — lebt."

Davon zu künden, von dem, „was dahinter lebt", das war der Zweck und der Sinn des Lebens, das Paul Scheerbart hier unten unter so kümmerlichen Verhältnissen auf sich genommen hatte, wie es eben nur einem deutschen Dichter anstand — das er aber lebte in der unerschütterlich frohen Gewißheit, daß der Zweck von alledem einer der denkbar köstlichsten war — wenn auch die Zeitgenossen nichts davon wissen wollten. So träumte er seine unvergleichlich farbenprächtigen Träume von der Schönheit der Weltverwandlung durch den Menschengeist, starb arm und unbekannt, und ein amerikanischer Architekt wird den Ruhm schmecken, der des deutschen Dichters wohlerworbenes, rechtmäßiges und doch nie erreichtes Eigentum gewesen ist. Aber es ging ihm, es ging Paul Scheerbart niemals um den Ruhm. Er war beglückt, sagen zu dürfen, allen, was zu schauen nur ihm beschieden war. Möge nun seinem Volke beschieden sein, diese Schau von so gewaltiger Tiefe, von so unermeßlichem Reichtum, von so glühender und sprühender Freudigkeit im Spiegel eines Werkes zu erleben, das im dichterischen Wort mehr eingefangen und geformt hat, als amerikanische Phantasie und Gestaltungskraft je zu verwirklichen imstande sein werden — des bemerkenswerten Umstandes unerachtet, daß Paul Scheerbart die letzte Geschichte seiner Novellensammlung „Das große Licht", in der er übrigens, 1912, Fernsehen und Radio kennt und verwendet, mit den Worten beginnt: „In Amerika war nun die Glaskultur als durchgesetzt zu betrachten . . ."

Einsamkeit

Von Hermann Kienzl, Berlin

An der Seite der zarten, blassen Frau lebte er die Jahre, in ihrem Duftkreis lag seine Welt. Mit der Kränkelnden blieb er an's Haus gebunden. Zur Sommerszeit verbrachten sie dem vom Arzt vorgeschriebenen Aufenthalt im Kurort. Das war sein Flug in die Weite. Aber war sein Reich verengt und vermauert? Zwei reife, einst über Berg und Tal gehetzte Menschen, hatten sie in ihre Abgeschlossenheit das Leben mitgenommen. Alle Arterien der Schöpfung strömten in ihren zwei Herzen zusammen.

Es kam einmal vor, daß der Anprall neuer geschichtlicher Ereignisse sie beide erschütterte. „Wie eigen ist diese Erfahrung, da sie unser Gleichgewicht bedroht," sprach Frau Charlotte. — „Du sagst es", erwiderte Herbert, „aber da dein Herz nie das Mitleid mit der armen Kreatur verlernt hat, warst du, die Hilfreiche, dem Schicksal der anderen nie entzogen." — „Nicht ihrem Schicksal", sprach sie nach einigem Besinnen, „doch, mein Freund, jeder inneren Veränderung. Was das Schicksal an Leid ersinnen kann, habe ich vorausgelitten. Viel in eigenen Lebensfluten, mehr noch in Gedanken, die aus meiner Not über das bißchen Wirklichkeit dieser Tage hinauswuchsen. Wer den Menschen in seiner Vielfalt kennt, in seiner und seines Schicksals schöner und häßlicher Möglichkeit, was könnte den noch überraschen?" — „Aber wie stünden die Menschenkenner anderer Zeiten", erwiderte er, „würden sie nun nach Jahrzehnten, nach Jahrhunderten auferstehen, wie verhielten sie sich zu den Umwälzungen der nachgebornen Tage?" — Sie lächelte. „Du meinst, mein Freund, die Erfindungen der Technik veränderten die menschliche Maschine? Gibt es einen elektrischen Motor, der dem ihren: der Phantasie, an Leistungsfähigkeit gleich käme? Wenn Goethe plötzlich in den heutigen Tag gestellt würde, wäre er gewiß erstaunt über den ersten Flieger, das erste sausende Automobil, den ersten Fernklang im Hörer des Radio, aber keine Silbe all

seiner ewigen Weisheit müßte er fallen lassen, keinen lebendigen Gedanken des vorigen Jahrhunderts dem Fortschritte anbequemen. Sie haben nicht weniger durchlebt, die Toten, die von alledem nichts wußten, wir sind im Ewigmenschlichen durch keine Errungenschaft von ihnen getrennt."

Dieses Gespräch glimmt auf, Wort für Wort, im Gedächtnis des alternden Mannes, der jetzt im Schatten des Abends zwischen den hohen Bergen die Talstraße hinan schreitet. Und noch ein Erinnern: Wie er mit seinem Geben und Nehmen so ausschließlich auf die zweite Seele angewiesen gewesen — lange, lange Jahre —, daß kein Dritter mehr ihm nahe kam. Vor den Hemmungen und Reizungen des Alltags hatte ihr Fingerspitzengefühl den liebenden Verkehr geschützt. Aus jeder Laune der Nerven, ja aus der Erbitterung eines Streites fand sich ein Aus- und Einklang, der ohne gleichen war. Es schien ihm damals keine Vorstellung so unerträglich, als die einer räumlichen Trennung von der Geliebten. Ein Land, eine Stadt, die er ohne sie betrat, das war nicht bloß die Fremde, war die Wüste, die Verbannung. Er erinnert sich des schrecklichen Traumes — drei Tage vor ihrem Tode: Im Hafen von Kairo ging sein Schiff vor Anker. Die Passagiere verließen es bis zum letzten. Doch er —, er stürmte Deck auf, Deck ab und schrie: „Charlotte! — Charlotte" — bis er, von Einsamkeit überwältigt, in die Knie brach.

Jetzt ist er allein. Seit Jahr und Tag.

Der mechanische Lauf der Dinge hat es gefügt, daß er allmählich mit der Umwelt in Berührung kam. Er arbeitete sein Pensum ab im Beruf und in leicht hingleitender Geselligkeit. Wenn er mit sich und der Toten allein war, dann erwachte sein Leben. Keine Begebenheit der Zeit, kein Erfolg, keine Enttäuschung, kein aufgehendes Gestirn störte die abgeschlossene Gemeinschaft.

Sanft weht der Abendwind. Der Gießbach rauscht. Ein Pirol flötet sein Liebeslied. Und wie der Weg ein Seitental kreuzt, das Schuttfeld einer vom Gletscher in die Tiefe getosten Moräne, ragt zur Rechten vor dem Blick des Wanderers ein zackiger Gipfel. Vom roten Licht der scheidenden Sonne ist die Spitze umgossen, indessen im Tale kühles Dunkel schattet. Kein Menschenlaut. Heilige Stille.

Rüstig setzt er seinen Stock voran. Bald ist die Hütte erreicht. Abseits von den Pfaden der Bergsteiger liegt sie am Saum des Lärchenwalds. Hier will der Einsame sich in das Ewige versenken.

* * *

Seit Jahren war er der einzige Sommergast des alten Hirten und seines Weibes. Diesmal ist die zweite Stube des Häuschens besetzt. Zwei junge Malerinnen haben die verborgene Almhütte aufgefunden und sich hier niedergelassen, die Natur für ihre Kunst zu belauschen.

Als Herbert die Bescherung sah, war er entschlossen, am kommenden Tage weiterzuziehen. Dann doch lieber noch eines der fashionablen Alpenhotels, wo im Lärm des modischen Getriebes der Sonderling unbeachtet bleibt, als die vertrauliche Häuslichkeit, geteilt mit Fremden!

Im Augenblicke — was tun? Er rückt mit knappem Gruß seinen Stuhl an den breiten Bauerntisch, den eine kleine Petroleumlampe matt belichtet . . . Die alte Sennin bringt Sterz und Wein, und der müde Mann vertieft sich in Hunger und Durst. Die beiden Frauen — er sah sie kaum! — tuscheln leise miteinander, voll Scheu, den Schweigsamen zu stören. Einmal streift sein Blick die Mädchen gegenüber. Unsicher flackert das Licht des Lämpchens über ihre Züge. Aber — weiß Gott! — die jüngere, die wunderjunge, das helle Kind, blond über der kecken Stirn, alle Freude der Welt im lachenden Auge, die paßt zum seidiggrünen Lärchenbaum, zum Bergquell, zu all der unberührten Immerjugend der Alpenwelt . . .

Am Tage darauf ist Herbert nicht fortgewandert. Die Mädchen haben ihre Staffeleien auf dem Blumenteppich der Wiese aufgestellt, und ihnen zur Seite ruht der gestern grämliche Gast, mitten in Thymian und Almenrausch. Es gibt sich so, ungesucht, daß hier, hoch über den scheidenden Verbindlichkeiten der

Menschenherde, drei Ungebundene sich finden. Sie haben eine Gemeinschaft, von der die Geselligen im Wirrsal ihres eifernden Strebens nichts ahnen. Jene Weitertanne dort, mit Moos beflechtet bis zum Wipfel, vom Nordsturm zur Hälfte kahl gefegt, ihnen ist sie eigen. Des Geschickes rauhe Feindschaft und den Trotz des Daseins verkündet sie. Die zu den Wolken ragende Felsenwand, das Herz der begnadeten Siedler reißt sie empor über die Fläche der Tage, das blaue, blitzende Firmament beseeligt, die leichten Lüfte beschwingen, der unendliche Ausblick auf Firnen und Kuppen löst vom Banne, und der Duft der Alpenwiese, die in märchenhaften Blumenfarben glüht, trägt in's Innere eines Trauernden den Glauben an unsterbliche Jugend.

Der Mann, zu Füßen der Frauen, schaut und atmet. Es ist ihm, zum erstenmal nach so schweren Jahren, als müsse ein Ruf des Jubels aus seiner Brust quellen. Seine beglückten Augen schweifen ringsum — und ruhen auf dem Antlitz des wunderjungen Mädchens.

* * *

Die Tage verflossen in Sonnenglast und Zaubernacht.

Im Bergwald, wo der Bach über Felsen stürzt, sitzt ein Mann, tief in Sinnen. In seinem Innern ringen die Geister junger und alter Stunden. Ist es derselbe Mensch, der so zwei Leben lebte? Ja, einer — und ein im Wesen Unveränderter.

Auf leichten Sohlen kommt es herangehuscht, hell und blond.

Und eh' er sich's versah, kniet das Mädchen vor ihm hin, schlingt die Arme um seine Brust, lacht ihm in's Gesicht: „Ich hab' dich lieb!"

Taumelnd fährt er empor. Ringt nach dem Worte. Legt stumm, in fassungsloser Rührung, die Hand auf den blonden Scheitel. Spricht:

„Du Kind! .... Schau meine Schläfen an ... da wird es grau ..."

Sie hat sich rasch erhoben, legt den Arm auf seine Schulter, spricht lächelnd, leise: „Silberner Myrtenkranz ..."

Und als er wehren will, legt sie mit flehendem Blick den Finger an seinen Mund: „Bin ich nicht jung für uns beide?" spricht sie; „kann ich deine Qualen sänftigen?"

Er nimmt ihre Hand und drückt auf sie in wortloser Ergriffenheit einen Kuß. Dann sagt er: „Vom Gitter eines Grabes fällt schwarzer Schatten ... Die dort liegt, war meine Welt, meine ganze Welt. Nie kann ich mich von ihr lösen."

Leise wiegt sie das Haupt: „Das sollst du auch nicht ... Aber die in dir fortlebt, will, daß du lebst. Wo bliebe, wenn du vergehst, ihr Dasein? Dir allein ist es anvertraut. Ich ..., ich will es mit dir hüten."

Tränen stürzen aus seinen Augen. Er streichelt des Mädchens Wange und spricht: „Und so wird es wundersame Wahrheit: der wissenden Seele ist keine Zukunft verborgen. Sie erlebt sie über ihren Tod hinaus. Es gibt keinen Tod! In unserem Glück, Geliebte, lebt die Tote ..."

Randbemerkungen

Der repräsentative Mensch

Jede Epoche hat ihren repräsentativen Menschen hervorgebracht, das heißt den Menschen, in dem der Zeitgeist gewissermaßen in die sichtbare Erscheinung tritt. Im griechischen Altertum war es der Philosoph, im Römerreich der Staatsmann, im frühen Mittelalter der Geistliche, in der Renaissance der Künstler, im Rokokozeitalter der Hofmann usw. Wer ist nun der repräsentative Mensch unserer Zeit? Ist es der Dichter, der Denker, der Wissenschaftler, der Techniker, der Parlamentarier oder

gar der Sportsmann? Ihnen allen haftet zweifellos etwas von dem Geist der Zeit an, aber das Prädikat des repräsentativen Menschen unserer Zeit kann keiner ohne Einschränkung beanspruchen. Der Dichter und Denker schon gar nicht, eher noch der Sportsmann. Aber sein Gebiet ist wiederum so vielfach differenziert, daß es schwer fällt, einen einheitlichen Typus aufzustellen. Hier müssen wir schon etwas spezialisieren. Es steht gewiß außer Frage, daß der Sport heute in erschreckendem Maße das öffentliche Interesse absorbiert, daß ein Sechstagerennen, ein Fliegermatsch, ein Durchschwimmen des Kanals alle Welt in Spannung hält. Der Liebling des Publikums bleibt aber trotz aller beachtlichen Leistungen auf den verschiedenen Gebieten des Sports — der Boxer! Man kann wohl ohne Übertreibung behaupten, daß dem Meisterboxer, wenn durch Volksentscheid diese knifflliche Frage zum Austrag gebracht werden sollte, die Ehrenstellung des repräsentativen Menschen unserer Zeit zuerkannt würde. Der Einwand, daß Boxen eine sehr rohe Betätigung sei, wird von dem großen Meister Hans Breitensträter selbst widerlegt. Nach ihm ist das Boxen ein Sport, der die Freude am Körper, die Freude am Menschen, die Freude am Leben stärkt. Es kommt allerdings vor, daß Breitensträter dem Gegner das Nasenbein zertrümmert, wie dies bei seinem ersten Auftreten im Gefangenenlager auf der Insel Man geschehen, — was haben aber solche Bagatellen gegenüber der hohen sittlichen Auswirkung des Boxkampfes zu bedeuten! Denn man vergegenwärtige sich, daß Breitensträter, nachdem er dem „Nigger Charley" einen klaffenden Schönheitsfehler in der vierten Runde beigebracht hatte, unter dem Jubel der Zuschauer aus dem Ring getragen wurde! Das geschah in einer Zeit, da der Krieg in seiner ganzen Heftigkeit tobte. Breitensträter hatte demnach nicht nur einen handgreiflichen, sondern auch einen moralischen Sieg errungen. Er war der erste, der die völkerversöhnende Mission des Boxkampfes klar erkannt hatte. Wir aber müssen reumütig gestehen: Der Boxer ist der repräsentative Mensch unserer Zeit!

Aus dem aufgeklärten Amerika

Aus Amerika kommt die Kunde, daß die Großindustriellen und Trustmagnaten sich öffentlich für die restlose Durchführung des Taylorsystems und des Prohibitionismus eingesetzt haben. Kein Wunder, denn beide Erscheinungen sind aus demselben volkswirtschaftlichen Leitgedanken hervorgegangen: Intensivierung der Arbeit. Ein Mensch, der sich dem Genusse narkotischer Stoffe, und sei es auch nur des verhältnismäßig harmlosen Alkohols, hingibt, verringert seine Arbeitsenergie. Weise Männer haben es ziffernmäßig bewiesen und — man staune! — mit Hilfe eines exakt funktionierenden Apparats festgestellt, daß mit jedem Schluck Bier, den das Versuchsobjekt seinem Körper einverleibt, die Arbeitsenergie entsprechend abnimmt. Da nun der Sinn des Lebens nach der Lehre jener abstinenten Menschenfreunde nicht das Leben selbst ist mit all seinen Höhen und Tiefen, das Ausleben der Persönlichkeit, sondern die mühselige, Körper und Geist zermürbende Arbeit, so ist folgerichtig alles zu vermeiden, was diesen Zweck erschwert. Der Mensch ist ein Arbeitsautomat mit einigen animalischen Funktionen. Seine Lebensintensität ist daher festzulegen nach einem starren Schema. So schließt der Prohibitionismus ein Kon-

korbat mit dem wirtschaftlichen Rationalismus Amerikas. Ohne die entschiedene Parteinahme der Trustmagnaten für die Abstinenz hätten die Alkoholgegner ihr Ziel nicht erreicht. Dann kommt hinzu, daß der Boden für die Enthaltsamkeit von allen „Kulturgiften", denen auch Tabak, Kaffee und Tee zuzuzählen sind, schon seit Jahrhunderten durch die puritanischen Einwanderer in Amerika gut vorbereitet war. Die Puritaner dachten in irdischen und himmlischen Dingen genau so „vernünftig" wie die Rockefeller, Morgan usw. Auch sie waren dahintergekommen, daß der Alkohol Stimmungen auslöst, die den Menschen in den Zustand des dolce far niente versetzen und vorübergehend die Arbeitsenergie lähmt. Es ist sehr belustigend, die Kapuzinaden gegen den Alkoholteufel aus jener Zeit zu lesen. Damals wie heute waren es wirtschaftliche Erwägungen, die sich zu einer religiösen und sittlichen Forderung verdichteten und damit zu einer Rechtfertigung eines Alkoholverbotgesetzes. Das Prohibitionsgesetz ist demnach kein Zufallsprodukt, noch ein legislatorisches Experiment, das man nach Belieben widerrufen kann, sondern eine Emanation des amerikanischen Geistes. Die zurzeit vielerörterte Frage, ob Amerika sein Alkoholverbotgesetz behalten wird, geht uns aus diesem Grunde nichts an. Andere Länder, andere Sitten, Bräuche und Gesetze. Und jedes Volk verdient die Gesetze, die es sich macht — oder sich machen läßt. Der Höhepunkt der Narrheit aber ist es, wenn man, wie es die deutschen Abstinenten erstreben, die Gesetze eines Landes ohne Berücksichtigung der Volksindividualität mechanisch auf ein anderes übertragen möchte. Nach der Überzeugung abstinenter Fanatiker wird in etwa zehn Jahren die ganze Welt trocken gelegt sein! Die Welt mit allem, was sie in sich und auf sich birgt, dürfte wohl schwerlich das von edler Menschenliebe beseelte Werk der Abstinenten mit gebührendem Dank akzeptieren.

Börsenspiegel

Effektenumwertung und Vermögensumwertung

Die Aktien der J. G. Farbenindustrie, die man zu Jahresbeginn mit etwa 100 v. H. an der Berliner Börse hatte kaufen können, sind inzwischen zeitweilig auf den Stand von 300 gestiegen. Auch andere Papiere haben übrigens Kursverdreifachungen erlebt, beispielsweise die Aktien der Rheinischen Stahlwerke; andere Aktien haben sich im Kurse mehr als verdoppelt, darunter sogar bemerkenswerterweise Bankaktien, wie diejenigen der Darmstädter und Nationalbank, und aus alledem ergibt sich, daß die berühmten Goldbilanzen in Wirklichkeit gar keinen Wert gehabt haben. Sie waren, wie sich immer deutlicher herausstellt, vollkommen willkürlich aufgestellt worden, und man kann nur bedauern, nicht zu jenen glücklichen gehört zu haben, die bei der Aufstellung der Bilanzen bereits wußten, daß alles nur Schall und Rauch war. Ein Bild von vielen Zahlen, die teilweise Wert, teilweise aber auch keinen Wert hatten.

Allmählich ist das immer klarer zutage getreten: denn jedermann weiß, daß keine einzige Gesellschaft in der kurzen Zeit, die seit der Aufstellung der Goldbilanzen verflossen ist, die Möglichkeit hatte, ihre Substanz derart zu vergrößern, daß sich seitdem eine Zunahme derselben um 100 v. H. und darüber eingestellt haben könnte, wie sie sich

in den Kursen ausdrückt. Die ganze Umwertung auf dem Aktienmarkte wurde natürlich begünstigt durch die allgemeinen Verhältnisse, durch die Besserung der Konjunktur, durch die gegen das Vorjahr radikal geänderten Verhältnisse am Geldmarkt, durch die gesamte Umwälzung im Wirtschaftsleben, nämlich von der Krise zur Hochkonjunktur.

Durch diese radikalen Vorgänge am Aktienmarkte aber haben sich auch Vermögensumschichtungen ergeben, die in früheren Zeiten undenkbar gewesen wären, und manches Vermögen, das in den Nachkriegsjahren eine ungeheure Einbuße erfahren hatte, ist inzwischen wieder vollkommen hergestellt worden. Ganz besonders gilt das von den gewaltigen Vermögen, die in den Aktien der Farbenindustrie seit Jahrzehnten angelegt waren; wobei man sich einmal erinnern muß, wie der Aufbau der Gesellschaft sich vollzogen hat. Nämlich durch Vereinigung der verschiedenen großen Farbwerke, die ehemals Privatbesitz waren; man denke etwa an die Farbwerke Meister, Lucius und Brüning, an die Cassella-Gesellschaft und so weiter. Die Vorbesitzer dieser Werke hatten ihr gesamtes Vermögen im wesentlichen in den Aktien ihrer Gesellschaften angelegt, und in den schlechten Jahren kurz nach der Inflation hatten sie sich natürlich mehr oder minder arm gerechnet. Nicht zuletzt deswegen, weil sie plötzlich keine Dividende mehr erhielten, und was nützte ihnen also das rechnerische Millionenvermögen auf dem Papier, wenn es ihnen keine Rente brachte?

Überhaupt, wer konnte damals über die Zukunft der deutschen Industrie etwas Sicheres sagen? Inzwischen aber haben sich die in Farben-Aktien angelegten Vermögen nicht nur verdoppelt, sondern verdreifacht. Die Herren von Weinberg, von Meister usw. sind wieder vielfache Millionäre geworden, sie ziehen sogar wieder eine Millionenrente aus ihrem Besitz, und alles hat sich zu ihrem Vorteil geändert. So gründlich, wie man es niemals für möglich gehalten hätte. Bei genauer Nachrechnung ergibt sich nämlich, daß ein in Farben-Aktien angelegter Besitz sich seit dem Jahre 1914 nicht etwa nur nicht vermindert hat, sondern sogar sehr bedeutend vermehrt, und daß die glücklichen Besitzer, wenn sie unentwegt durchgehalten haben, kursmäßig heute etwa ein doppelt so großes Vermögen besitzen als damals. Die verschiedenen, in diesem Papier seit Jahrzehnten angelegten Riesenvermögen haben sich also weiter um viele Millionen Goldmark vergrößert, und die Substanz ist alles andere eher als verloren gegangen; weit weniger sogar, als wenn man Gold oder Dollars besessen hätte.

Eine ähnliche Vermögensumwertung hat sich auch bei Deutschlands reichster Kohlendynastie vollzogen, nämlich bei der Familie Thyssen. In den Jahren der Inflation hörte man alle anderen Namen häufiger nennen als den August Thyssens. Er erwarb keine anderen Werke, er dehnte sich nicht aus, er unternahm keine Börsentransaktionen wie Hugo Stinnes, er hatte nicht den Ehrgeiz, eine eigene Bank zu besitzen, er galt als veraltet und geschäftlich unmodern. In Wirklichkeit war der alte August Thyssen weit klüger als alle die anderen Montankönige. Er hatte nur den einen Ehrgeiz, seine Werke immer mehr und mehr auszugestalten und zu modernisieren. Er trieb, was damals als ganz verkehrt galt, keine Expansions-, sondern eine zielbewußte Intensivpolitik, und er hat recht dabei behalten. Vor ein paar Monaten ist zwar der alte August Thyssen, weit über 80 Jahre alt, gestorben, aber er hat seinen Söhnen ein Erbe hinterlassen, das mehr als zehnmal

so groß ist als die Trümmer des Stinnesschen Familienbesitzes, obwohl auch diese immer noch auf etwa 30 Millionen Mark zu schätzen sind.

Ehedem wußte niemand, wie reich eigentlich August Thyssen sei, und man mutmaßte immer nur, es seien weit über 100 Millionen, die er besäße. In Wirklichkeit hat der kluge Geschäftsmann mehr als das Dreifache hinterlassen, und heute läßt sich das ganz einfach nachrechnen. Bei der Gründung der Vereinigten Stahlwerke sind bekanntlich auch die Thyssen-Werke in den Konzern eingebracht worden, und zwar hat die Familie Thyssen hierfür mehr als 200 Millionen Mark Aktien der Vereinigten Stahlwerke erhalten. Beim heutigen Kursstande der Stahlaktien bedeutet dies einen Besitz von mehr als 300 Millionen Mark, und da man annehmen darf, daß die Familie Thyssen auch noch irgendwelche anderen Vermögensstücke hat, als gerade die Aktien der Vereinigten Stahlwerke, so kommt man zu recht stattlichen Summen bei einer Schätzung des Thyssen-Vermögens. Wie aber war es möglich, diesen Besitz zu erhalten? Als die Gründung der Vereinigten Stahlwerke erfolgte, wurden die einzubringenden Anlagen auf ihren Gegenwartswert geschätzt, und dabei kam es den Thyssen-Werken natürlich sehr zustatten, daß sie technisch auf so mustergültiger Höhe standen; daß der alte und kluge August Thyssen mehr und mehr in die Werke hineingebaut hatte, anstatt andere Werke aufzukaufen, die sich — wie im Falle Stumm — als eine schwere Belastung und geradezu als ein Unglück für den Konzern herausstellten.

Man sieht, es hat in den verflossenen Monaten wieder eine Vermögensumschichtung stattgefunden, die nicht minder groß ist als die in der Inflationszeit und in der darauf folgenden Krise. Nur mit dem Unterschiede, daß es sich diesmal um einen Wiederaufbau der großen und gerade der allergrößten Vermögen handelte. Wird dieser Prozeß sich weiter fortsetzen, oder ist er etwa an seinem Ende angelangt? Keineswegs: denn die Börsenwerte haben auch heute noch nicht ihren „richtigen" Kurs. Das heißt, sehr viele von ihnen. Man denke nur an die zahlreichen Papiere, die den Umwertungsprozeß einstweilen noch nicht durchgemacht haben, obwohl es unter ihnen zweifellos manches Papier gibt, das eines Tages ebenfalls eine vollkommen andere Bewertung erfahren wird. Wie sind zum Beispiel in den letzten Monaten die Aktien der Siemens & Halske-Gesellschaft gestiegen, und angesichts des gewaltigen Besitzes der Familie von Siemens an ihren eigenen Aktien kann man auch in diesem Falle annehmen, daß seit Jahresende ein Vermögenszuwachs von mehr als 50 Millionen Mark bei dieser Familie stattgefunden hat. Es sind geradezu phantastische Besitzverschiebungen, die sich ergeben haben, und wie klein erscheinen die Inflationsgrößen, selbst solche „großen" Kalibers, gegenüber derartigen Vermögensbildungen und Vermögenszunahmen, die in wenigen Monaten stattgefunden haben; und zwar überdies ohne jedes Zutun von der betreffenden Seite; ohne jede Tätigkeit und Bemühung.

Wir leben heute wieder inmitten einer Zeit der allgemeinen Umwertung; einer Umwertung der Kurse an der Börse und im engsten Zusammenhang damit einer radikalen Umwertung der Vermögen; besonders bei zahlreichen Großaktionären. Florian.

Für den redaktionellen Teil verantwortlich: Dr. Heinrich Ilgenstein, Charlottenburg.
Für den geschäftlichen Teil verantwortlich: Paul Lentz, Berlin W 30, Motzstr. 11.
Druck: Paß & Garleb A.-G., Berlin W 57, Bülowstr. 66.

46. Jahrgang

Tägliche Rundschau

Unabhängige Zeitung für nationale Politik,
mit Unterhaltungsblatt für
die Gebildeten aller Stände

Herausgeber:
D. Bruno Doehring und Heinrich Rippler

Die große nationale Tageszeitung.

Die Zeitung der Gebildeten und der deutschen Familie.

Trotz aller Reichhaltigkeit ihres Inhalts ist die Tägliche Rundschau mit dem monatlichen Bezugspreis von nur 3 Gm. (zuzügl. Postbestellgeld) bei *täglich 2maligem Erscheinen* die

billigste der großen Berliner Tageszeitungen.

Probenummern liefert kostenlos

Geschäftsstelle der Täglichen Rundschau
Berlin W 57, Bülowstraße 66

Fernsprecher: Nollendorf 8120—8123
Telegrammadresse: Rundschaudienst

DIE GEGENWART

POSTVERTRIEB AB BERLIN

ZEITSCHRIFT FÜR LITERATUR, WIRTSCHAFTSLEBEN U. KUNST

HERAUSGEBER: HEINRICH ILGENSTEIN

AUS DEM INHALT:

Der paneuropäische Kongreß — Von Mentor

Zur Lebensreform des Morgenlandes — Von Julius Rud. Kaim

Amerikanisches Studentenleben — Von Richard Rieß

Vibration — Von Goby Eberhardt

„König Alkohol" — Von Lothar Schmidt

Vom neuen Drama — Von C. F. W. Behl

Das Licht am Styx — Von Hermann v. Lossow

Randbemerkungen

„Die apokalyptischen Reiter"
Bade mit Gesichtsmaske / Die Charellrevue

Börsenspiegel

OKTOBERHEFT 1926 / JAHRGANG 55

VIERTELJÄHRLICH 3 HEFTE

HEFTPREIS M. 0.30

VERLAG: GEGENWART G·M·B·H / BERLIN W 57 BÜLOWSTRASSE 66

Die Gegenwart

55. Jahrgang — Oktoberheft — 55. Jahrgang

Der paneuropäische Kongreß

Von Mentor

In Wien sind auf dem Pan-Europa-Kongreß viele schöne Reden über den Zusammenschluß der Völker Europas zu einer den ganzen Kontinent umspannenden Wirtschaftseinheit gehalten worden. Man kann sagen, mit Enthusiasmus und starker Hoffnungsfreudigkeit. Viele europäische Staatsmänner und Politiker von Ruf — von deutscher Seite Dr. Wirth und Paul Löbe — waren der Einladung des Grafen Coudenhove-Calergi gefolgt, um Stellung zum paneuropäischen Problem zu nehmen. Die Idee ist nicht von gestern und heute. Die besten Denker aller Völker haben den Zusammenschluß der Länder Europas propagiert und zum Teil wirtschaftlich begründet. An der Schwelle der neuen Zeit stehen die beiden Deutschen Kant und Goethe, die beide gute Europäer waren. Kant hat in seinem philosophischen Versuch „Zum ewigen Frieden" bereits in einer Zeit, da Europa in Hunderte von Kleinstaaten zerklüftet war, ein europäisches Staatensystem in großen Zügen entworfen. Goethe hat zwar keine Abhandlung über diesen Gegenstand hinterlassen, aber in vielen seiner Äußerungen dokumentiert er ein starkes Gemeinschaftsgefühl mit den Europäern jenseits der beengenden Grenzen eines deutschen Duodezstaates. Er war es auch, der als erster die Idee Napoleons, Europa unter einem Szepter zu vereinigen, mit Begeisterung aufnahm. In neuerer Zeit haben Nietzsche und Mazzini die Idee eines geeinigten Europas vertreten.

Aus den Wirren des Weltkrieges ist Europa zerklüfteter denn je hervorgegangen. Eine Großmacht, Rußland, ist unter Preisgabe seiner westlichen Länder aus Europa herausgedrängt worden. Deutschland hat zwei wertvolle Provinzen zur Arrondierung des polnischen Staates abtreten müssen. Österreich-Ungarn ist als Einheitsstaat von der Landkarte verschwunden. Nicht weniger als acht Mittelstaaten, die bisher Bestandteile großer Wirtschaftsgebilde bildeten, sind neuerrichtet worden und wachen heute mit Argwohn über ihren Länderbestand, dabei ständig von Annexionsgelüsten erfüllt. Über die Eifersüchteleien der Großmächte erübrigt sich jedes Wort.

Es hat fast den Anschein, als läge die paneuropäische Idee heute der Verwirklichung ferner denn je zuvor. Trotz aller Rivalitäten und nationalistischer Gehässigkeiten ist der Zusammenschluß Europas zu einer Wirtschaftseinheit aber doch nicht ohne weiteres in das Gebiet der Utopie zu verweisen. Das geschlossene Wirtschaftsgebiet, das mit den jeweiligen Grenzen eines Nationalstaates zusammenfällt, ist im Gegenteil eine längst überholte Erscheinung, da kein Land mehr die für die Ernährung seiner Bewohner notwendigen Erzeugnisse selbst herstellen kann. Der Güteraustausch von Land zu Land, von Kontinent zu Kontinent nimmt im Gegenteil trotz aller Zollschranken immer größere

Dimensionen an. Auch die Industrie eines Landes kann nur in seltenen Fällen auf den Import von Rohstoffen aus dem Auslande verzichten. Die Gründung des Stahltrusts, die sich in diesen Tagen vollzogen hat, ist nur der Auftakt zu einem weiteren internationalen Zusammenschluß großer Industriezweige. Die Landesgrenzen sind damit, wenigstens soweit die Wirtschaft in Frage kommt, niedergelegt und damit auch die Ursachen für kriegerische Verwicklungen beseitigt.

Der Vater der paneuropäischen Idee, der Graf Coudenhove-Calergie, hat sich klugerweise nicht von einem verschwommenen Weltbürgertum, sondern lediglich von wirtschaftlichen Erwägungen leiten lassen. Angesichts der großen Wirtschaftsgebiete, wie sie das britische Weltreich und die Vereinigten Staaten darstellen, läuft ein von hohen Zollschranken durchsetztes, übervölkertes Europa Gefahr, als Faktor in der Weltwirtschaft ausgeschaltet zu werden; seine dominierende Stellung auf dem Weltmarkt hat es bereits eingebüßt. Aber nicht nur nach außen ist die Stellung unseres Kontinents erschüttert, sondern auch nach innen. Der gegenwärtige, durch Besetzung der Rheinlande charakterisierte Friedenszustand ist trotz Locarno und Genf nichts weniger als das. Nicht auf wirtschaftliche Zusammenschlüsse, sondern auf neue politische Bündnissysteme ist die Politik der europäischen Staaten gerichtet. Der Völkerbund kann trotz dem Beitritt Deutschlands noch lange nicht als ein Instrument des Friedens angesprochen werden. Jedenfalls ist er seiner ganzen Struktur nach nicht dazu angetan, die wirtschaftliche Entwicklung Europas zu fördern.

Europa muß aus sich heraus, aus eigenem Willen und eigener Kraft, wie einst Deutschland, zur Einheit herauswachsen. Das war auch der Grundakkord, der den paneuropäischen Kongreß beherrschte. Die europäische Zollunion kann natürlich nur durch allmähligen Abbau der Zollschranken sich verwirklichen. Die Vorbedingung hierzu ist aber der Abbau der geistigen Schranken, die sich noch immer, vielfach noch stärker als vor dem Kriege, um alle europäischen Vaterländer auftürmen. Das gesunde nationale Empfinden ist fast überall einer nationalistischen Besessenheit gewichen. Jede Sprach- und Volksgemeinschaft trachtet danach, alle Volksgenossen in einem Staate, dem Nationalstaat, zusammenzuführen. Dabei ist die Abgrenzung der Staaten nach ethnographischen Gesichtspunkten schlechterdings eine Unmöglichkeit, namentlich im Osten Europas, wo die Sprachgrenzen ineinanderlaufen, wo in Grenzbezirken nationale Mehrheiten und Minderheiten bunt durcheinander geworfen sind. Grenzen, die allen nationalen Aspirationen gerecht werden, sind in Europa schlechterdings unmöglich. Die Grenzdistrikte werden sich immer in nationaler Beziehung benachteiligt fühlen, ganz besonders aber in einer Zeit, wo es den Staatskünstlern der Entente gelungen ist, die Balkanisierung Europas durchzuführen.

Diese Fragen sind auf dem ersten Pan-Europa-Kongreß in schöner Hoffnungsfreudigkeit und festem Glauben an das Endziel kaum gestreift worden. Immerhin ist der Kongreß ein vielversprechender Anfang und der Auftakt zu einer Verständigung der Völker.

Zur Lebensform des Morgenlandes

Von Dr. Julius Rud. Kaim (Konstantinopel)

Vor kurzem wurde mir, mehr fast als Kurioſum denn aus tieferen Gründen, erzählt, daß einige hanſeatiſche Familien, deren Töchter in die Türkei reiſten, um dort tätig zu ſein, eine Art Bittgottesdienſt zugunſten der jungen, unternehmungsluſtigen Damen abhalten ließen. In der Tat mutet das Ereignis auf den erſten Blick ſonderbar genug an, ſchon in Anbetracht des mit langen Reiſen und Auswanderungsideen wohlvertrauten hanſeatiſchen Geiſtes, der Länder und Erdteile als leicht erreichbare Vororte der durch ihn geſchaffenen Häfen zu betrachten geneigt iſt. Mit Recht wies jedoch der Erzähler darauf hin, daß, wenn es im Sinn jener Damen gelegen hätte, nach Argentinien oder Japan zu reiſen, weder Gottesdienſt noch familiäre Sorgen in dieſem Ausmaß ſich gezeigt hätten, daß vielmehr der Unternehmungsgeiſt der jungen Mädchengenerationen geprieſen und der erſte Bericht mit Spannung erwartet worden wäre.

Abgeſehen nun davon, daß jede Familie Recht und Pflicht hat zu tun, was ihr in ſolchen Fällen als richtig und angebracht erſcheint, bleibt doch als Vorhandenſein einer Einſtellung feſtzuſtellen, die in den verſchiedenſten Schichten des Volkes immer wieder anzutreffen iſt und ſich jahrhundertelang, trotz aller Änderungen der politiſchen Verhältniſſe, trotz des Ausbaues der Verkehrsmöglichkeiten erhalten hat, eine Einſtellung, die man als eine gewiſſe Scheu vor den Ländern des nahen Orients bezeichnen kann. Wenn wir ſagen: Scheu, ſo umſchließt dieſes Wort beileibe nicht alle Stufen jenes unbeſchreiblichen Gefühls, das aus der Zeit der Erzählung über krumme Türkenſäbel übriggeblieben iſt oder ſich aus Berichten über Greueltaten verſtorbener Türkengenerationen bis in unſere Tage rudimentär vererbt hat. Wenn nun auch von all dem, was ſich in den Vorſtellungen Abweiſender an teils richtigen, teils verſchwommen, teils falſch verſtandenen Nachrichten und Beſchreibungen wiederſpiegelt, ganz verſchieden ſein mag, je nachdem Bildung und Wiſſen den einzelnen kritiſcher und vorurteilsfreier oder gläubiger und ängſtlicher machen, ſo iſt doch eins ſicher, daß nämlich den muſelmaniſchen Ländern gegenüber dasſelbe perſönliche Vertrauen nicht beſteht, das man anderen, auch wenn ſie nicht chriſtlich ſind, entgegenbringen zu können glaubt. So verwunderlich es ſein mag, ſo iſt es doch nicht ableugbar, daß heute eine Stadt wie Angora die meiſten exotiſcher anmutet als etwa Santiago di Chile oder eine andere weſtliche Stadt, die zu erreichen man von Mitteleuropa mindeſtens die dreifache Zeit benötigt von der, die einen nach Angora oder Konia gelangen läßt.

Es iſt vielleicht weniger der Mangel an kultivierter Umwelt, den man in orientaliſchen Ländern erwartet als vielmehr das in ſeiner Begründung oft ſchwache Wiſſen davon, in eine Umgebung zu kommen, deren Mentalität den Europäer erſtaunlicher anmuten kann als die oſtaſiatiſcher Völker, von deren uns ſonderbar erſcheinenden Gewohnheiten man nicht nur gewiſſe feſtſtehende, wenn auch in vieler Beziehung falſche Vorſtellungen hat, ſondern in deren Kreis man allgemein annimmt unabhängiger von ihren Gewohnheiten leben zu können als im Morgenland.

Sicherlich iſt an all dem etwas Wahres auch dann, wenn man von den politiſchen Vorausſetzungen abſieht, die derartige Vergleiche ober-

flächlicher Betrachtung zugänglich machen, absieht also vom etwaigen Vorhandensein sogenannter Kapitulationen, die den Europäer der Staatsgewalt bis zu gewissen Grenzen entziehen und ihm das Gefühl größerer Unabhängigkeit gewähren. Es gibt andere als diese oberflächlichen Gründe. Und wenn auch die Zusammenfassung aller Fragen, die sich bei tieferem Eindringen in die Gründe und Ursachen ergeben, im engen Rahmen einer kurzen Betrachtung nicht möglich ist, so kann doch versucht werden, einen Überblick zu geben über das, was an Andersgeartetem in soziologischer wie psychologischer Beziehung dem Beobachter entgegentritt:

Der Abendländer, gewohnt ein Ineinandergreifen von Denken und Tun, von Wille und Tat zu erleben, gewohnt auch, einem Komplex von Erscheinungen gegenüberzustehen, sieht vor sich ein Feld, in dem ihm zunächst alles ungeordnet erscheint und das er erst nach und nach sichten kann, um schließlich festzustellen, daß hier kein Geschlossenes, sondern ein „Nebeneinander" zu finden ist. Ein Nebeneinander in hundertfacher Beziehung, innerlich und äußerlich. Ist es äußerlich oft durch den Mangel an Mitteln verursacht, so liegt es innerlich fest in der Seele des Morgenländers verankert. Um an Beispielen zu klären, was gemeint ist und wie der Grundstein zu diesen Dingen gelegt ist, sei kurz auf einige Merkmale hingewiesen: Der Wille Regierender — selbst als ein absolut Gutes angesehen — wird im Morgenland an der Durchführung seiner Energie oft genug daran scheitern, daß geldliche Möglichkeiten fehlen oder aber die Intelligenz von Organen, ihm die notwendigen Arbeiten abzunehmen, ihm die Möglichkeit zu schaffen, Ganzes und Vollkommenes auszuführen; er wird dank der Unfähigkeit der Masse oder auch der Unterschätzung der sich bietenden Schwierigkeiten, nicht zu dem Resultat gelangen, das ihm vorschwebte. Er wird, mit einem Wort, Halbes erreichen. Vom Willen zur Tat bis zur Ausführung sind Hindernisse über Hindernisse zu überwinden, die außer in den genannten noch in der Urteilslosigkeit der Menge (die über die der abendländischen noch hinausragt), in der Anmaßung kenntnisloser Untergebener, in der Sehnsucht der vielen nach arbeitslosem Wohlleben, in gegenseitigem Mißtrauen bestehen können.

Alle diese Eigenschaften der Morgenländer lassen sich zwar im einzelnen historisch oder soziologisch erklären — was jedoch nicht im Rahmen unserer Betrachtung liegt —, bestehen aber in der Praxis und hemmen eine gradlinige Entwicklung, sei sie im Anschluß an den Geist des Ostens oder den des Westens gedacht. Die orientalische Persönlichkeit selbst gibt ein Spiegelbild der hundert Dinge, die den Europäer wundernehmen und ihn vor Rätseln stehen lassen, die seine kulturellen Ansprüche bald herabschrauben und deren Lösung ihm oft mehr Kopfzerbrechen macht als die Vertiefung in die Folgen religiöser Anschauungen allein. Denn die morgenländische Persönlichkeit stellt in keiner Weise ein geschlossenes Ich dar, so wenig wie das kulturelle Bild einen in sich abgeschlossenen Komplex darstellt. Steht der abendländische Mensch einer Situation gegenüber, die sich zehnmal in fast denselben Formen abspielt, so wird derselbe Mensch in allen zehn Fällen sich fast gleich verhalten, während der Morgenländer aus diesen zehn Wiederholungen zehn verschiedene Ereignisse formen kann, denen gegenüber ihm gegeben ist, sich durchaus verschieden zu verhalten, und zwar so weit, daß ihm eine möglichst verschiedene Behandlung des Einzelfalles Bedürfnis sein kann.

Neben dieser Differenzierungssucht stehen jedoch in vielen Fällen Mängel an Unterscheidungsvermögen und Überblick, die sich in der Praxis in Übereifer oder mangelhafter Organisation zeigen, so daß ein führender Geist in bedeutend häufigeren Fällen als in Europa als Ausführungsresultat seiner Vorschriften etwas durchaus Andersgeartetes erblickt, als er je gewollt. Und ferner: Teilen Anschauungen über politische, wirtschaftliche, religiöse Frage die Abendländer in verschiedene Lager, so ist eine derartige Teilung als „In-sich-selbst Teilung" im Morgenland innerhalb der Lebensanschauungen des einzelnen, und zwar gleichzeitig, nicht auf Jahre verteilt, durchaus möglich und oft selbstverständlich. Daß jemand zum Beispiel die Taten der Republik preist und von Herzen begrüßt und mit demselben Herzen Kaiserszeiten zurücksehnt, liegt ebenso im Bereich der Möglichkeit wie die Bewunderung irgendwelcher technischen Neuheiten parallel zur Ablehnung ihrer eigenen Verwendung laufen kann.

Im Morgenland steht der auf sich selbst angewiesene Europäer demnach nicht nur anderen Sitten und Weltanschauungen gegenüber, sondern anderen Voraussetzungen des seelischen Lebens, die ihn nötigen, seine angeborene und anerzogene Einstellung zu den Forderungen der Umwelt völlig zu ändern, falls er gewillt ist, seine Umgebung zu verstehen. Dies nun wird ihm voll fast nie gelingen, so daß er befriedigt sein wird, sich die Andersartung ihres Seins zu erklären und den Quellen nachzuspüren, denen sie entspringt. Er ist vor Überraschungen nie sicher, weiß nicht, wie morgen Auffassung und Lage sein werden, wie, wenn irgendein äußerer Umstand neu auftritt, seine eigene Stellung zu den Ereignissen wird sein müssen.

Je selbständiger die Völker des Morgenlandes innerhalb ihrer Staaten sind, desto weniger wird sich beim Abendländer das Gefühl gewisser Sicherheit einstellen, desto mehr dagegen wird er den unangenehmen Mangel an sicherer Lebensbasis spüren, der sich aus der Unbeständigkeit seiner Umgebung herleitet. Er kann leicht zu dem Ergebnis kommen, dem einzelnen, dessen lauteren Charakter er erprobt, voll zu trauen, mehr zu trauen, als irgendeinem Europäer, dem ganzen gegenüber jedoch sich starker Zurückhaltung zu befleißigen, um dem Umschwung von Anschauungen oder Willensäußerungen nicht ungewappnet gegenüberzustehen.

Die Masse der Orientalen, die demnach nur in bestimmten Grenzen als berechenbar anzusprechen ist, hat trotzdem natürlich eine Reihe sich gleichbleibender Geisteseigenschaften aufzuweisen, die jedoch denen des Europäers oft derart entgegengesetzt sind, daß sie eine Grundlage für gegenseitige Verständigung selten bieten. Etwas ganz anderes ist es allerdings, wenn der Orientale lange im Abendland gelebt und sich selbst mit der Umwelt auseinanderzusetzen in der Lage ist, was ihm um so leichter fallen wird, je weniger er echter Orientale, also ein Zugewanderter aus balkanischen oder kaukasischen Ländern ist.

So ist es weniger der kulturelle Zustand, die Anspruchslosigkeit orientalischer Länder, die uns, unabhängig von der Entfernung, das Wesen dieser Völker exotisch erscheinen läßt, als vielmehr die dem Ankömmling in so vielen Fällen unverständliche Mentalität der Bewohner, ihre Anschauungen, Innerungen und Äußerungen.

Schwer ist es oft, die Brücke zu schlagen vom westlichen Menschen zum morgenländischen Erleben, das, zwischen Ost und West geklemmt, sich in so verschiedenen, unsicheren Formen dargibt.

Amerikanisches Studentenleben

Von Richard Rieß

Wenn wir an Amerika denken, denken wir an die „Vereinigten Staaten". Und wenn wir an die „Vereinigten Staaten" denken, dann denken wir gemeinhin nur an einige ihrer Repräsentanten: an die Politiker von Washington, an die Milliardäre von New York und an die Filmsterne von Los Angelos. An das „Weiße Haus", an die Wolkenkratzer und an die ewige Sonne Kaliforniens. Wir denken an die Phrase vom Lande der unbegrenzten Möglichkeiten, an zivilisatorische und sportliche Rekorde, an die Dollarjagd. Wir denken an die Besonderheit, an das Extrem, an die Extravaganz. Nie an den amerikanischen Alltag. Und unsere Kenntnis der amerikanischen Belletristik ist — beim durchschnittlich interessierten Literaturfreunde — mit dem Namen Poe, Mark Twain, Mencken, Sinclair erschöpft. Nur der Letztgenannte ist das, was wir „Milieuschilderer" nennen; aber er ist parteilich, ein sozialistischer Fanatiker.

Und doch gibt es in Amerika eine große Literatur kultureller Gegenwartsromane, und ganz vorzügliche Federn haben sie geschrieben. Sie zeigt uns das Amerika des Alltags, den amerikanischen Mittelstand, den bürgerlichen Typus, die amerikanische Provinz. Der Verlag Kurt Wolff in München läßt es sich seit längerer Zeit angelegen sein, die Kenntnis dieser drüben weitverbreiteten Romane dem deutschen Leser zu vermitteln. Und er tut gut daran, denn diese Bücher sind nicht Unterhaltungserzählungen landläufigen Sinnes, sondern aufschlußreiche Darstellungen von ethnologischem und psychologischem Werte. Sie erweitern das Weltbild, und darum seien sie willkommen. Lewis, Percy Marcks und ein Anonymus sind die Verfasser der bisher erschienenen Bände. Der anonym erschienene Entwicklungsroman „Herr Fettwanst" gibt den Aufstieg eines „Eastsiders" (den man auch einen „Outsider" nennen könnte) zum Cityman. Er erzählt von dem Leben der „Banden", Bünde von Schuljungen, die ganze Stadtviertel tyrannisieren, und von den Methoden rücksichtslosen Verdienenwollens. Lewis zeigt in „Babitt" den Typ des amerikanischen Spießers auf der breiten Basis einer bis ins kleinste gehenden Detailschilderung und in „Dr. med. Arrowsmith" das Werden eines amerikanischen Arztes und Bakteriologen: das Leben im College, den im Vergleich mit europäischen Verhältnissen viel freieren Ton im Umgang mit den Professoren — wobei, wie wir gleich sehen werden, nicht alle „Colleges" mit derselben Elle zu messen sind, da an anderen Universitäten ganz andere Gebräuche herrschen — Lewis schildert ferner die nicht immer ganz reinliche Verbindung von Wissenschaft und Geschäft, und die Darstellung von allerlei Instituten des Heilwesens und der medizinischen Forschung gibt ihm Gelegenheit, zahlreiche Varianten der medizinischen Persönlichkeiten aufzuzeigen, in denen Selbstsucht, kleinliche menschliche Schwäche und eine bis zum Fanatismus abschattierte Sachlichkeit in den verschiedensten Mischungen auftreten. Auch dieses Buch ist eine auf sehr breiter Grundlage gebotene Milieu-Darstellung. Es unterhält, aber bleibt stets sich seiner soziologischen als der vordringlichen Aufgabe bewußt. Denn der Schriftsteller Lewis ist eine Art literarischen Anatoms, der die Dinge schonungslos bloßlegt und

seine Schilderungen und Darstellungen möglichst wenig mit „Seele" belastet. Hier erkennen wir ein Spezifikum amerikanischer Schreibart: eine fast bis ins Pedantische gehende thematische Sauberkeit, die in dem Seziersaal — um im medizinischen Bilde zu bleiben — nichts Dekoratives duldet.

Bildet amerikanisches Studentenleben nur einen Teil des Medizinerromanes von Lewis, so wird es Mittelpunkt in Percy Marcks „Studentenjahre", einem Buche, das trotz seines betonten Charakters als Milieuroman viel wärmer geschrieben ist als die anderen Werke. Es beschäftigt sich auch nicht nur mit dem Akademikertum, sondern rollt auch Probleme auf, die nicht nur die amerikanische, sondern die Jugend überhaupt angehen. Für den Deutschen, vornehmlich für den deutschen Akademiker, ist es aber besonders interessant, kennenzulernen, wie man in Amerika studiert und in welchen Formen sich das amerikanische Studentenleben abspielt.

Die Universität, das „College", das Marcks schildert, ist eigentlich ein Mittelding zwischen Universität und Gymnasium. Die Studenten, die von Schulen der verschiedensten Art hierherkommen, müssen als „Freshmen" erst ein Jahr lang die Wissenschaften aller Art studieren, ehe sie, nach einer strengen Prüfung, zu „Sophomoren" werden; und der Umfang dieses Vorstudiums entscheidet über den der Studiererlaubnis. Die Freshmen, auf Deutsch würde man sie kommentmäßig „Füchse" nennen, wohnen, meist paarweise, im „Dormitorium" des College, was um so notwendiger ist, als das College eigentlich ein kleine Stadt für sich bildet, auf einem Hügel, dem „campus" gelegen, in einer sonst dörflichen Umgebung und ziemlich weit von dem nächsten größeren Orte entfernt. Die Zucht ist, bei einer weitgehenden persönlichen Freiheit, hinsichtlich des Lehrplanes straff, und das Verhältnis der Lehrer zu ihren Schülern ist mehr das von Oberlehrern als von Dozenten. Und auch in den späteren Jahren dürfte das Studium im College sich in Formen vollziehen, die etwa denen unserer Universitäts-Seminare entsprechen. Am Ende jedes Studienjahres gibt's Prüfungen und Zensuren — die nicht wie bei uns durch Ziffern, sondern durch römische Buchstaben unterschieden werden — und auch hierin finden wir die Übereinstimmung mehr mit dem Typus des europäischen Gymnasiums als der Universität. Das College, wie es Marcks schildert, gibt ja auch überhaupt kaum die Vorbereitung auf das besondere Wissensgebiet, auf dem sich der Lebensberuf aufbauen soll: die jungen Leute streben vier Jahre hindurch auf die Promotion zum „Bachelor of science", der uns, wenn wir die Darstellung recht verstehen, etwa ein Mittelding von „Abiturient" und Dr. phil. zu sein scheint.

Interessanter vielleicht noch als das Studierleben, dürfte vielleicht der Vergleich des Studentenlebens der neuen und der alten Welt sein. Der frisch ins College kommende Musensohn, der Freshman, wird von den älteren Semestern als untergeordnetes, rechtloses Wesen behandelt. Er, durch seine Kopfbedeckung sofort als „Frischling" erkenntlich, muß nicht nur die Älteren mit „Sir" anreden, er hat auch die Pflicht, jedem Sophomoren selbst mit niederen Diensten zu willen zu sein und, je nach Geschmack und Erfindungsgabe dieser Vollstudenten, ihnen durch oft groteske, manchmal geradezu beschämende Clownerien zur Gaudi zu dienen. Das Auftreten dieser „Herren" erinnert bis-

weilen an das der „Bursche" im deutschen Barock und Rokoko, wenn sie sich in anderen Dingen natürlich erheblich von diesen rauf- und saufrohen „Renommisten" unterscheiden. Vor allem durch das Sportgefühl und den Sportehrgeiz, die das amerikanische Studententum ebenso erfüllen wie das ganze Volk. Die Studentenschaft aber ist die prädestinierte Trägerin des leichtathletischen Amateurtums. Das ist drüben viel ausgeprägter als bei uns, trotz aller auch die deutsche Jugend beseelenden sportlichen Leidenschaft. In sportlicher Hinsicht fühlt das ganze College korporativ und solidarisch. Es stellt sich anderen Universitäten zum Wettbewerb gegenüber und hat den brennenden Ehrgeiz, die besten Mannschaften für Fußball und Baseball, die tüchtigsten Kurzstrecken- und Langstreckenläufer, die sichersten Speerwerfer und trefflichsten Springer heranzubilden und sein eigen zu nennen. Und sportliche Fähigkeit und Leistung spielt für die meisten der sogenannten „Fraternitäten" ein Hauptgesichtspunkt für die Auswahl und Aufnahme ihrer Mitglieder.

Und damit sind wir beim „Korporationswesen" an den amerikanischen Universitäten angelangt. Ist der Freshman am Ende seines Lehr- und Leidensjahres, dann beginnen ihn die „Fraternitäten" zu „stürmen", was wir bei uns „keilen" nennen. Diese Bünde haben drüben nicht landsmannschaftliche Bezeichnungen wie bei uns, sondern sie kennzeichnen sich durch zwei griechische Buchstaben, die ihre Mitglieder als Goldnadel an der Weste tragen. Aber — wie die deutschen — unterscheiden sich auch die amerikanischen Korporationen durch eine mehr oder minder große Exklusivität. Gewisse Sonderbestrebungen wissenschaftlicher oder gesellschaftlicher Art geben ihnen die eigene Note. Ist ihr Präsident eine Persönlichkeit, so kann dieser „Führer" auf den Ton und das geistige und sittliche Niveau seiner Fraternität leicht bestimmend wirken. Im übrigen bilden diese Bünde ein Mittelding zwischen Studentenkorporation und Klub. Sie haben ihre eigenen, im Bezirk des College angesiedelten Häuser, in denen die Mitglieder nicht nur gesellig zusammenkommen, sondern auch wohnen. Die Dormitorien des College bleiben den Freshmen und den — um in unserer Akademikersprache zu reden — „Wilden" vorbehalten. In den Tagen des „Stürmens" haben alle Jung-Studenten in allen Fraternitätshäusern Zutritt, um von den verschiedenen Verbänden begutachtet zu werden. Von einem gewissen Zeitpunkt ab aber werden nur noch die zugelassen, die besondere Einladungen erhalten. Ist die „Stürmzeit" vorbei, dann werden die Auserwählten zum Beitritt aufgefordert, und zwar gleichzeitig von allen für sie eingenommenen Fraternitäten. Damit wird die Gefahr einer Überrumpelung und eines vorschnellen Entschlusses ausgeschaltet. Die Gesichtspunkte, nach denen von den „feudalen" Fraternitäten die Auswahl getroffen wird, sind Herkunft, Vorbildung, persönlicher Eindruck und — sportliche Fähigkeiten. Überall wird das Bestreben deutlich, Athleten und Rekordträger in den eigenen Reihen zu haben. Ein Teil der Fraternitäten fühlt sich im übrigen zu den Klu-Klux-Klan-Idealen hingezogen: Man nimmt nur „reinrassige Amerikaner protestantischer Religion" auf. „Freies" Amerika!

Vibration

Von Goby Eberhardt

Bewegung ist Leben! In der einen Welt der Bewegung wird uns das Vibrato (Erschütterung, Beben), die für unser ganzes Dasein so charakteristische „Bewegtheit", fortgesetzt zum Bewußtsein gebracht. Durch Naturerscheinungen: Erdbeben, Blitz, Donner, Sturm. In unserem Leben äußert sich die ständige Bewegtheit vor allem in unseren Lust- und Unlustempfindungen. Aus vollem Halse herzlich lachen, soll wegen der Vabration der inneren Organe gesund sein. Der Schmerz bringt uns physisch und psychisch Erschütterung: Beben, Zittern, Krankheit, Fieberfrost, Weinen.

Und die gesamte Kunst, steht sie nicht ganz unter dem Gesetz der „inneren Bewegtheit"? Das Genie, der selbstschöpferische Mensch nicht weniger, sondern mehr als der gewöhnliche Mensch.

Shakespeare begann mit Lustspielen, ein Unikum in der Geschichte der Tragiker. Erst die Zeit machte ihn zum tragischen Dichter. Von Haus aus eine liebenswürdige, glückliche Natur; aber der schwere Flügelschlag der Zeit legte sich über ihn und warf ihn auf sich selbst. Die schwerste Tragik liegt in Shakespeares späteren Dramen. Aber der Humor bricht bald wieder durch, die Farben mischen sich zu lustigen Gebilden, die reinste, heiterste Komik entsteht, die je geschaffen wurde. Ein sonnenhaftes Glück strahlt wieder siegreich. Die Tragödie war hier eine düstere Episode, ein schwerer Traum.

Goethe, der in seiner Jugend seinen „Werther" hinausgeweint hat, mit „Faust" gezweifelt und verzweifelt, mit „Tasso" die Pein gekränkten Ehrgeizes erlitten, mußte und konnte immer wieder überwinden. Und die Wirkung seines „Werther" auf die Zeit? Man denke an die vielen Selbstmorde! Erschütterung über Erschütterung in der „einen Bewegtheit"! —

Strindberg, der sich selbst zerfleischte, gelangte bis zum Verfolgungswahn.

Viktor Hugo wurde durch das Beben, Klingen und Singen der Kirchenglocken zu seinem „Glöckner von Notredame" angeregt.

Chopin bringt in seinem „Trauermarsch" seinen persönlichen Schmerz zum Ausdruck.

Beethoven in der „Eroika" die Trauer einer Welt . . .

Jede große Kunst geht aus der Lyrik hervor. Auch die literarische Revolution der achtziger Jahre begann lyrisch. Und kommen wir zur reproduzierenden Kunst, so ist sie ohne „innere Bewegtheit" gar nicht zu denken. Man denkt sich Shakespeare, Goethe und besonders Schiller in der nackten, kalten Alltagssprache. Einen Romeo, Othello, Tasso, Ferdinand. Die Bühnensprache selbst die naturalistische, muß stilisiert sein. Ohne innere Bewegtheit, ohne gesteigerte Leidenschaft im Sprechton sind solche Rollen unmöglich. Barnay versuchte in Berlin Schillers „Wallenstein" auf einen naturalistischen Alltagston zu bringen. Eine stilistische Entgleisung und Geschmacklosigkeit ohnegleichen. Komme ich zur Musik, der subjektivsten Kunst, die ganz Gefühlsausdruck ist, wie kann man sie ohne Bewegtheit des Tones denken? „Gefühl ist alles", sagt Goethe. Aber durch welch anderes Mittel nun, als durch Vibrieren, soll ein Schauspieler, Sänger oder Instrumentalist seinen

Empfindungen, seinem Gefühl, seiner Leidenschaft Ausdruck verleihen? Es gibt keine andere wie das Vibrato, der beseelte Ton, in dem alle Empfindungen, die den Künstler bewegen, zum vollen Ausdruck gelangen können. Daher auch die individuelle Wirkung dieser seelischen Bewegtheit des Tones. Zur Verdeutlichung möchte ich folgende Fiktion anführen: Man denke sich Paganini, Wilhelmj, Kreisler und Busch in einem geschlossenen Nebenzimmer nur die leeren Saiten nacheinander anstreichen. Ist dann tonlich eine Unterscheidung möglich? Selbst dann nicht, wenn der eine oder der andere die leeren Saiten stärker zum Erklingen brächte. Es wäre ja lediglich ein Unterschied in der Tonstärke. Würden dagegen alle vier nur im Piano anstreichen, so wäre eine Unterscheidungsmöglichkeit überhaupt ausgeschlossen. „Diese Unterscheidungsmöglichkeit tritt erst ein, sobald der Finger aufsitzt, erst dann kommt das Individuelle ihres Tones zur Geltung, abgesehen von dem Geistigen ihres Vortrages. Das, was allen großen Geigern gemeinsam ist, ist die Schönheit durch innere seelische Bewegtheit des Tones, mag er nun klein oder groß sein." Das ist nichts neues! Daß aber ein richtig ausgeführtes Vibrato einen bedeutenden Einfluß auf die Entwicklung der Technik rechts und links ausübt, dürfte der Allgemeinheit nicht bekannt sein. Siegfried Eberhardt ist der erste, der in seinem Werke: „Der beseelte Violinton" (Verlag Gerhard Kühtmann, Dresden) darauf hingewiesen hat. (Ich empfehle das Werk allen Geigern zum Studium.) Die kleine wellenförmige Bewegung der Finger ist nicht allein ein starkes Ausdrucksmittel von größtem geigerischem Reiz, sie bringt auch durch ihre Schüttelbewegung den linken Arm von der Schulter aus zur freieren Beweglichkeit. Im Finger soll nur der letzte Wellenverlauf spürbar sein von der Erzitterung des ganzen Körpers, die Ausdruck der seelischen Erregtheit ist.

Glaubt man nun, daß bei allen Geigern das Vibrato gleich, oder daß es bei allen richtig ausgeführt sei? Das ist keineswegs der Fall. Seine Bedeutung ist in ihrer ganzen Tiefe bis heute nicht erkannt, da es von vielen Geigern als eine rein „äußerliche Bewegung" aufgefaßt wird. Statt eine leidenschaftliche Erregung und Eindringlichkeit auszudrücken, ist es oft nur nicht modifizierbare Bewegung, die mit dem Gefühl nichts zu tun hat. Das erregte, kurzwellige Vibrato ist aber als Ausdrucksmittel für den Geiger unentbehrlich. Die Brustmuskel in Verbindung mit Schultern, Ober- und Unterarm leiten die schaukelnde Bewegung der Hand, die deutlich sichtbar sein muß, ein. Der etwas intensivere Fingerdruck macht sich deutlich im Unterarm fühlbar. Stützt sich dieses Vibrato auf die Brustmuskeln und Schultern, so fördert es die Technik. Stützt es sich, wie es zumeist geschieht, auf den Daumen, der diese Stütze mit gleichem Drucke beantwortet, so wird die Griffbeweglichkeit gehemmt und eingeschränkt. Es sinkt dann zur rein äußerlichen Bewegung herab. Ich kenne nur wenige Geiger, freilich sind es die allergrößten, die ein richtiges Vibrato haben: Franz von Vecsey, Ysaye, Kreisler, Kubelik, Thibeaut. Sie bringen den beseelten Ton sogar in den schnellsten Passagen, was ihrem Spiel einen unvergleichlichen Reiz, Bewegtheit, Leben gibt.

Von fundamentaler Wichtigkeit ist Singen und immer wieder Singen auf der Geige; die Passagen sollen Gesang sein. Tartini sagte schon: „Gutes Klingen braucht gutes Singen." Richtiges Singen ist aber nur durch den seelischen belebten Ton möglich. Spohr äußert sich

in seiner „Violinschule": „Wenn der Sänger in leidenschaftlicher Bewegung singt, so wird ein Beben der Stimme bemerkbar — (also aus Erregung, wie ich schon anführte) das den Schwingungen einer stark angeschlagenen Glocke ähnlich ist. Dieses Beben vermag der Geiger, wie manches andere der menschlichen Stimme, täuschend nachzuahmen. Es besteht in einem Schweben des gegriffenen Tones, das abwechselnd ein wenig unter und über die reine Intonation hinausgeht, und wird durch eine schwankende Bewegung der linken Hand in der Richtung vom Sattel zum Steg hervorgebracht." Das Vibrato ohne Anteilnahme des Armes, nur durch die Hand auszuführen, ist falsch. Spohr verlangt vom Spieler ja die vier verschiedenen Formen:

1. schnelle, zu stark hervorgehobene Töne,
2. langsamere, zugetragene Töne leidenschaftlicher Gesangstellen,
3. langsam beginnende und schneller werdende zum Anwachsen und
4. schnell beginnende und langsam werdende zum Abnehmen lang ausgehaltene Töne.

Diese beiden letzten Arten sind schwer und bedürfen vieler Übung, damit das schneller und langsamer werden der Schwankungen recht gleichförmig sei und nicht etwa ein plötzlicher Übergang vom Langsamen zum Schnellen und umgekehrt stattfindet. Die von Spohr verlangten Modifikationen der „Wellenbewegung des Tones" sind ohne Anteilnahme des Armes gar nicht auszuführen. Spohr gibt die Schwierigkeiten zu, ein Beweis, daß sie ihm Mühe machten. Aus allem geht hervor, daß er instinktiv das richtige Vibrato kannte, wenn ihm auch das Bewegungsproblem nicht aufgegangen war.

Nun wissen wir, daß nicht der Ton, der von rechts aus erzeugt wird, die verschiedenen Geiger unterscheidet, (Experiment mit den leeren Saiten), sondern daß die Art des Vibrierens ausschlaggebend ist. Und hört man viele Geiger hintereinander, immer wird man sie nur an der Art ihres Vibratos erkennen können. Jeder hat seine individuelle Art, zu beben.

Einige wundervolle Worte von Gerhard Hauptmann über dieses Thema finde ich in dem Artikel über „Die denkende Hand". „Wollt ihr aber verstehen, wie innig die menschliche Seele, wie unlöslich der menschliche Intellekt mit der menschlichen Hand zur Einheit verbunden sind, so blickt auf die Hand des Violinspielers. Oder blickt auf die Hand des Klavierspielers. Auf die rapide gedankenschnelle Weise werden durch die Hände des Violinisten, des Pianisten zahllose, unübersehbar zahllose Regungen der menschlichen Seele, des menschlichen Intellekts, bis in die feinsten unnachweisbar zartesten Schwingungen zum Ausdruck gebracht. Hier hat sich das scheinbar stumme Organ eine Sprache geschaffen, die selbst dasjenige auszudrücken vermag, was der Sprache des Worts unzugänglich ist." Hier sagt ein Dichter goldene Worte zum Verständnis des Problems, man denke wieder an Goethe: „Gefühl ist alles!" Was nützt alle Technik, wenn die Empfindung, das Gefühl fehlt?

Der Klavierspieler hat es schwerer. Ihm steht kein Vibrato wie dem Geiger zur Verfügung. Und doch kann er durch ein geheimnisvolles Fluidum einer Cantilene den höchsten Ausdruck geben. Ich denke hier an Liszt, Rubinstein, Kirchner, die durch die Kunst ihres Anschlages bis zu Tränen rührten.

Mancher Geiger möchte gern ein gutes Vibrato haben. Hier habe ich den Weg dazu gezeigt. „Das schnelle Beben kann erst geschult werden, wenn der Arm einheitlich frei arbeitet und das Stehen der Finger auf dem Griffbrett, unmittelbar auf der Schulter, erlernt ist."

Carl Flesch gibt eine andere Art an, die ihm der Geiger Professor Rivarde beigebracht hat. Sie ist für das Nichtverstehen des Problems so bezeichnend, daß ich eine charakteristische Stelle hersetze: „Professor Rivarde läßt, um die Hand möglichst ruhig zu halten, den ganzen Handteller und Ballen an den Hals der Violine legen, in ähnlicher Art, wie es Anfänger oder primitive Geiger zu tun pflegen. Der erste Finger auf der A-Seite wird jetzt eine ganze Note ausgehalten, nur beim letzten Zweiunddreißigstel macht der Finger eine blitzschnelle Bewegung nach vorn, und zwar soll die Veränderung der Tonhöhe bemerkbar machen, daß man ein tiefes C hört. Diese Bewegung muß mit jedem Finger geübt werden, aber nicht länger als fünf Minuten hintereinander." Hier finden wir Schulter, Brust, Arm, Hand ausgeschaltet, und die Vibration, die Erregung, Erschütterung soll vom Finger allein ausgehen. Ich finde keinen Ausdruck für dieses Verkennen des Problems.

Der Himmel bewahre unsere jungen Geiger vor solchen Pädagogen!

„König Alkohol"

Von Dr. Lothar Schmidt

Ein Buch gegen den Alkohol. Es stammt aus der Feder eines Schriftstellers von hohen Graden, nämlich des amerikanischen Romanschreibers Jack London, dessen Werke in Millionen von Exemplaren über die Vereinigten Staaten verbreitet sind und neuerdings in der trefflichen Verdeutschung von Erwin Magnus auch in Deutschland viel Beachtung finden. Jack Londons Roman „Der Lockruf des Goldes", seine „Südseegeschichten" und eine ganze Reihe anderer Erzählungen haben zu literarischen Ahnen Werke von Cooper, Defoe's (Robinson Crusoe) sowie minderen Nick-Carter-Schmöker, zeigen aber die außerordentliche Kraft der Schilderung, die erstaunliche Phantasie eines großen Autors von fest umrissener Persönlichkeit, der trotz allen Vorbildern, guten und schlechten, seine eigenen Wege geht. Er schreibt täglich im Auftrage eines Verlages 1000 Worte (etwa hundert Druckzeilen) und bekommt für jedes Wort einen Dollar. Jahraus, jahrein erledigt er dieses Pensum, genau nach Vorschrift, nicht mehr, nicht weniger. Um sich über den Geschmack des Lesepublikums zu orientieren, erkundigt er sich zuvor, welche Bücher den meisten Absatz finden und richtet sich danach. Wie groß muß ein Talent sein, das ungeachtet so ausgesprochenen Geschäftssinns so Originelles und künstlerisch so Bedeutsames leistet! Sohn armer Farmersleute, Autodidakt, Selfmademan führt er, bevor er als Schriftsteller zu früher Berühmtheit gelangt, als echt amerikanischer struggleforlifer ein höchst abenteuerliches Leben und sammelt in beiden Hemisphären so reiche Erfahrung über Menschen und Dinge wie kaum ein anderer Fabulierer vor ihm. Davon gibt auch sein autobiographischer Roman „König Alkohol" Kunde, der gleichzeitig eine Tendenzschrift ist und die laut proklamierte Absicht hat, gegen den Alkohol Sturm zu laufen, ja ihn als Genußmittel radikal

zu beseitigen. Jack London ist ein ehrlicher, überzeugter Kämpfer für seine Idee. Schon das gäbe Veranlassung, sich mit ihm auseinanderzusetzen, auch wenn er als Autor nicht die Bedeutung hätte, die man ihm zugestehen muß. Am unbefangendsten werden über sein Buch als Streitschrift diejenigen urteilen können, die weder prinzipielle Anhänger noch Gegner der Prohibition sind und das ganze Rüstzeug der bis zum Überdruß gehörten Schlagwörter von hüben und drüben gern beiseite lassen.

Jack London wird in reiferen Jahren Gewohnheitstrinker, bekennt sich offen als solchen und stirbt mit vierzig Jahren an den Folgen seines Lasters. Dieses Ende hat er mit aller Deutlichkeit vorausgesehen und in solcher Voraussicht warnend seine Stimme in die Welt gerufen, um seine Mitmenschen und vor allem die heranwachsende Jugend durch eigenes Beispiel zu schrecken.

Der Wert dieser von großer Wahrhaftigkeit getragenen Bekenntnisse steht außer Zweifel. Es handelt sich hier um sehr bemerkenswerte Dokumente zur Psychologie und zur Physiologie des Trinkers. Aber die Schlüsse, die der Verfasser aus individuellen Erlebnissen über persönliche Erfahrungen hinaus zieht und besonders die Forderungen, die er danach mit dem Anspruch auf allgemeine Geltung erhebt, können nicht unwidersprochen bleiben.

Bis etwa ein Jahrzehnt vor seinem Tode hat London einen ausgeprägten Widerwillen gegen den Genuß von Alkohol. Jedesmal wenn er geistige Getränke zu sich nimmt, muß er diesen Widerwillen erst überwinden. Er trinkt zunächst nie aus körperlichem Bedürfnis, sondern aus seelischem, wenn aus besonderen Anlässen das Hirn danach verlangt, und er erklärt sich von Natur aus gegen das Trinken veranlagt. Greift er in seiner früheren oder späteren Jugend zum Glase, so geschieht es, um gute Kameradschaft mit Seeleuten aller Art wie Matrosen, Robbenfängern, Austernfischern zu halten, deren abenteuerliches Leben ihn reizt und denen er an Schneidigkeit nicht nachstehen möchte. Um solchen Verkehr zu haben, muß er die Kneipen aufsuchen, denn die Kneipe ist das Klublokal des armen Mannes, der hier Geselligkeit sucht und findet. Jack London wird freigehalten, muß sich revanchieren, muß es den anderen gleichtun, obwohl er viel lieber heimlich Bonbons lutschen möchte. Einige Male wird er krank von übermäßigem Alkoholgenuß und erleidet in der Trunkenheit auch körperliche Unfälle, worauf er jedesmal von neuem das Trinken verschwört. Als Schiffsjunge, als Matrose entbehrt er auf monatelangen Seefahrten ohne Mühe den Whisky, um dann aber, sobald er an Land kommt, in den Tavernen der Hafenstädte mit den Genossen alles auf der Reise ersparte Geld zu versaufen. Er ist von außerordentlich kräftiger Konstitution und trägt aus Alkoholexzessen merklichen Schaden kaum davon. Von einer längeren Seereise nach seiner Vaterstadt San Francisco heimgekehrt, arbeitet er in allen möglichen untergeordneten Berufen, um die Mittel für den Besuch von Gymnasium und Universität zu erwerben. In zwei Jahren bewältigt er das ganze Pensum für das Abiturientenexamen und ist zum Schluß derartig überanstrengt, daß er jetzt, um sich geistig zu entspannen, zum Alkohol seine Zuflucht nimmt, wie er es einst tat, um sich geistig anzuregen.

Drei Viertel des Buches sind den Jugendjahren gewidmet, in denen alkoholische Exzesse wohl gelegentlich vorkommen, aber keineswegs die

Regel sind. Gewohnheitstrinker wird London erst, nachdem er zu Ruhm und Wohlhabenheit gelangt ist. Auch in dieser Zeit gibt es anfangs noch alkoholfreie Tage, Wochen und Monate. Aber die Vorwände, unter denen er den Lockungen König Alkohols folgt, werden immer zahlreicher und differenzierter, die Dosierungen des Giftes immer stärker. Weil das Reizmittel, woran er sich nun einmal gewöhnt hat, in normalen Quantitäten seine Wirkung versagt. Hier nun wird gerade das Verhängnis ersichtlich. London spricht dem Alkohol nicht als Genußmittel, sondern als Stimulans zu. Ohne jeden Vorwand, ob er nun betrübt ist oder froh, ob allein oder in Gesellschaft, — zu jeder Tageszeit und allerorten verfällt er der Macht König Alkohols.

Man liest nicht ohne tiefe Teilnahme diese Schilderungen, die ein tragisches Hinabgleiten von höchster geistiger und körperlicher Kraft in widerstandslose Trunksucht dartun. Sie geben erschütternde Kunde davon, wie trotz besserer Erkenntnis der unfreie Wille des Menschen dunklen Mächten erliegt. Aber was im Grunde beweisen all diese Bekenntnisse? Nichts anderes, als das, was wir längst wissen und was selbst die erbittertsten Gegner der Prohibition stets offen zugestanden haben: Daß Alkohol ein Gift ist, welches im Übermaß genossen die traurigsten Folgen hat.

Wenn Jack London überzeugend hätte darlegen können, daß, wer immer in die Bezirke König Alkohols gerät, unbedingt seiner Macht erliegen m u ß, dann, aber nur dann würde er recht behalten mit seiner temperamentvollen Anklage. Aber die Tatsachen beweisen doch nun einmal, daß es nur ein verhältnismäßig geringer Prozentsatz von Menschen ist, die durch Alkohol zu Schaden kommen oder zugrunde gehen. Diese Exzedenten, — man möge ihr Laster durch Zeit, Ort, Umgebung und besondere Umstände noch so beredt erklären und begründen, bestätigen nur die Regel, daß der Alkohol, in den Grenzen der Vernunft und Hygiene genossen, kein Unheil, sondern ein Segen für die Menschheit ist.

Jack London braucht in seinem autobiographischen Roman mit Vorliebe das Bild von dem Brunnen, an dessem Rande sich ahnungslos die Kinder der Welt tummeln. Und er verlangt, daß dieser Brunnen zugeschüttet werde zu Nutz und Frommen aller kommenden Geschlechter. Bedachte er denn nicht, daß ein Brunnen gemeiniglich anderen Zwecken dient, als dem, in seine Tiefen hineinzustürzen?

Vom neuen Drama

Von E. F. W. Behl

Zwei unserer erfolgreichsten Bühnendichter haben diesmal den Theaterwinter mit zwei Versagern eröffnet. Der eine, weil er sein Können wesentlich überschätzte — der andere, weil er, allzu bequem, von seinem Können nicht genügend Gebrauch gemacht hat.

Der Lyriker K l a b u n d ist ein Meister der Miniatur. Knappe Prosaskizzen, kurze Szenen glücken ihm. Er weiß eine Stimmung nicht nur festzuhalten, sondern auch zur Intensität zu verdichten. Seine graziöse Chinoiserie „Der Kreidekreis" mit ihrem balladesken Rhythmus und der zarten Märchenstimmung hat sich alle Bühnen erobert. Aber eine Historie überzeugend zu formen, etwa wie Strindberg es tat, ist

ihm nicht gegeben. Mit seinem „Cromwell" hat er sichtlich übernommen. In der bunten Bildfolge, die er lose fügte, verliert sich die Gestalt des großen puritanischen Revolutionärs an Details. Ein paar Einzelszenen sind wahrhaft dichterisch: etwa die im Freudenhaus, wenn der von königlicher Willkür geschundene Bauer Cromwell, eben zum Kriegsdienst ausgehoben und vor den Tränen seines grämlichen Weibes fliehend bei den Dirnen einkehrt, und die Erscheinung seiner ernsten, im tiefen Grunde frommen Menschlichkeit, den lockeren Mädchen ihre ausgelassene Frivolität jäh und elementar verschlägt. Oder eine Szene vor dem Bücherkarren, wo Cromwell, unerkannt, sich wie von ungefähr in die Unterhaltung mengt und mit männlich zupackendem Griff eines wichtigen politischen Dokumentes versichert. Das sind Genrebilder, die Klabund mit tieferem Sinn begabt hat. Das meiste jedoch blieb ausgetuschtes Klischee, besonders peinlich, weil es allzuoft mit marktschreierischer Überdeutlichkeit um die Wirkung einer billigen Aktualität buhlt. In seiner Bemühung um das große historische Drama begab sich Klabund aller Eigenart, machte sich eine shakespearisierende Phraseologie zurecht, bringt á la „Hamlet" Theater im Theater und á la „Josephslegende" eine Verführungsszene zwischen der lüsternen Königin und dem spröden Soldaten Cromwell. Und dann erfand er noch ein Mädchen aus dem Volke, Imogen, das Cromwell liebt und doch vom König, diesem „bösen Kinde", nicht lassen kann. Eine Gestalt, die vielleicht das britische Volk symbolisieren soll, aber nur als ein schwaches Hilfsmittel zur Erzeugung dramatischer Vorgänge erscheint. König Karl, dessen Haupt auf dem Richtblock zu Whitehall fiel, wirkt wie ein blassester Schatten Richards II. Seine Wandlung aus einem gewissenlosen tyrannischen Schwächling zu königlicher Haltung in der Gerichtsszene ist jedoch ohne innere Notwendigkeit: reinste Dichterwillkür.

Karlheinz Martin hat dieses lockere Szenengefüge im Berliner Lessing-Theater so sorgfältig inszeniert, als gelte es den großen Serienerfolg dieses Winters. Er hat die denkbar besten Helfer. Von Klöpfers Gnaden ist Cromwell doch noch ein ganzer Kerl geworden: machtvoll wirkend in seiner puritanisch kargen, von religiösen Energien zur Tat beschwingten Männlichkeit. Eine Armbewegung, ein beiläufiges, leiseres Wort, das den lauten Parlamentston des Redners Cromwell in Wirklichkeit übertönt, ... ein halbes Lächeln ... ein wuchtiger, schwerer Schritt — aus solchen scheinbaren Kleinigkeiten fügt das Genie Klöpfers die überzeugende Erscheinung eines besonderen Menschen. Und was der Dichter ihm zu sagen gab, wird beinahe gleichgültig. Bei ihm denkt man an Florian Geyer — bei Klabund niemals.

Walter Franck ist der König, ein herrischer Weichling, Spielball des Schicksals, mit dem er zu spielen vermeint. Die Königin der Straub, die sich am Schluß mit heroischem Gestus erdolchen muß, ist ganz bildhaft, figürlich gegeben. Das geschieht mit zwingender Virtuosität. Mehr war mit der Rolle beim besten Willen nicht anzufangen. Die rassige Sibylle Binder mit ihrem dunklen Stimmklang ist Imogen. Man spürt den Zwang, den ihr diese Rolle eines romantischen Wildlings antut. Die Figur des käuflichen Schurken Griffith wird von Granach so gespielt, als stamme sie von Shakespeare selber, und den verkrüppelten Kauz People, den Klabund immerhin mit lobenswerter Ge-

wandtheit dem Mikrokosmos des größten Briten entlehnte, stattet Karl Etlinger mit barocken Humoren aus. So hat diese nebensächliche Historie eine glanzvolle und sehenswerte Aufführung erfahren.

*

Georg Kaiser, der Vielgewandte, will uns diesmal — wie schon der Titel „Zweimal Oliver" verrät — pirandellesk kommen. Aber er streift nur eben die äußerste Peripherie pirandelloscher Problematik. Der alternde Verwandlungskünstler Oliver, der nicht mehr zieht, vermietet sich an eine extravagante Dame, der er täglich zwei Stunden lang den abhandengekommenen Liebhaber täuschend ähnlich, aber höchst platonisch ersetzen soll. Er darf seiner lendenlahmen Gemahlin, die sich — einst Kugeltänzerin — ihr Gebrechen durch einen Eifersuchtsanfall zugezogen hat, nichts von dieser Nebenbeschäftigung und dem hohen Honorar verraten. Eher muß er sich die heißgeliebte, mit Argusaugen behütete Tochter von einem lüsternen Varietédirektor als Balettmädchen und Geliebte wegengagieren lassen. Als dann der Liebhaber, ebenso schnell wie er verschwand, zurückgekehrt ist, soll Oliver entlassen werden. Aber nun hat er sich, nach einem uralten Dramenrezept, in seine Auftraggeberin wirklich verliebt. Während einer Vorstellung packt ihn plötzlicher Irrsinn, und er erschießt in dem Wahne, sich selbst zu töten, den mit seiner exzentrischen Dame in der Loge sitzenden doppelgängerischen Nebenbuhler. Das ist die Handlung, die aus lauter Unmöglichkeiten keck zusammengefügt, nicht zwischen Sein und Schein, sondern zwischen Bluff und Bluff Spannung erzeugen möchte. Der Denkspieler Kaiser ist zum bloßen Trickspieler geworden, dem es wohl vor allem auf jene Gaukelszene ankam, in der die beiden Olivers einander spukhaft auf offener Bühne begegnen. Der Vertiefungsversuch im letzten Bilde, wo ein Professor seinen Studenten den „Fall Oliver" ad oculos demonstriert, wirkt äußerlich angeklebt: eine Zeitungsnotiz als Epilog! Der großen dramatischen Wahnsinnstudie „Der Gedanke" von Andrejew darf man sich dabei nicht erinnern.

Das Licht am Styx

Von Rudolf v. Lossow

Da saß nun Scarron, der Gealterte, der Leidende, der Tote. Alles an ihm schien nur noch wahr zu sein in dem einen schmerzlichen Worte: Einst. Gier und Dämonie herrschten in ihm; alle Macht des Geistes hatte die Krankheit des Körpers hinweggefressen. Kann ein Mensch sich Entsetzlicheres vorstellen als diese Ruine? dachte er und blickte in dumpfem Zorn auf seinen unförmigen Leib, der schlotterte von Wassersucht, heimgesucht war von Tausenden von Koliken, der wie ein gasüberfüllter Ballon oftmals zu platzen drohte, der ewig schmerzte, Tag und Nacht, der nach jedem Stück Fleisch, nach jedem Schluck Wein Tummelplatz ringender, kollernder, unterirdischer Gewitter war, brüllend, röhrend wie Hirsche in Brunst.

War es dem Rest seines geistigen Ichs, das in diesem Körper verkäfigt war, zu verdenken, wenn es voll Pessimismus stöhnte, unkte, fluchte? Wenn es schrie in Krämpfen des Spottes, des Hohnes, der Verzweiflung? Ob ein anderer wohl Schäferspiele dichtet und optimistisch-moralisch kleinschrotige Ideale verficht, wenn er so leidet? dachte Scarron. Wer kann reinen Geistes sein, wenn der Körper verfault? plärrte er seine tägliche Litanei. Eine durch Unterleibsunrat vergiftete, verbitterte Seele kann keine einzige edle Regung des Geistes zeugen! Nein, nein, nie und niemals! klagte Scarron durch die leere, liederliche Stube, während seine Linke unruhig über die Brust fuhr,

wo wieder einmal der Stauschmerz auf Herz und Lunge hinaufdrückte. War es wirklich ein Erröten, das ihm in das Gesicht schoß? Nicht daß seine Hand den kleinen Gegenstand gefühlt hätte, der da auf der Brust, zerfallen schon, wie er selber, noch existierte. Es war sein Geist, der die Reliquie gespürt. Der pessimistische Lästerer errötete. Das ward ihm bewußt, und doch begriff er es nicht. Dort auf der Brust war seit Jahrzehnten das Etwas verborgen, von dem Franziska nichts ahnte, Franziska, die, einst seine Frau und jetzt das freche Königsliebchen, noch immer um ihn war, ihn noch immer tyrannisierte, — dieses Etwas, von dem ihr Bruder nichts wußte, dieser Saufkumpan D'Aubigné, der in der Betrunkenheit Ludwig XIV., dem Sonnenkönig, dem Mann des Wortes: L'État c'est moi! mit schmieriger Faust auf die Schulter klatschen und ihn ungestraft „Du Schwager" titulieren durfte, dieser Letzte der Menschen und der letzte Mensch um den faulenden Scarron. — Da hockte nun der begnadete Dichter, ein geballter Haufen Unrat mit gespenstischem Vogelkopf darüber, da hockte dieses Nicht-mehr-Menschliche und — errötete. Erglühte um die, für die er einst entbrannt war, um die ewig heitere, ewig sieghafte Frau, für die er den lustigen Fastnachtsspuk der Vögel ersonnen, für die er sich nackt mit Honig eingerieben und in Federn gewälzt hatte, nur um ein Lachen von ihr, für die er nachher nackt, wie er war, in das Eiswasser der Seine hatte flüchten müssen, für die er eine Nacht zwischen Schilf und Eisschollen gestanden, für die er statt Glück das Leiden, das furchtbare Sterben bei lebendigem Leibe eingetauscht hatte. Seit Jahrzehnten trugen die Beine seine Unförmigkeit nicht mehr, lahm hockte er im Stuhl.

Die Ärzte hatten, unter gewichtigen Mienen Ratlosigkeit und Nichtswissen versteckend, Franziska eingeschärft, daß nur strengste Diät ihn am Leben erhalten könne, und mit der eisernen Härte der Zweckstrebigen hatte sie seit langem dem Dichter nur ausgetrocknete Brotscheiben und Wasser bewilligt, ihm, der immer so gerne das Beste der französischen Küchen geschlemmt hatte. Sie tat es, damit er eine Hymne auf den Sonnenkönig dichte, ehe er sterbe, denn Franziska wollte die Gattin des Königs der Könige werden. Ihre Ehe mit Scarron war bereits ungültig erklärt, sie wußte, daß ihr Ehrgeiz siegen und der alternde Herrscher ihr nicht widerstehen werde.

Scarron haßte diese seine ehemalige Frau, die ihn einst aus Berechnung und Liebe genommen und ihn seit langem wie einen knurrenden Hund behandelte, den sie an kurzer Kette hielt. Sobald er nur ihre Nähe spürte, zuckte ihm Haß in den Händen.

Wahrhaftig: geputzt, geschminkt, hochkoiffiert tänzelte sie auf Stöckelschuhen herein, warf ihm auf den Pelzsack, in dem seine ewig frierenden, blutleeren Beinchen steckten, zwei dünne, vor Trockenheit schon krumme Brotscheiben, küßte ihn rasch von rückwärts auf die linke Backe, stieß ein frech getrillertes Lachen aus: „Da, laß dir's schmecken, sei brav, ich muß zum König! Wenn du morgen deine Hymne nicht fertig hast, kriegst du gar nichts mehr zu essen."

Des Dichters Hände hatten in dumpfer Hast die Brotscheiben gepackt, er vergaß sogar nach ihr zu schlagen, — ein von ihm selbst oft als zwecklos erkanntes Tun, das sein den Trieben verfallener Geist ihm doch nicht zu wehren vermochte, war doch die Brücke der Seele zwischen Geist und Körper schon lange zerrüttet.

Scarron lachte bitter hinter der forttänzelnden Franziska her. Eine Ahnung von Glück durchzitterte ihn: nun konnte er seinen Hunger stillen. Er begann aber noch nicht zu essen. Er wartete. Er wußte nicht recht, worauf, aber irgend etwas hieß ihn warten. Die mürrische, faule, robuste Magd kam langsam aus ihrer Kammer die Stiege herab. Scarron wandte sich mühsam und betrachtete ihre drallen, von löcherigen Strümpfen schlecht verhüllten Beine. Da begann dieses Untier zu singen und scheinbar geschäftig vor ihm hin und her zu laufen. Wut übermannte den Hilflosen. Er hatte nichts als die Brotscheiben, um sie nach ihr zu werfen. In ihm entstand ein Kampf, aber Haß siegte über Essensgier, und er warf. Warf zweimal. Sie tat, als ob sie Fliegen abwehrte, sang weiter, absichtlich unbekümmert.

Der Dichter schaute auf seine leeren Hände.

Die Tür knarrte, herein stolzierte D'Aubigné, das rote Gaunergesicht voll freudigem Funkeln. „Prost, Schwager!" sagte er, denn das war seine ständige Redensart, — und zog eine Weinflasche aus seiner kostbaren, aber schmierigen Jacke. Als er einen mächtigen Zug getan, gab er die Pulle an die heranschlampende Magd weiter. Nun nahm er umständlich einige Hände voll Gold aus den Taschen, klotzte sie auf den großen, wackeligen Tisch. Er hatte im Falschspiel gewonnen, Kavaliere geplündert, die ihn nicht zu verjagen wagten. „Geh, bringe Wein, Wein und nochmals Wein!" herrschte er das Mädchen an, ihr den letzten Haufen Gold in die Hand drückend.

„Essen! Essen, Braten, Fleisch, Pasteten!" flehte eine leise, keuchende Stimme.

„Gut!" knurrte D'Aubigné, „bring ihm ein Dutzend Schweinsköpfe, du Gans!" Damit schob er sie hinaus und rückte den Tisch an Scarron heran. Der Bauch stieß gegen die Tischkannte, der Dichter seufzte. Mit flatternden Händen versuchte er, auf die Platte zu greifen. Umsonst. Die Arme reichten nicht so weit über den unförmigen Leib. Der große Spötter weinte.

D'Aubigné lachte breit und lärmend. Endlich kramte er in einem Winkel nach einer Säge und schlurfte gemächlich wieder herbei, schob den Tisch von dem darob heftiger jammernden Dichter hinweg und begann umständlich einen bogenförmigen Ausschnitt in die Tischplatte zu sägen. Nun begriff der zitterige Schatten eines hohen Menschen, hörte auf zu wimmern und leckte sich die Lippen. Bald war der knochige Bursch mit der Arbeit fertig und rückte die entstandene Rundung mit gutmütigem Glucksen wieder an Scarron heran, der hell aufmeckernd in kindischer Freude nun auf die Platte mit seinen dürren Händen trommelte.

Die Magd trat ein, bis ans Kinn mit Essen beladen, und drehte sich prustend vor Gelächter, zu dem Kneipwirt herum, der mit einem Berg von Flaschen folgte, sie aber dennoch vor Vergnügen in die Arme kniff, so daß zwei Flaschen und ein Schweinskopf ins Rollen und Fallen kamen, was d'Aubigné mit einer ungeheuren Maulschelle beantwortete, worauf auch Gans, Pastete und Ragout in die ungekehrte Stube stürzten. Nur die Terrine mit den Trüffeln und dem Hasenbraten konnte die dralle Magd gerade noch halten.

Der Eindruck dieses Geschehens auf den Dichter war maßlos. Seit Monaten, ja fast seit Jahren hatte er keine der geliebten Speisen bekommen, unerwartet stellten sie sich in beglückender Fülle plötzlich bei ihm ein, und nun kollerten sie auf dem Boden herum, von der übertrieben laut heulenden Magd mit gräßlicher Langsamkeit wieder aufgelesen. Der allzu irdische Koloß des Dichters der „Travestierten Jungfrau" zitterte bei den gierigen, aber nutzlosen Anstrengungen, aufzustehen, um die noch nie so wie heute und doch schon millionenmal herbeigesehnten Delikatessen zu erhaschen, zu betasten, zu schmecken, zu verschlingen. Endlich, endlich war alles auf seinem Tisch. Heftig schnitt er mit dem Messer in Gans, Hasen und Schweinskopf. Hastig aß er gleichzeitig mit dem Löffel von der Pastete und den Trüffeln. Getränke lehnte er ab. Er vergaß die Umwelt. Seine Augen verschlangen die Leckerbissen, seine Sinne rissen polypenhaft alles auf einmal in seinen Schlund. Schlingend, sich verschluckend, prustend, mußte er lachen, mußte an Rabelais' Pantagruel denken, der ganze Schinken, ganze Hirschrücken, ganze Bärenkeulen verfrühstückte, „während vier von seinen Dienern ihm beständig mit vollen Schaufeln Senf ins Maul warfen". Er lachte und schlang, er schlang und lachte. Gier hieß ihn, es diesem Vorbild gleichtun. Seine Augen funkelten.

D'Aubigné sah, vor Lachen brüllend, zu und trank. Trank. Wirt und Magd hatte er nach größeren Flaschen, nach größeren Gläsern davongeschickt; sie gingen grinsend und schäkernd. Scarron kritzelte mit saucebeschmutzten Händen einen Einfall, einen neuen Spottvers für seine „Mazarinade", — für die Hymne auf den Sonnenkönig hat er keine Gedanken. Mitten im Dichten hörte er auf, gewahrte das Essen, als sähe er es jetzt zum ersten Male. Seine Augen traten hervor, magisch wirkte es von Minute zu Minute stärker

auf ihn. Plötzlich stürzt er sich erneut darauf, fängt mit beiden Händen an, wie ein Rasender zu essen. Diese Gier steigert sich ins Dämonische, er stößt wilde Schreie der Lust, des Glücks, des Schmerzes aus. Sein armer, gequälter Leib schwillt zusehends, sein Atem geht keuchend, Not ist in seinem ganzen Ich. Die Vorräte stehen, warten, reizen, — der Körper vermag nicht mehr, aber das Auge ist unersättlich, die Gurgel vor Gier geschwollen, der Leib zum Bersten, der Druck auf das schmerzende Herz qualvoll, doch die zitternden Hände reichen unentwegt zu, reichen mehr den Augen, hinter denen die Gier brennt, als den Eingeweiden, in denen ein wildes, glühendes Feuer rumort. Es springen die lockeren Knöpfe von der Weste, da ist es, als ob ein Hafen sich öffnete, die Gier siegt weithin, der Gaumen lockt, die Gurgel schlingt, die Eingeweide schreien. Das Herz geht einen wildzuckenden, gepreßten Schlag, die Lungen keuchen, Arme und Hände schlenkern, die Beine zucken. Alle Wünsche, zu lange feindlich gedämmt, brechen die Schranken der Vernunft, der Seele, des Geistes. Ein krankes, irrsinniges Tier schlingt.

Der Wirt kommt zurück, bringt Wein und Pokale, die Magd brennt die Lampe an. D'Aubigné, der nichts gegessen, schlägt einer riesigen Flasche den Hals an der Tischkante ab. Scarron schreckt auf. In einem Bogen gießt der Säufer die Flasche hinunter, schlägt auch der zweiten den Hals ab. Scarron zankt und gestikuliert, sein Bauch schwillt, die Hände erreichen bereits die Speisen nicht mehr. Wirt und Magd kneifen sich blau vor Lachen, Scarron wimmert und weint wie ein Kind, dem man sein Spielzeug genommen. Sein Schlund röhrt, sein Leib schwillt ins Gigantische. In Arger und Wut droht er sich zu erbrechen, aber der Magen hat die rettende Kraft nicht mehr.

Mit gutmütigem Knurren nimmt d'Aubigné wieder die Säge, rückt schlenkernd den wackeligen Tisch hinweg, sägt eine tiefere Rundung mit unsicherer Hand, mit vielen Rucken und im Zickzack und schiebt mühselig dem vor Ungeduld zitternden einstigen Komödienschreiber, der nun glückselig gluckst und girrt, den Tisch der unheilvollen Freuden wieder zu. Und wieder stürzt sich der durch das Warten Irre auf die lockenden Speisen und beginnt zu fressen mit vollen Händen, schlürft die große Terrine mit den Trüffeln leer, nagt die Knochen ab, zerbeißt sie. Schluckt, japst, stöhnt, aber — läßt nicht nach.

Der Wirt zerrt endlich die lachtolle Magd nach oben die Stiege herauf in ihre Kammer, sie brüllen in Brunst, von der Gier im Raume angesteckt. D'Aubigné, nun völlig betrunken, zerschlägt die letzte Flasche Wein, sucht den Rest, der in den Trümmern bleibt, auszuschlecken, zerschneidet sich Lippen und Zunge, Blut läuft über seine Backe, er grunzt und schmiert es sich über das ganze Gesicht, greift nach der Tintenflasche und will auch diese leeren, gießt sie sich aber auf einen Schrei Scarrons über Nase und Rock. Dann bricht er — zwei Schritte zum Bett taumelnd — an der Grenze des Alkovens zusammen, schläft sofort.

In der unheimlichen Stille ißt Scarron immer weiter, mit hastigen, unsicheren, zielverfehlenden Gebärden. Manchmal hält er inne, Angstzustände brechen aus, seine Augen treten aus den Höhlen, dicke Schweißtropfen auf das brennend rote Gesicht, er stöhnt, er zaudert, — aber als die glühende Angst in den Eingeweiden einen Augenblick nachläßt, siegen die saftigen Genüsse, die jahrelang entbehrten. Er schlingt. In japsenden Atemstößen ruckt seine Brust, er hebt die Knie, stößt sie nach außen, plötzlich fängt er an, wie ein Frosch zu zucken. Immer fürchterlicher wird das unheimliche wilde Leben in ihm, die lahmen Beine heben sich in Krämpfen — der Riesenbauch, von einem entsetzlich gespannten Paukenfell kaum noch vor dem Bersten bewahrt, wälzt sich hinüber und herüber im Stuhl. Siedende Fieberhitze durchjagt den Körper, der sich zuckend bäumt! Der Tisch schlägt donnernd um. Scarrons Schrei gellt dünn wie ein Strahl plötzlich unmenschlich durch den Raum. So furchtbar ist dieser Ton, daß d'Aubigné erwacht, auffährt, wirr um sich starrt, auf allen Vieren zum Tische kriecht. Den Wirt in Unterhosen, die Magd im Hemd heult dieses Schrillen — unirdisch wie der Todesschrei eines Schlachtrosses — herbei. Ihr Haar sträubt sich, sie rutschen vor Entsetzen die Treppe herab. Sie stürzen zu Scarron. Als sie ihn anfassen wollen, brüllt er wie ein Stier. D'Aubigné richtet sich schwankend auf, ergreift die Lampe,

leuchtet in das von Myriaden Todesängsten durchfaufte Gesicht, läßt vor Schreck die Lampe fallen, die zerbirst. Flammen schlagen auf, es brennt! Der rotblaue Riesenfrosch zuckt und schreit. Um ihn ein Kampf zwischen Lachen und Entsetzen. Dann aber fliehen Magd und Wirt, so wie sie sind, toll vor Grausen, auf die Straße. Einen Augenblick späht ein Haufen Neugieriger durch das offene Tor herein, Gelächter und Schreckensschreie durchwirbeln die Luft. D'Aubigné reißt die Bettdecken heraus, wirft sie aufs Feuer, wälzt sich darauf, und die Flammen erlöschen. Wo er lag, bleibt er liegen.

Wieder ist Stille. Mondschein fällt auf Scarron, an dem alle Muskeln zittern und wellen. Das Gesicht, halb schief, schneidet die Grimasse eines Lachenden, riesige Tränen der Todesangst laufen aus den unnatürlich großen, ruhelosen Augen. Die Stimme wimmert. Der Leib ist innerlich zerborsten. Ab und zu brüllt Scarron auf wie ein Gigant. Die Hände fingern in der Luft, die Augen suchen immer wieder in Gier die Reste des Mahls.

Da stürzt mit zwei Fackelträgern aufgeregt Franziska herein, — die Tür bleibt offen, nachdrängendes Volk kreischt gellend. Der Wind heult. Der Fackelschein flackert gespenstisch. Scarron zuckt wild; voll Haß beißt er sich in die ohnmächtigen Hände, spuckt nach Franziska, die, wie eine Henne am Ententeich, ratlos gackernd auf und niederrennt. Wirrwarr und Todesangst steigen auf den Siedepunkt.

Das Volk weicht aus der Tür. Herein schreitet mit einem gütigen Lächeln, umringt von ihren Laternenträgern: Ninon, die Frau aller Frauen. Ihre Trabanten schließen das Tor, stellen sich still längs der Wand. Ruhige, milde Helle herrscht nun im Raum.

Mit Scarron geht eine ungewöhnliche Veränderung vor. Alle Gier fällt von ihm ab. Unwesentlich wird der Körper, der Geist findet die Brücke der Seele. Die Schmerzen scheinen zu schweigen. Der Dichter lächelt. Er hascht nach Ninons Hand, die er vorsichtig zu küssen versucht, dann nestelt er mühsam, immer den seligen Blick auf Ninon, die gar nichts sagt, nur d a i s t, aus seiner Brusttasche die Reliquie: die Rose, die sie einst ihm gab. Ein verschwendender Liebesblick. Dann entschläft er sanft, von dem großen Gott in Gnaden empfangen.

Randbemerkungen

„Die apokalyptischen Reiter"

Der Krieg liegt längst hinter uns. Die daran beteiligt gewesenen Staaten sind sogar ernstlich bemüht, die von ihm hinterlassene böse Erbschaft zu liquidieren. Um so mehr muß man sich daher wundern, wenn in Amerika der berüchtigte antideutsche Hetzfilm „Die apokalyptischen Reiter" aus der Versenkung geholt und in ersten Kinotheatern gezeigt wird. Es ist nicht anzunehmen, daß die amerikanische Regierung, die seinerzeit dieses Machwerk bei der Metro-Goldwyn-Filmgesellschaft bestellt hat, die Hand im Spiele hat, somit bleibt also nur die Annahme übrig, daß die Fabrikantin ihr Erzeugnis aus Anlaß des Todes des Hauptdarstellers Valentino noch einmal geschäftlich ausnutzen will. Mit Sentimentalitäten hält man sich drüben nicht auf. Es gibt viele heilige Dinge, das heiligste aber ist das Geschäft! Das ist die Quintessenz einer Schrift des wackeren Trustmagnaten John D. Rockefeller. Leider nicht nur in Amerika, sondern auch bei uns. Wie kommt es, daß die Metro-Goldwyn, die mit der Ufa in enger Arbeits- und Interessengemeinschaft steht, sich eine schlimme politische Taktlosigkeit gegen das Land, das ihre Erzeugnisse kauft, ungestraft erlauben darf? Konnte die Ufa, die ja sonst in der Abkurbelung deutsch-nationalistischer Propagandafilme den Rekord hält, hier nicht mit aller Entschiedenheit ein-

greifen? Sie hat nichts in der Sache getan. Strengster Boykott der Erzeugnisse der Metro-Goldwyn in Deutschland ist die einzige Antwort auf die beispiellose Anrempelung des deutschen Volkes von einer Gesellschaft, der jedes Mittel zum Geldverdienen recht ist.

Bade mit Gesichtsmaske!

Die Frage: Wie soll ich mich im Bade kleiden? harrt immer noch der Lösung. Die Leiter vieler deutscher Seebäder halten streng darauf, daß auch die Herren in voller Badekostümierung antanzen, andere lassen die einfache Badehose als Schutz gegen lüsterne Blicke gelten. Am wenigsten moralindurchsäuert ist man in dieser Beziehung in Schweden, wo man es Männlein wie Weiblein überläßt, sich in den Wogen zu tummeln in einer Aufmachung oder Nichtaufmachung, wie sie unser Herrgott geschaffen. Einen ganz anderen Standpunkt in der kitzlichen Badekostümfrage nehmen die Russen ein. Man hat in der Sowjetrepublik aufgehört, sich seiner edlen Körperlichkeit, wie in vielen von antiquierten Vorstellungen beherrschten Länder Europas, zu schämen. Allerdings unter strengster Wahrung des Inkognitos! Das wirkt sich praktisch in der Anlegung einer Gesichtsmaske im Bade aus. Der übrige Körper bleibt selbstverständlich demaskiert. Man weiß also, wie auf einem Maskenball, beim Baden nie, wen man vor sich hat. Somit kann der Badende nie seinen schönen Körper in eitel Renommisterei öffentlich zur Schau tragen. Andererseits braucht sich niemand, wenn er schief und krumm gewachsen, abseits zu drücken. Im Gegenteil, der von Natur Vernachlässigte kann durch öffentliche Zurschaustellung körperlicher Gebreste den Geradegewachsenen die Freude am Körperlichen verekeln. Die Gesichtsmaske hat sich in dieser Beziehung geradezu als ein Instrument ausgleichender Gerechtigkeit erwiesen! Versuchen wir es also mit der Gesichtsmaske beim Baden!

Die Charellrevue im Großen Schauspielhaus

Das ist wieder ein großer Sinnenschmaus im Theater der Fünftausend, eine das Auge zuerst entzückende und dann allmählich ermüdende Symphonie lebendiger Farben, von Meistern wie Ernst Stern und Walter Trier mit hoher Geschmackskultur komponiert, von Erik Charell rhythmisch beschwingt und von mehr als hundert anmutigen Frauen mit Bezauberung erfüllt ... Und doch fehlt auch hier wieder der leicht beflügelte Witz, die satirische Pointe, die dem Ganzen erst Grazie und einen gewissen Sinn zu geben vermöchten. Die „Grundidee" ist nichts als billiger Vorwand. Fünf „Lieblinge des Publikums", Erika Gläßner, Claire Waldoff, Kurt Bois, Bendow und Waßmann, erleben im ersten Teil Traumerfüllungen ihrer kindlichen Phantasie. Da gibt es einen indischen Zaubertempel mit lebenden Bronzestatuen, die als wahre Schlangenmenschen eine virtuose Varieténummer vorführen. Höhepunkte des ersten Teils ist die „Schöpfungsgeschichte" mit dem Ballett der Blumen und Früchte, der Sonne Waldoff, dem Mond Waßmann und der köstlich humoristischen Tierschau Triers, der einzigen Leistung dieses Abends, die eine höhere Art von Heiterkeit auszulösen vermag. Im

zweiten Akt sind die „Kinder" erwachsen und zeigen der von Bernard Ettés Jazzorchester elektrisierten Zuschauerschaft, was ein jeder von ihnen geworden ist. Erika Gläßner, die als Commère bislang nur farbloseste Reimereien mit schnippischem Mäulchen aufgesagt hat, tut einen Delikateßladen mit Charlestonstimmung auf. Karl Bois dirigiert einen Modekongreß, der die Hauptstädte der Welt in einer üppigen Mannequin-Allegorie vereinigt. Waßmann sitzt in einem Theaterbüro, wo ihn die Waldoff mit ihren allerollsten Kamellen verfolgt und die Amerikanerin Alma Barmes in — nicht immer ganz reinen Tönen — die Stimme der Geige imitiert. Am überzeugendsten wirkt hier die tänzerische Beinakrobatik des dunkelhäutigen Louis Douglas. Zum Schluß, als es längst mit den Einfällen zu Ende gegangen ist, vereinigt Ernst Stern die „Feste des Jahres" zu fünf farbensatten, sinnlichbelebten Bildern. Und es erklingt Darewskis Schlager „Von Mund zu Mund" als Apotheose des musikalischen Teils, der diesmal verschiedene Väter hat, von denen Opapa Offenbach, der — Komponist der „Schöpfungsgeschichte", noch immer über die schlagendsten Schlager verfügt.

Börsenspiegel

Die geretteten Vermögen

Im vorigen Jahre herrschte in ganz Deutschland eine sehr gedrückte Stimmung, und an der Börse herrschte sogar eine ausgesprochene Panik, als bekanntgeworden war, daß sich der Stinnes-Konzern in Nöten befände. Seit Jahren hatte es in Deutschland nichts gegeben, wovor man einen so großen Respekt gehabt hätte, wie vor dem Stinnes-Konzern. Das deutsche Kaiserreich war zusammengebrochen, die deutsche Währung war zusammengebrochen, alles Mögliche war zusammengebrochen, was man ehedem für unerschütterlich angesehen hatte; aber der Stinnes-Konzern war immer größer, immer stärker und immer reicher geworden, auch inmitten der allgemeinen Wirtschaftsmisere, und vor ihm hatte man eine schier unbegrenzte Hochachtung, bis er denn eines Tages ebenfalls krank und zusammenbruchreif geworden war. Nicht etwa durch die Fehler des verstorbenen Hugo Stinnes, sondern durch die seiner Söhne. Das deutsche Selbstbewußtsein hatte wieder einmal einen besonders starken Stoß empfangen. Denn man war gewissermaßen stolz darauf, daß dieser Deutsche es verstanden hatte, der Inflation und dem Auslande Trotz zu bieten und reicher dazustehen als die Großindustriellen der „Siegerländer". Und nun? Auch Stinnes war in Schwierigkeiten geraten, und es mußte eine Stützungsaktion für den Konzern eingeleitet werden, an dem sämtliche großen deutschen Banken und Bankhäuser teilnahmen. Gewissermaßen wie ehemals bei Übernahme einer Reichsanleihe. Es war eine Angelegenheit, zu der man die Mitwirkung und die Stärke sämtlicher Banken und Bankfirmen von Rang brauchte.

Damals rechnete man damit, daß die Erben von Hugo Stinnes alles, aber auch alles verloren hätten, was der Vater seit dem Jahre 1914 erworben, aber nicht nur das, sondern darüber hinaus auch noch den ganzen ehemaligen Familienbesitz, der Generationen alt war, und der schon vor dem Kriege eine sehr stattliche Anzahl von Millionen umfaßt hatte. Es war ganz verständlich, daß darüber eine nicht gerade

geringe Bestürzung entstand, und allgemein sah man die Stinnes-Söhne bereits als gänzlich verproletarisiert an. Namentlich dann, als der eine von ihnen nach Amerika ging und die ihm gehörige Aga im Zustande des Konkurses hinterlassen hatte. Schlechte Aussichten für die Zukunft des Konzerns.

Darüber ist einige Zeit vergangen. Man hörte alsdann gar nichts mehr von den Stinnes-Angelegenheiten, bis man kürzlich durch die Nachricht überrascht wurde, es sei Herrn Hugo Stinnes jun. drüben in Amerika geglückt, eine Anleihe von 25 Millionen Dollar für seine Werke zu erhalten. Wenn jemand für 100 Millionen Mark kreditfähig ist, kann es unmöglich gar so schlecht um ihn bestellt sein, und man sieht also, daß die Familie Stinnes aus dem großen Zusammenbruch nicht nur etwa bescheidene Vermögenstrümmer gerettet hat, sondern einen ganz stattlichen Rest; einen fetten Batzen, den man auf ungefähr 100 Millionen Mark taxieren kann. Was alter Stinnes-Besitz war, also bis 1914, das ist der Familie restlos erhalten geblieben; darüber hinaus sogar noch etliche Objekte, zum Beispiel ihre Hotelinteressen und verschiedener Auslandsbesitz. Man sieht also, die Aufregung über den angeblichen Verlust des gesamten Stinnes-Besitzes war stark übertrieben, und heute steht fest, daß man Dinge befürchtet hatte, die niemals zu befürchten waren, daß man Leute bereits als „Bettler" gesehen hat, die in Wirklichkeit noch eine sehr ansehnliche Anzahl von Millionen in ihrem Besitz haben.

Es ist weder so einfach, ein privates Riesenvermögen zu vernichten, wie es leicht ist, ein großes Volksvermögen zu vernichten. Im Gegenteil, die Geschichte der letzten Monate und Wochen lehrt es, und es hat den Anschein, als sei auch das deutsche Volksvermögen keineswegs so leicht zu vernichten, wie sich unsere Gegner einst vorgestellt haben. Nicht zuletzt deswegen ist der Krieg ausgebrochen, weil England die deutsche Flagge nicht mehr auf allen Meeren zu sehen wünschte, da es sie fürchtete; und weil England die deutschen Waren überall als gefährlichen Konkurrenten ansah, der mit jedem Jahre mehr erstarkte. Deshalb mußte Deutschland vernichtet werden. Sowohl durch den Krieg selbst als durch seine „Früchte", den Versailler Vertrag. Und was ist in Wirklichkeit geschehen? Die deutsche Flagge ist trotzdem bestehen geblieben, und aus den deutschen Häfen selbst hat sich die englische kürzlich geschlagen zurückgezogen, weil die englischen Linien den deutschen Reedereien nicht gewachsen sind; heute bereits nicht mehr gewachsen sind und das Rennen aufgaben.

Vor kurzem haben sich deutsche und englische Industrielle als gute Freunde in London unterhalten, und zwar nicht etwa über allgemeine oder persönliche Fragen, sondern über ein Zusammengehen der englischen mit der deutschen Industrie. In England hatte man im Jahre 1914 gedacht, die Gelegenheit sei gekommen, die deutsche industrielle Konkurrenz für alle Zeit, zum mindesten aber auf einige Jahrzehnte zu vernichten. Im Jahre 1918 sah man das Ziel als erreicht an, und heute bereits weiß jeder Engländer, daß es der deutschen Industrie sogar besser geht als der englischen. Nicht den Deutschen zuliebe, sondern ganz allein der englischen Industrie zuliebe, um sie lebensfähig zu erhalten, sucht man jetzt zu einer Verständigung zu gelangen. Man verhandelt als Großmacht zu Großmacht, man stellt sich nicht mehr als „Sieger" hin. Und

man hat auch um so weniger Veranlassung dazu, als die deutsche Eisenindustrie inzwischen mit der französischen und belgischen gleichfalls zu einer Verständigung gelangt ist. Man hat es gegenseitig aufgegeben, sich zu vernichten, man kann die Wirtschaft eines Landes ebensowenig totschlagen wie alle seine Bewohner, und man muß sich im Auslande daran gewöhnen, daß wir ungeachtet des verlorenen Krieges — noch vorhanden sind.

Was aber bedeutet das weiter? Die Rettung der deutschen Vermögen nach all den schweren Krisen, die wir durchgemacht haben. Die „Substanz" ist geblieben. Eine höchst anfechtbare Rechtsprechung und eine willkürliche Gesetzesmacherei konnten freilich sehr bedauerlicherweise den Staatsgläubigern, konnte den Anleihebesitzern ihr Vermögen konfiszieren, sie bis auf kleine Besitztümer enteignen. Aber die deutsche Substanz, die deutsche Volkswirtschaft als solche ist geblieben, und damit auch die Vermögen zahlreicher Volksgenossen; vor allem, soweit sie in der Industrie oder im Bankwesen in Aktienform angelegt waren. Im vorigen Jahre noch rechnete alle Welt sich arm, sah jedermann wehmütig den Kurszettel an und stellte fest, daß ihm wenig, sehr wenig geblieben sei. Inzwischen aber ist ein radikaler Umschwung erfolgt, und die Dinge haben sich in einer Weise, mit einer Schnelligkeit gewendet, die man kaum jemals für denkbar gehalten hätte. Die Vermögen sind gewissermaßen wieder „aufgewertet" worden; denn es macht einen gewaltigen Unterschied, ob eine Farben-Aktie 1000 Mark wert ist oder 3300, eine Rheinstahl-Aktie 400 oder 1600 Mark, eine Darmstädter-Bank-Aktie 1000 oder 2400.

Was vom Stinnes-Vermögen im großen gilt, gilt von zahlreichen Fällen im kleinen, und viele Tausende können heute feststellen, daß sie immerhin einen recht erheblichen Teil ihres früheren Besitzes gerettet haben. Nicht etwa rein kursmäßig; sondern auch was die Erträgnisse aus diesem Besitz betrifft. Man besitzt wieder Papiere, die eine Rente abwerfen; man hat wieder die Hoffnung auf steigende Dividendeneinnahmen, das deutsche Volksvermögen wirft wieder Überschüsse ab, die Zeiten des Wirtschaftens aus der Substanz, der langsamen Aufzehrung der Substanz sind vorüber und gehören wohl für immer der Vergangenheit an.

Weder unseren Gegnern ist es durch Krieg und Friedensvertrag, noch unserer eigenen Regierung durch Inflation und „Steuernotverordnungen" gelungen, das deutsche Volk gänzlich zur Verarmung zu bringen. Die armen Opfer waren, wie sich heute mehr als jemals mit vollster Deutlichkeit zeigt, die zahlreichen Leute, die Vertrauen zu den deutschen Staatspapieren hatten; aber im übrigen läßt sich nicht mehr gut bestreiten, daß die Vermögen gerettet worden sind, daß das deutsche Volksvermögen ungeachtet aller großen Verluste immer noch achtunggebietend dasteht, und daß wir wieder ein Faktor sind, mit dem die Welt rechnen muß. Florian.

Für den redaktionellen Teil verantwortlich: Dr. Heinrich Ilgenstein, Charlottenburg.
Für den geschäftlichen Teil verantwortlich: Paul Lentz, Berlin W 30, Motzstr. 11.
Druck: Paß & Garleb A.-G., Berlin W 57, Bülowstr. 66.

Tägliche Rundschau

Unabhängige Zeitung für nationale Politik
mit Unterhaltungsblatt für
die Gebildeten aller Stände

Herausgeber:
D. Bruno Doehring und Heinrich Rippler

Die große nationale Tageszeitung

Die Zeitung der Gebildeten und der deutschen Familie

*

Probenummern liefert kostenlos

Geschäftsstelle der Täglichen Rundschau
Berlin W 57, Bülowstraße 66

Fernsprecher: Nollendorf 8120—8123
Telegrammadresse: Rundschaudienst

DIE GEGENWART

POSTVERTRIEB AB BERLIN

ZEITSCHRIFT FÜR LITERATUR, WIRTSCHAFTSLEBEN U. KUNST

HERAUSGEBER: HEINRICH ILGENSTEIN

AUS DEM INHALT:

Die amerikanischen Kongreßwahlen und die Prohibition — Von Mentor

Der Steuerstreik des Mittelstandes — Von Hugo Nansen

Kopf, Hand und Auge — Von Paul Hoche

Über die „Annahme" des Schauspielers — Von Hermann Kienzl

Zur Erinnerung an Auguste Hauschner — Von Hugo Marcus

Um Gottes Willen — Von Lothar Schmidt

Randbemerkungen

Jugoslawien / Mißbrauch der Ausstellungen
Unsere lieben Beamten

Börsenspiegel

NOVEMBERHEFT 1926 / JAHRGANG 55

VIERTELJÄHRLICH 3 HEFTE

HEFTPREIS M. 0.30

VERLAG: GEGENWART G·M·B·H / BERLIN W 57 BÜLOWSTRASSE 66

Die Gegenwart

55. Jahrgang — Novemberheft — 55. Jahrgang

Die amerikanischen Kongreßwahlen und die Prohibition

Von Mentor

Die Kongreßwahlen haben trotz der Wahlerfolge der Demokraten die innenpolitische Lage Amerikas, namentlich in Hinsicht auf die Prohibitionsfrage, kaum wesentlich verschoben. Die Ursache für diese Stagnation ist in dem Umstande zu suchen, daß sich die prinzipiellen Unterschiede zwischen Demokraten und Republikaner immer mehr verwischen. Waren ursprünglich die Demokraten die Verfechter der Staatsrechte gegenüber der Bundesgewalt, also des dezentralistischen Prinzips (Confederated States), während die Republikaner den Einheitsgedanken, der eine zentrale Staatsgewalt (United States) postuliert, vertraten, so haben sich diese Unterscheidungsmerkmale im Laufe der letzten Jahrzehnte vielfach verwischt. Ebensowenig kann man die Demokraten heute noch als ausgesprochene Freihändler und die Republikaner als Schutzzöllner ansprechen. Der demokratische Süden, dessen Industrialisierung mit Riesenschritten vor sich geht, ist am Schutzzoll mindestens ebenso interessiert wie die vorwiegend republikanischen hochindustriellen Nordstaaten. Noch komplizierter gestaltet sich das Problem im Westen, wo es einzelne hochbedeutende Industriezentren inmitten einer agrarischen Umgebung gibt, wo sich Landwirtschaft und Industrie als Erwerbsquellen ungefähr die Wage halten. Hier ist die alte Parteischablone vollkommen unsinnig geworden.

Die alten Parteien, die beide viele Sinekuren zu vergeben haben, die vielfach, um sich in der Herrschaft zu behaupten, manchen faulen Kompromiß geschlossen haben, wollen noch nicht guthaben, daß sie gründlich abgewirtschaftet haben, wenn sie sich nicht schleunigst dem Volksbegehren, das auf eine Revision der Verfassung im Sinne einer Erweiterung der Machtbefugnisse der Einzelstaaten gerichtet ist, Rechnung tragen würden. Selbstverständlich denkt kein Amerikaner daran, die Union anzutasten, nur die Zentralisation, die die freie Entfaltung der Produktivkräfte der Staaten behindert und das große Gebiet der Vereinigten Staaten in eine Schablone zwängt, gilt es zu bekämpfen.

Eine in seiner Wirkung auf die Innenpolitik der Staaten kaum beachtete Angelegenheit war es, die die Frage der Dezentralisation und des ganzen damit in Zusammenhang stehenden Fragenkomplexes aufgerollt hat. Es war dies die Einführung der Prohibition durch Kongreßbeschluß und ihre Verankerung in die Verfassung. Auf die Schäden, die die Prohibition in sittlicher und hygienischer Beziehung angerichtet hat, braucht nicht ausdrücklich verwiesen zu werden — die Akten darüber sind schon längst geschlossen —, welche Zersetzungen sie

aber im politischen Leben der Nation angerichtet hat, das drückt sich in einer alle Kreise umfassenden Unzufriedenheit und Gereiztheit aus. Die Prohibition hat nicht nur das individuelle Selbstbestimmungsrecht in einer die Lebenshaltung betreffenden Angelegenheit aufgehoben, sondern auch das Selbstbestimmungsrecht der Einzelstaaten erheblich eingeengt. In einer unbegreiflichen Verkennung der Tragweite eines Bevormundungsgesetzes haben zwar die Einzelstaaten unter dem Eindruck der Kriegspsyche mit der erforderlichen Dreiviertelmajorität den Kongreßbeschluß ratifiziert und damit diesen zum Gesetz erhoben, es geschah dies aber unter dem Eindruck der Kriegspsychose. Erst nach einer langjährigen Wirksamkeit des Prohibitionsgesetzes ist man sich klar darüber geworden, welch ein wertvolles Recht die Einzelstaaten der Bundesgewalt geopfert haben. Berühmte Rechtslehrer, wie Prof. Buttler von der Columbia-Universität, lassen wohl die Prohibition als eine einzelstaatliche, aber nicht als bundesstaatliche Angelegenheit gelten. Nach der Verfassung der U.S.A. ist den Einzelstaaten volle Autonomie auf dem Gebiet des Strafrechts, des Erb- und Eherechts, des Wechsel- und Grundeigentumsrechts und anderer Handel und Wandel betreffenden Rechte garantiert. Demnach kann jeder Staat nach eigenem Ermessen die Prohibition innerhalb seiner Grenzen einführen. Die Frage, ob die Prohibition zu einer nationalen Angelegenheit gemacht werden darf, bleibt eine offene.

Wie dem auch sei, die nationale Prohibition ist der erste Schritt zur Aufhebung der staatlichen Selbständigkeit der Bundesstaaten, deren Autonomie viel weiter reicht als die der deutschen Länder in ihrem Verhältnis zum Reich. Die Staaten müssen es sich jetzt gefallen lassen, daß sie von bundesstaatlichen Beamten kontrolliert und schikaniert werden. Gerade weil jeder verfassungstreue Bürger jeden Eingriff der Bundesgewalt in seine persönlichen Angelegenheiten als eine Beschneidung seiner Grundrechte empfindet, hat sich die Prohibitionsfrage zu einem staatsrechtlichen Problem ausgewachsen. Die Prohibition ist ja nur ein Symptom des innerpolitischen Kampfes zwischen Bund und Staaten, in dem es sich um die Beseitigung oder Beibehaltung der staatlichen Reservatrechte handelt, weiterhin um die Aberkennung oder Anerkennung des Selbstbestimmungsrechtes der Bürger in Fragen der persönlichen Lebensführung. Im Wahlkampf war dieses Problem zwar aufgerollt, aber noch nicht in seiner ganzen Bedeutung eingeschätzt worden. Bisher hat noch keine Partei ihre Stellung zur Prohibitionsfrage klar und deutlich umrissen oder gar die Aufhebung des vielumstrittenen 18. Amendements, das ein großes Volk unter Polizeiaufsicht stellt, zu einer programmatischen Forderung gemacht. Sollten sich die Demokraten zu diesem Entschluß endlich durchringen, wäre es nicht ausgeschlossen, daß die nächsten Kongreß- und Präsidentenwahlen im Jahre 1928 eine starke prohibitionsfeindliche Majorität bringen werden. Bis dahin wird die gereizte Stimmung in Amerika, die sich in vielen Orten durch böse Ausschreitungen gegen die Prohibitionsbeamten der Bundesregierung auswirkt, anhalten und das Land in neue Konflikte treiben.

Der Steuerstreik des Mittelstandes

Von Hugo Nansen

Zum ersten Male haben am 3. November dieses Jahres Berliner Gewerbetreibende durch einen Proteststreik ihren Unwillen über die steuerliche Überlastung und über die rücksichtslosen Methoden der Steuererhebung kundgetan. Die Beteiligung an dem Streik war überraschend groß. Zwischen 2 und 5 Uhr nachmittags hielten fast sämtliche kleinen und mittleren Ladengeschäfte der Reichshauptstadt ihre Türen geschlossen, und der Eindruck dieser Einmütigkeit auf die Öffentlichkeit war außerordentlich groß. Das allein und nicht etwa ein wirklicher Streik, also eine Behinderung der Warenbelieferung des Konsums war in der Tat der Zweck dieses Proteststreiks, und er ist voll erreicht worden. Auch wer darum Gegner jedes Streiks ist, weil er in ihm eine willkürliche Störung der Volkswirtschaft sieht, muß in diesem Falle sagen, daß durch die Art der Durchführung des Proteststreiks irgendein Schaden nicht angerichtet, wohl aber die öffentliche Meinung in geeigneter Weise auf die vorhandenen schweren Mißstände in unserm Steuerwesen, auf die steuerliche Bedrückung des Mittelstandes aufmerksam gemacht worden ist.

Werden auch unsere Regierungen und Parlamente nun endlich aufmerksam werden und wahrnehmen, daß der Steuerdruck, der auf den Gewerben lastet, unerträglich geworden ist? Wenn ein so individualistisch gerichteter Stand wie der der Ladeninhaber fast einmütig das Opfer bringt, drei Stunden lang die Geschäfte zu schließen und den Ausfall der in dieser Zeit sonst erzielten Einnahmen ruhig in Kauf nimmt, so muß in der Tat die Erbitterung über die steuerlichen Methoden der Finanzämter sehr groß geworden sein. Schon einmal ist es bekanntlich durch diese rücksichtslosen, ohne Schonung der Wirtschaft nur den Zweck der Erzielung möglichst hoher Steuereingänge verfolgenden Methoden gelungen, die Angehörigen eines allzu schwer betroffenen Standes in tiefste Erregung zu bringen. Das war, als die rheinischen Winzer die Finanzämter zu stürmen versuchten und dann nur durch Entgegenkommen der Regierungen und Parlamente auf steuerlichem und wirtschaftspolitischem Gebiet beruhigt werden konnten. Der Berliner Proteststreik war eine Warnung vor einer zu starken Belastung der Geduld des Kleingewerbes und zugleich ein Ventil, durch das der Erbitterung der breiten Massen des Mittelstandes zunächst ein Ausgang geöffnet wurde, um ernstere Explosionen zu verhindern.

Aber wie in Berlin, so ist bei den Gewerbetreibenden im ganzen Reich Erregung über die herrschenden untragbaren Steuermethoden zu beobachten. Die diesjährige Veranlagung zur Gewerbe-Ertragssteuer, die in Berlin den letzten, direkten Anlaß zum Ausbruch des Proteststreiks gab, hat überall die längst vorhandene Unzufriedenheit über die Art und Höhe der Steuererhebung so stark anwachsen lassen, daß ohne eine baldige und gründliche Reform dieser Methoden eine ernste soziale Gefahr vorliegt. Die Einsprüche der zur Gewerbesteuer veranlagten Gewerbetreibenden häufen sich in vielen Gegenden zu Bergen. In einer Reihe von Groß- und Mittelstädten haben ein Drittel, ja die Hälfte der Veranlagten Einspruch gegen die Höhe der

Veranlagung erhoben. In Hagen in Westfalen — um nur dieses eine Beispiel anzuführen — gingen von insgesamt 4500 steuerpflichtigen Gewerbetreibenden 2000 Einsprüche gegen die Veranlagung ein. Das ist ein zweiter Beweis dafür, wie unerträglich die Zustände geworden sind und wie stark auch in dem sonst so ruhigen, schwer in Bewegung zu bringenden Mittelstande der Widerstand gegen diese Art der Besteuerung geworden ist.

Den wichtigsten Anlaß zu den Beschwerden über die diesmalige Veranlagung zur Gewerbeertragssteuer — aber auch nur *einen* — gab das eigenartige Verfahren der Steuerbehörden, zu dem errechneten steuerpflichtigen Reinertrage des Betriebes, die für die gewerblichen Räume gezahlte *Miete* hinzuzurechnen und die Gesamtsumme dann der Veranlagung zugrundezulegen. Das hatte nicht nur eine allgemeine Erhöhung der veranlagten Steuern zur Folge, sondern darüber hinaus eine einseitige, ganz unerträgliche Belastung derjenigen Gewerbebetriebe, zu deren Unterhaltung außergewöhnlich große Räume notwendig sind, und die daher hohe Mieten zahlen müssen. Auch hier sei nur *ein* Beispiel angeführt, über das in der Presse berichtet worden ist: In Dortmund wurde ein Gewerbebetrieb, dessen jährlicher Reinertrag 15 000 M. betrug, zur Gewerbeertragssteuer mit 95 000 M. veranlagt, weil zu den 15 000 M. noch die 80 000 M. jährlich betragende Miete hinzugerechnet wurde. Es ist leicht verständlich, daß hierdurch der veranlagte Steuerbetrag unerträglich hoch werden mußte. Ähnlich schlimm — in einem Falle mehr, im andern weniger — ist es der großen Mehrzahl der veranlagten Gewerbetreibenden ergangen, weil eben die Miete gewerblicher Räume auf Grund der preußischen Vorschriften als steuerpflichtiger Ertrag angesehen wurde. Dieses eigenartige Verfahren, das zunächst wohl nur in Preußen geübt wird, muß von allen Angehörigen des deutschen Mittelstandes von vornherein aufs schärfste bekämpft werden, denn wenn es etwa in Preußen geduldet werden sollte, würde es sehr bald auch in die Gewerbesteuergesetze der andern Länder Eingang finden. Es ist aber leicht nachzuweisen, daß es steuerlich unsinnig und volkswirtschaftlich untragbar ist. Die Miete für die benutzten gewerblichen Räume ist doch kein Ertrag, sondern eine notwendige Belastung des Gewerbebetriebs. Sie zu versteuern bedeutet die Einführung einer weiteren ganz neuen Sondersteuer für die Gewerbeinhaber, und zwar einer ganz ungerechtfertigten und steuerlich ungerechten, weil ja die Höhe der Miete für die gewerblich genutzten Räume keineswegs ein geeigneter Maßstab für die Leistungsfähigkeit des Gewerbebetriebs ist, sondern einfach von dessen Art und Betriebsnotwendigkeiten abhängt.

Bei der Beurteilung dieses ungerechten Veranlagungsverfahrens ist zu berücksichtigen, daß die Gewerbesteuer an sich schon eine Sondersteuer darstellt, die den gewerblichen Mittelstand aufs schwerste belastet. Die Gewerbesteuer muß von denselben gewerblichen Betrieben aufgebracht werden, die außerdem schon Einkommen-, bzw. Körperschaftssteuer und Umsatzsteuer zu zahlen haben. Die Sätze der von den Ländern erhobenen Grundbeträge der Gewerbesteuer sind zwar ziemlich mäßig, aber sie werden vervielfacht durch die von den Gemeinden erhobenen Zuschläge. Die Gemeinden, deren Steuerbedarf

gegenüber der Vorkriegszeit sehr gewachsen ist, haben, weil man ihnen das Recht der Zuschlagerhebung auf die Einkommensteuer, mit deren Hilfe sie früher ihren Haushalt gewöhnlich zum Ausgleich brachten, genommen hat, die Gewerbesteuerzuschläge vielfach bis an die äußerste Grenze des Möglichen hochgeschraubt. Dadurch ist natürlich die Gewerbesteuerlast viel drückender geworden als früher, zumal sie von den Gewerbetreibenden außer allen übrigen Steuern, die sie gleich andern Steuerpflichtigen zu zahlen haben, aufgebracht werden muß. In der Denkschrift des Deutschen Städtebundes „Städte, Staat und Wirtschaft" wird festgestellt, daß in den Großstädten die Gewerbesteuerleistung des Einwohners sich im Durchschnitt von 5 M. auf 14,16 M. erhöht, also fast verdreifacht hat. 23,2 v. H. des gesamten Steuerbedarfs der Städte wurden im Jahre 1925 durch die Gewerbesteuerzuschläge aufgebracht, 1913 dagegen nur 12,6 v. H. Da den Gemeinden als einzige bewegliche Steuer die Gewerbesteuer geblieben ist, so haben sie von dem Auswege, Fehlbeträge im Gemeindehaushalt durch Erhöhung der Gewerbesteuerzuschläge zu decken, im Übermaß Gebrauch gemacht.

Wirtschaftsnot und schwerer Steuerdruck bringen es begreiflicherweise mit sich, daß viele Steuerpflichtige die vorgeschriebenen Steuertermine nicht einhalten können, daß sie mit der Steuerzahlung im Rückstande bleiben. Hier ist es dann die Rücksichtslosigkeit der Steuereinziehung, die berechtigte Beschwerden hervorruft. Durch harte Steuerstrafen und hohe Verzugszuschläge sowie Verzugszinsen versuchen die Steuerbehörden pünktliche Steuerzahlung zu erzwingen. Schwache Existenzen aber, denen die pünktliche Abführung der Steuern oft unmöglich ist, haben dann noch die Zuschläge, Zinsen, Strafen usw. zu zahlen, werden also doppelt belastet, obwohl sie doch besonders leistungsunfähig sind. Noch immer wird bei der Handhabung der Steuereinziehung zwischen Zahlungsunwilligen und Zahlungsunfähigen nicht genügend unterschieden. Trotz gelegentlicher Mahnungen des Reichsfinanzministers zu schonendem Vorgehen lassen die Steuerbehörden nicht selten die notwendige Rücksicht auf die Existenzerhaltung der Gewerbetreibenden durchaus vermissen und gehen bei der Einziehung rückständiger Steuern mit einer Schärfe vor, die berechtigte Erbitterung erregt. Die Beseitigung der Steuerverzugszuschläge ist soeben angekündigt worden, und man wird in dieser Maßnahme einen ersten Erfolg der öffentlichen Kritik, die an der übermäßigen Härte der Steuereinziehung geübt worden ist, zu erblicken haben.

Aber diese eine Maßnahme genügt bei weitem nicht zur Beseitigung der im Steuerwesen bestehenden schweren Mißstände. Vielfach haben sich Steuerrückstände, und zwar namentlich bei den kleinen und mittleren Gewerbetreibenden angesammelt, deren Zahlung ohne Vernichtung der Existenz nicht möglich ist. Hier sollte in größtem Umfange durch Steuererlaß geholfen werden. Die gegenwärtige Praxis der Steuerpfändungen, über die vielfach Klage geführt wird, wirkt sich nämlich außerordentlich wirtschaftsfeindlich aus, ohne etwa dem Steuerfiskus entsprechend hohe Erträge zu erbringen. Die Zahl der Steuerpfändungen ist während der Zeit der geschäftlichen Depression unheimlich emporgeschnellt, aber ein großer Teil der Pfändungen ist

erfolglos geblieben, ein anderer Teil hätte nur Teilerfolge bringen können, dabei aber zum wirtschaftlichen Ruin der Steuerpflichtigen geführt. Eine gründliche Reform des gesamten Steuereintreibungswesens ist dringend notwendig, und zwar unter Geltendmachung des Grundsatzes, daß die steuerpflichtigen Wirtschaftsbetriebe erst leben müssen, bevor sie Steuern zahlen können.

Der Steuerstreik des Mittelstandes hat die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit auf die Wirtschaftsfeindlichkeit des heutigen Steuersystems hinlenken sollen. Er sollte Ausbrüchen der Verzweiflung, wie sie seinerzeit beim Winzersturm auf die Finanzämter sich ereignet haben, rechtzeitig vorbeugen. Aufgabe der Regierungen und der Parlamente im Reich wie in den Ländern wird es nun sein, Abhilfe zu schaffen, bevor der angerichtete Schaden noch größer wird. Die Gefahr, daß ein Teil des Mittelstandes durch den unerträglichen Steuerdruck zur Verzweiflung getrieben wird, ist nur abzuwenden, wenn wenigstens hinsichtlich der Höhe der Gewerbesteuer sowie der Handhabung bei ihrer Veranlagung und Einziehung die berechtigten Forderungen des notleidenden gewerblichen Mittelstandes und seiner Organisationen Gehör finden.

Kopf, Hand und Auge

Von Paul Hoche

Der Begriff Bildung hat sich im alltäglichen Sprachgebrauch so verengert, daß man heute vielfach darunter nur noch geistige Schulung versteht, geistiges Können und Verstehen und aufgespeichertes Wissen. Einst hat man zwar das Ideal von einer harmonischen Erziehung, vom vollendeten Menschentum aufgestellt, und man betont es ja auch heute noch bei vielen Gelegenheiten, aber man ist doch weit entfernt, ihm nun auch wirklich nachzuleben. Die ganze Geschichte ist ein Beweis für manche oft sich ablösende Bildungseinseitigkeiten, und die des letzten Jahrhunderts war eben der ausgeprägte, der fast übertriebene Kultus des Geistes.

Wenn ein Einzelziel allein oder doch übermäßig betont wird, werden fast immer andere und auch berechtigte Interessen darunter leiden. Wir müssen feststellen, daß im letzten Jahrhundert bis in unsere heutigen Tage hinein unter der Vorherrschaft des Kopfes zwei andere hervorragende Organe benachteiligt wurden: Auge und Hand. Der heutige zivilisierte Mensch kann oft nicht mehr oder doch nur unvollkommen sehen. Wir können uns in der Augenkunst z. B. mit den Wilden nicht auf eine Stufe stellen. Uns fehlt die leichte Empfänglichkeit des Auges, das, was Keller einmal seine Unbescholtenheit nennt. Wir gehen häufig wie Blinde durch die reiche Erscheinungswelt. Was uns nicht aus irgendeinem Grunde besonders interessiert, vielleicht unsern Schaden oder Nutzen betrifft, das übersehen wir eben. Ein Beispiel: Wie sieht der Tisch aus? Ein flüchtiger Blick antwortet: braun. In Wirklichkeit fällt gerade das Licht so auf die Platte, daß er violett ist. Aber wir sahen eben nicht genau hin, wir sahen vor allem nicht naiv, unbeeinflußt, wir verließen uns nicht auf das unbefangene Auge, sondern bildeten die Antwort nach unserer Erfahrung. Unser

Geist fällte das Urteil, nicht das Auge. Wir sind eben gedanklich, grüblerisch so gewöhnt zu leben, daß unsere Sinne gegen den Geist zurückgetreten sind. Schon die Schule wirkt in dieser Richtung. Nur in bescheidenem Maße werden in ihr ja alle Organe gepflegt, während der Geist bevorzugt wird. Von unserer Hand kann man wohl noch nicht wie vom Auge von einer Verkümmerung reden, sie bildet sich nicht so leicht zurück; aber es handelt sich hier darum, ob die reichen Möglichkeiten, die in ihr schlummern, geweckt, ob ihre Kräfte für spätere Leistungen auch genügend gestärkt werden.

Ist eine bessere Hand- und Augenbildung im gesamten Interesse eines jeden Menschen zu wünschen, so doch erst recht für alle die, deren stärkste Begabung in diesen Gliedern ruht. Man kann wohl hauptsächlich zwei Typen der Begabung nennen: außer denen, die überhaupt keine ausgesprochene Begabung besitzen, solche, die zu geistiger Befähigung hinneigen und wieder andere, die von Mutter Natur mit einem offnen Auge, einem praktischen Blick, einer geschickten Hand bedacht sind. Wir wollen die beiden Arten nicht gegeneinander ausspielen, müssen aber wünschen, daß ihnen beiden durch die Erziehung gerecht werde, daß beide die gleiche Achtung erfahren.

Wieviel hängt davon nicht allein für unsern Handwerkerstand ab. Er ist auf Auge und Hand ganz besonders angewiesen und heute mehr als je. Gegenwärtig nimmt die Maschine dem Handwerker einen großen Teil der Handgriffe ab, die er früher mit der Hand verrichten mußte. Die billigen Massenartikel werden meist sogar völlig in der Fabrik hergestellt. Mit diesem Massenbetrieb kann der Handwerker nicht mit, und seine Zeit wäre dahin, wenn ihm die Maschine nicht ein gewisses Gebiet übriglassen müßte. Denn auch ihr sind je bestimmte Grenzen gesteckt. Sie kann die Qualitätsarbeit, zu der persönliche Arbeit erforderlich ist, nicht leisten. Es wird immer Menschen geben, die die individuell, die künstlerisch gearbeitete Ware dem Fabrikartikel vorziehen und natürlich auch besser bezahlen müssen. Für die Volkswirtschaft wird es von wesentlicher Bedeutung sein, daß wir solche Waren liefern und ausführen können; denn letztlich wird sich doch die gute Wertware immer den Markt erobern. Die „höhere" Ware kann aber, wie Naumann einmal bemerkt, nur vom „höheren" Menschen erzeugt werden. Diesen höheren Menschen gilt es zu erziehen. Er braucht selbstverständlich ein gewisses Maß geistiger Bildung, er braucht aber vor allem eine geschickte Hand, einen offnen Blick, einen künstlerischen Sinn, einen guten Geschmack. Für Kopf und Auge wird diesem höheren Menschen die Hand zum ausführenden Organ, das durchs feinste Instrument nicht ersetzt werden kann, durch die Hand wird, wie Buffon sagt, der Mensch erst zum Menschen.

Es muß in Zukunft daher wieder eine andere Fassung des Bildungsbegriffes einsetzen. Er muß zu seinem ursprünglichen Sinn erweitert werden. Wir müssen von einem gebildeten Menschen eine harmonische Ausbildung aller Anlagen erwarten, eine gewisse Allgemeinbildung voraussetzen und darüber hinaus alle besonderen Anlagen als gleichwertig anerkennen. Hierbei wäre besonders auch der Schule zu gedenken. Sie hat sich in der Vergangenheit nicht selten etwas hochmütig über die Begabungstypen hinweggesetzt, die nicht rein geistiger Art waren; was galten ihr oft Auge, Hand und Ohr? Von diesem

Irrtum müssen wir los, und nach Möglichkeit muß ein reichgegliedertes Schulwesen den verschiedenen Begabungen gerecht werden.

Daneben aber kann und muß die Schule in anderer Weise mithelfen. Es stehen ihr hauptsächlich drei Mittel zu Gebote. Zunächst ist das Berufsproblem von ihr tiefer als bisher zu erfassen und es ist ihm eifriger zu dienen. Das bezieht sich besonders auf die Berufswahl.

Daneben aber kann und muß die Schule noch in besonderer Weise an der Lösung des Problems beteiligt werden. Ich erwähne besonders drei Punkte. Zunächst die Berufswahl selbst. An ihr soll die Schule einen entscheidenden Anteil haben. Der Lehrer mag dem einzelnen Schüler, soweit er es für angemessen hält, direkte Hinweise und Ratschläge geben, vor allem aber darf die Schule ihr Gesamturteil über den abgehenden Schüler, und zwar ziemlich eingehend, nicht vorenthalten. Am besten wird das so geschehen, wie es in Berlin bereits üblich ist, daß ein Berufsberatungsbogen eingerichtet wird, den Schule und Arzt, unter Umständen auch der Psychotechniker, ausfüllen und an eine Zentrale, an die Berufsberatungsstelle senden. Zum zweiten sei auf berufskundliche und -ethische Belehrungen im Unterricht hingewiesen. In möglichst objektiver Weise können gelegentlich diese oder jene Berufe gekennzeichnet werden. Führungen in Betriebe können dann und wann doch ein anschauliches Bild im Kopfe des Schülers erzeugen, obwohl hier nicht übersehen werden soll, daß solche Schulbesuche von den Betriebsleitungen gerade nicht gern gesehen werden. Eine hervorragende Rolle möchte ich dem Filme zuweisen. Er, der so manches auf dem Schuldkonto hat, könnte hier mal segensreich wirken, wenn er wirklich gute, sachlich und pädagogisch wertvolle Bilder zeigte, die dann in den Schulkinos vorgeführt und besprochen würden. Ethisierend zu wirken, bietet der Unterricht eine Fülle von Gelegenheiten. In fast allen Fächern kann gelegentlich auf die falschen Standpunkte bei der Berufswahl eingegangen werden, und immer wieder kann und muß gezeigt werden, daß an sich jede ehrliche Arbeit vornehm und wertvoll ist, daß es verkehrt, beschränkt gedacht wäre, von vornherein Hand- und Kopfarbeit verschieden wertzuschätzen. Drittens sei an einige Fächer gedacht, die der Hand- und Augenbildung ganz besonders dienen, gemeint sind Werk- und Zeichenunterricht. Beide Disziplinen üben nicht nur Hand und Auge direkt, sondern geben dem Lehrer so vielfach Gelegenheit zur Beobachtung des Schülers und zu erziehlichen Hinweisen an der Hand der praktischen Arbeit; wieviel kann dabei nicht allein zum guten Geschmack erzogen werden! Wenn außerdem der Arbeitsunterricht als Prinzip den gesamten Unterricht wirklich beherrscht, werden sich gar viele Gelegenheiten bieten, wo mal nicht nur die rein geistigen Kräfte, sondern auch Auge und Hand zur Betätigung angeregt werden. Wir dürfen uns dabei natürlich nicht übertriebenen Hoffnungen hingeben, aber soviel ist wohl sicher, daß diese Mittel, zusammengenommen, wohl imstande sind, Augen-, Hand- und Geistesbildung in ein besseres Verhältnis zueinander zu setzen.

Eine andere Wertung, und das wird ja die natürliche Folge sein, muß auch bei den Berufen einsetzen. Unser ganzes Volk muß aus dem Irrwahn heraus, als ob die sogenannten geistigen Berufe die vornehmen, die höheren, dagegen die Handberufe die weniger ehrenvollen seien. Dieser Wahn hatte schon eine bedenkliche Höhe erreicht. Er greift

vernichtend in das Leben so vieler Menschen ein. Wie mancher Junge, dem es an der Begabung in rein geistiger Hinsicht fehlt, wird wider Willen auf der höheren Schule festgehalten, quält sich mühsam durch die Klassen, um später vielleicht mal das gelehrte Proletariat zu vermehren oder mechanisch und ohne Triebkraft ein Amt auszufüllen, während vielleicht die reichen Kräfte, die in Auge und Hand schlummern, ungenutzt bleiben. Es handelt sich doch um das ganze spätere Lebensglück des einzelnen und die Wohlfahrt der Nation, daß möglichst jeder Mensch in dem Beruf steht, wohin er nach seinen Kräften gehört und nicht, wohin ihn törichte Vorurteile gestellt haben. Dieser Gedanke verdient heute die ernsteste Beachtung. Denn es ist Tatsache, daß heute der Zustrom zu der höheren Schule sich sehr verstärkt hat. Es ist keine gerade seltene Ausnahme, daß die Hälfte der Schüler und darüber aus der Grundschule in die höhere eintreten. Obwohl dem Handwerk eine gute Allgemeinbildung ganz gewiß zustatten kommt, ist doch zu bedenken, daß die Kandidaten der höheren Schule von vornherein kein Handwerk lernen wollen. Sie sollen nach dem Willen der Eltern was „Besseres" werden, sie sollen Berufe mit vorzugsweiser Kopfarbeit ergreifen. Es spricht hierbei wieder die bedauerliche falsche Wertung der Berufe mit, der fasch gefaßte Bildungsbegriff. Man kann es den Eltern gewiß nicht verdenken, wenn sie ihr Kind einem möglichst vorteilhaften Beruf zuführen wollen, aber sie dürfen selbstverständliche Grundbedingungen guter Berufswahl nicht außer acht lassen. Dazu gehört auch der klare Blick für die Wirklichkeit. Es ist sehr zu befürchten, daß so manche, die heute der höheren Schule zuströmen, sie nicht durchlaufen oder später schwer ein Unterkommen finden werden. Das Angebot wird die Nachfrage übersteigen, und die Begabung wird später doch mit den Ausschlag beim Enderfolg geben.

Es liegt nicht in der Absicht dieser Ausführungen, gegen eine hohe geistige und Allgemeinbildung zu sprechen, sondern auf die innige Einheit von Kopf, Auge und Hand hinzuweisen und auf die Tatsache, daß die Sonderanlagen der Menschen recht verschieden und zum großen Glück verschieden sind; sie alle zusammen machen erst den reizvollen Reichtum des Lebens aus. Unsere Aufgabe aber ist es, jede gute Eigenart anzuerkennen und zu pflegen.

Über die „Annahme" des Schauspielers

Von Hermann Kienzl, Berlin

Schauspieler von Weltruf wie Coquelin der Ältere haben den Beweis geführt, daß der Darsteller im Bühnenspiel nicht empfinden darf. Dem stehen einige Behauptungen anderer Darsteller (— und die verbürgten persönlichen Erschütterungen der Duse — Anmerkung des Verfassers) entgegen. Auch der Zuschauer will sich nicht recht in den Gedanken finden, daß seine Lieblinge auf der Bühne kalt bleiben sollten, während sie den Zuhörer bis zu Tränen rühren. In dieser instinktiven Abwehr des Laien gegen die Äußerungen der Maßgebendsten, daß der Schauspieler nichts empfinde? (ebenso viele „Maßgebende" widersprechen. — Anmerkung des Verfassers) — steckt richtige Erkenntnis. Der Leistung des Schauspielers liegt nämlich ein bisher

übersehener seelischer Zwischenzustand zugrunde, der von wirklicher Empfindung (ist Empfindung der Phantasie nicht auch „wirklich"? — Anmerkung des Verfassers) — und vom Nichtsempfinden gleich weit entfernt ist.

Diese Worte, die meine Zwischenrufe nicht in ihrer Bedeutung schwächen konnten, geben den Vorspruch in einem Buch von Alfred Möller*). Ein merkwürdiges Buch, das früher oder später das Wissen der Allgemeinheit bereichern wird, obwohl es nicht an einem der sausenden Großstadtwebstühle der Theaterkunst entstanden ist, sondern im stillen Graz. Dort wirkt Dr. Alfred Möller als Redakteur, Kunstschriftsteller, Schauspielkritiker; er war früher einmal künstlerischer Bühnenleiter und hat sich, Doctor medicinae, literarisch auch mit psychiatrischen Problemen beschäftigt. Seine Gründlichkeit hat viele Seiten, das konnte dem Werkchen vom Wesen der Schauspielkunst zugute kommen. Aber einigermaßen auch in der Kunstwissenschaft, wie in aller Kunst, ist das Wissen nur ein ordnendes Element, schöpferisch dagegen die Eingebung. Ihr schreibe man es zu, daß Möller hier ein Ei des Kolumbes gefunden hat, aus dem eine neue Wertung der Schauspielerei ausgebrütet werden wird. Er ist zu seinen Erkenntnissen nicht an der Hand gelehrter Deduktionen gekommen. Er beteiligte sich nicht an dem Ballspiel mit Theorien, und wenn sein Ergebnis etwa auch als Theorie respektiert werden müßte, so ist es doch frisch aus dem Leben und dessen Beobachtung geholt. Wie das ganze Büchlein lebendiges Kunstgefühl atmet, durch Denkarbeit geregelt.

Der Streit um den Empfindungsanteil an den Schöpfungen des Bühnenkünstlers (selbstverständlich nicht vom Bühnenhandwerker ist die Rede!) wird im Grunde um sein Recht auf Künstlerschaft geführt. Wenn der Schauspieler ein Denker ist, nützt es ihm bei vielen Aufgaben und macht ihn befähigt für die Lösung bestimmter Darstellungsprobleme, beileibe nicht aller. Aber der nur denkende Schauspieler, und wäre er gleichzeitig der kunstfertigste Techniker, wächst nicht zu der Macht eines Erschütterers empor, nicht zur Zone, wo die Kunst beginnt. So paradox es klingt: ein Geistigblinder kann im Nebel des Unerkannten, Unverstandenen den rechten Weg finden. Heinrich Laube erzählte aus seiner Leipziger Theaterzeit von einer hinreißenden Cordelia, die ihm im diesseitigen Dasein durchaus als „dumme Gans" bekannt war. Unmittelbar nachdem sie im „König Lear" harte Herzen wundersam erweicht hatte, rief sie einmal: „Den ganzen Quatsch verstehe ich nicht!" Nein, sie hat Shakespeare nicht verstanden! Zu ihrer Shakespeareschen Herzensoffenbarung als Cordelia führte sie ihr schauspielerischer Instinkt; der Instinkt, der den darstellenden Künstler sicherer als das gedankenklare Urteil durch unbewußte Empfindungen zu Persönlichkeit und Wesen einer Rolle leitet.

Schon Lessing berührte in seiner „Hamburgischen Dramaturgie" das Lehngefühl des Schauspielers in der Rolle, das verschieden ist von Gefühlsäußerungen eines Lust und Schmerz am eignen Leibe empfindenden Menschen. Er tastete freilich nur von ferne an das fremde Gefühl heran, indem er beobachtete: „Die Empfindung kann sein, wo

*) „Der Schauspieler". Vom Wesen seiner Kunst. 29. Band der von Prof. Dr. E. Ungerer herausgegebenen Sammlung „Wissen und Wirken". Verlag G. Braun in Karlsruhe 192, 1926.

man nicht erkennt, und man kann sie zu erkennen glauben, wo sie nicht ist."

Also ein Zweierlei von Mensch und Rolle im Gefühl.... Und nun 150 Jahre später fand Alfred Möller für diesen zwiespältigen Zustand die wichtige Erklärung, die allem Streit um das Empfinden oder Nichtempfinden des echten Bühnenkünstlers ein Ende macht!

Er ging den Instinken der Sprachbildung nach, die oft seltsam treffsicher den menschlichen Erkenntnissen vorauseilt. Die Sprache hat die geflügelten Worte geprägt, daß eine Rolle einem Schauspieler „auf den Leib geschrieben" sei, und daß der Schauspieler eine Rolle „verkörpere". Sie erriet dabei, daß schließlich die körperliche Natur eines Schauspielers und deren Untersuchung wesentlich mitbestimmend sei für die Entscheidung, welchen künstlerischen Aufgaben ein bestimmtes Instrument gewachsen sei.

„Energische Sprechweise oder devote, — harter oder weicher Stimmklang; aufrechte, steife oder elegant-weltmännische Haltung; Größe oder Kleinheit; Zierlichkeit oder Plumpheit; der offene, helle Blick eines großen Auges oder ein scheuer Blick kleiner Augen bei enger Lidspalte: an solchen Einzelheiten (oder ihrer mehr oder weniger einheitlichen Kombination) hängen ganze Rollenkreise." Kunstfertigkeit kann Gegensätze zwischen Naturanlage und Rolle bis zu einem gewissen Grade ausgleichen und eine „umfangreiche" schauspielerische Natur einen außergewöhnlich weiten Rollenkreis umspannen. Im allgemeinen aber hat ein theoretischer Naturalismus die einigermaßen natürliche Gruppierung der Schauspieler in „Rollenfächern" nicht aufheben können. Ein Menuett von Mozart läßt sich nicht auf der Baßgeige spielen, einer großen, starkstimmigen Dame mit energischem, breitem Schritt ist nicht zu empfehlen, „Naive" zu werden.

Die körperliche Eignung genügt dazu nicht, daß der Schauspieler sich eine Rolle „einverleibe". Daß dies täuschend gelinge, dazu ist auch eine bestimmte seelische Stimmung erforderlich. Seine Vorstellung, vor allem aber sein Gefühlsvermögen muß das andere Ich der Rolle erreichen. Daß die Vorstellung allein das vermöchte, verneint Möller für die wahre Kunstschöpfung, die lebensvoller ist, als das Erzeugnis des bloß denkenden Schauspielers. Der nur Vorstellende verhält sich kühl zum Vorstellungsobjekt, ohne Urteil, weder bejahend noch verneinend.

Das extreme Gegenteil der reinen Vorstellung eines gefühllos denkenden Schauspielers ist die Illusion. Die Illusion, auch die krankhafte Halluzination verschleiert oder löscht das Bewußtsein, verliert die persönliche Wirklichkeit an eine Selbsttäuschung, setzt fremdes Leben für eigenes ein. Bei Geisteskranken hält sie an, bei Gesunden wird das illusionistische Urteil sofort durch richtige Deutung korrigiert. Wenn einer beim Anblick des Gemäldes einer Gewitterlandschaft die Überzeugung hätte, er stehe nun selbst in einem wirklichen Gewitter, so wäre das Illusion. Der Schauspieler, der bei der Darstellung des Franz Moor überzeugt ist, er sei wirklich der Sohn des Grafen von Moor, verliert die Selbstbeherrschung und wird auch nicht mehr vom Willen des Dichters beherrscht; losgebunden von Schillers Worten, lebt er sich als Vatermörder aus. Daher hat Coquelin auf die Frage, ob er

sich auf der Bühne ganz in den Dargestellten versetzt fühle, richtig geantwortet: „Nein, dann wäre ich ein Verrückter!"

Aber zwischen kalter Vorstellung und unbewachter Illusion, zwischen dem Seelisch-unbetonten und dem Überzeugtsein, sagt Möller, gibt es einen Zustand der innern Einstellung des Schauspielers. Auf diesen Zustand, den er die Annahme nennt, kommt es bei der Bühnenkunst vorwiegend an. Das Annehmen eines andern Charakters und seiner äußern Situationen und Gefühle ist mehr als ein bloßes Sich-vorstellen. Es ist eine aktive Stellungnahme zu den Vorstellungen; aber vom Urteil, von der Identifizierung des Schauspielers mit seiner Rolle trennt den Annehmenden der Mangel an Überzeugung. Der Schauspieler kann sich noch so mitfühlend vorstellen, daß er jetzt, seiner Rolle gemäß, einen Mord begehe; keinen Augenblick verliert er dabei das Bewußtsein, daß er und der Mörder der Tragödie zwei Personen sind. Keinen Augenblick verliert er die Herrschaft über sein wirkliches Ich, — und das läßt ihn imstande sein, etwaigen, von außen kommenden Störungen seines Spiels mit aller außerhalb der Rolle bewahrten Nüchternheit zu begegnen.

Daß der künstlerische Schauspieler bei der Darstellung empfindet, ist außer Frage gesetzt. Doch sein Empfinden in der Rolle ist bedingt durch „Annahme". Das Annehmen, als instinktive, psychische Spielgrundlage darf nicht verwechselt werden mit bewußter geistiger Arbeit. Die widmet der denkende Schauspieler beim Rollenstudium den Detailgrundlagen. Während aber ohne die instinktive Annahme der Phantasie das Gefühl, also das Geheimnis aller Kunst, überhaupt nicht lebendig wird, kann es unter Umständen immerhin geschehen, daß auch ein nicht intelligenter Schauspieler, einer, dem geistige Detailarbeit versagt ist, durch bloße gefühlsmäßige Annahme eine Rolle ergreifend wiedergibt. Siehe Heinrich Laubes dumme Gans als wundervolle Cordelia!

Wiederum weist Alfred Möller auf die automatische Wahrheitsliebe des Sprachgeistes. Wir nennen es ein Kinderspiel, wenn unsere Jungen sich in raufende Parteien teilen, in Räuber und Gensdarmen. Beim „Kriegsspiel" des Militärs wird angenommen, daß die wenigen Mann mit weißen Abzeichen eine feindliche Armee sind, gegen die der Kampf nach den ernsten Regeln der Kriegskunst geführt wird. Im Bühnenspiel stellt der Schauspieler einen Menschen dar, der nicht er selbst ist. In allen diesen Spielen ist die Fähigkeit, folgerichtig anzunehmen, die grundlegende Voraussetzung.

Der Schauspieler auf der Bühne ist nur der Annahme und Annahmegefühlen unterworfen, nicht eignen Erlebnissen, Erfahrungen, Erschütterungen. Er wird die Annahme spielend beibehalten und daneben die notwendige Überwachung seiner eignen Leistung. Nur der Anfänger unterliegt oft den primären Gefühlen. Die Duse, bei der Annahme der gespielten Seelenschmerzen unter wirklichen Tränen mitempfindend, raunte, mitten in der Ergiffenheit ihres zweiten Lebens, einem hingerissenen und daher stecken gebliebenen Anfänger-Partner zu: „Aber so mach' doch keine Geschichten, sprich, was du zu sprechen hast!" — Vom berufenen Schauspieler scheidet den Dilettanten die Unfähigkeit, jenen Zwischenzustand zwischen Vorstellung und Urteil konsequent festzuhalten. Er bemüht sich ruckweise um die Annahme und versagt,

wenn er ihrer gerade habhaft war, im stummen Spiel fällt er aus der Rolle, ist ein Spielverderber.

Mit allen diesen — wie mich dünkt — unabweislichen Argumenten aus den Bedingnissen der Schauspielkunst gelangt also Möller zu dem Schlusse: Der künstlerische Schauspieler empfindet, aber er empfindet „nicht so stark" (sagt Möller, ich sage: „empfindet anders") als im wirklichen Leben. Er empfindet nicht Urteilsgefühle, erlebt im Spiel nicht Gefühle, die an eine Überzeugung anknüpfen. Er nimmt die Milieubedingungen seiner Rolle nur vorübergehend an, verliert darüber nicht den Kopf.

Mächtig genug ist das Annahmegefühl des Bühnenkünstlers, auch seinem Körper während des Spiels unwillkürlich ein anderes Wesen zu verleihen. August von Kotzebue, der Konrad Eckhof, den Vater der deutschen Schauspielkunst, noch als Knabe in Weimar hatte spielen sehen, schreibt in „Mein literarischer Lebenslauf": „Eckhof, du guter, großer Mann ... oft, wenn ich dich vormittags um 10 Uhr in einem schlichten Rocke, einer ungekämmten Perücke und mit einem gebückten, höchst anspruchslosen Gang nach den Proben wandern sah, bewunderte ich im Stillen den unbegreiflichen Mann, der des Abends, wenn er als König oder Minister auf die Bühne trat, zum Herrscher geboren schien."

Ein Kunstwerk ist scheintot, solange es nur für seinen Schöpfer lebt. Es erwacht mit seiner lebendigen Wirkung auf den Empfangenden, den Miterlebenden, Mitfühlenden. Sehr selbstverständlich wirft Möller zum Schluß die Frage auf, wie sich der Zuschauer zu der Annahme des Schauspielers verhält? Die Antwort ist: für den Zuschauer gilt genau dasselbe Gesetz der Annahme, wie für den Schauspieler. Er empfängt die Annahme aus zweiter Hand, aus der des Schauspielers. Die künstlerische Fähigkeit des Zuschauers ist es, nun nicht mehr bloß sein eignes Schicksal, sondern durch Annahmen, wie sie die Kunst schafft, auch das Leben anderer zu erleben. Zuschauer, die nicht die Elastizität haben, Annahmen festzuhalten, sind gerne witzelnde Spielverderber. Die Annahme ist die Wunderkraft williger Phantasie, mittelst derer die Kunst unser Dasein in jeder Richtung bereichert.

Zur Erinnerung an Auguste Hauschner

Von Hugo Marcus

Demnächst jährt sich neuerdings der Todestag einer hervorragenden Frau, der Dichterin und Menschenfreundin Auguste Hauschner, die zudem eine der letzten Ladies patronesses der alten Berliner Gesellschaft war. In ihrem Salon empfing sie dreißig Jahre hindurch die Spitzen von Literatur und Kunst. Und sie wurde nicht müde, die Geister zusammenzubringen, zwischen ihnen zu vermitteln und jeden einzelnen zu fördern. Aber mit alledem ist die Bedeutung dieser seltenen Frau noch nicht erschöpft. Vielmehr war es ihr Charakter, der zu tieferem Eindringen verlockte. Wer sie kannte, fragte sich wohl: Wo ist der Punkt, von dem aus das ganze, wunderbar vielfältige Denken, Reden, Handeln der groß angelegten Frau zu verstehen ist? Mir nun scheint hierin das Charakteristische Auguste Hauschners gelegen zu haben:

in ihr kreuzten sich zwei gegensätzliche Strömungen. Bei anderen Menschen pflegt es im gleichen Falle so zu geschehen, daß zwei solche Gegenströmungen einander hemmend in den Weg treten und sich im Ausschwung aufhalten. Anders bei Auguste Hauschner. In ihr lebten sich jene beiden Gegenströmungen voneinander ungehemmt in hinreißender Kraft und Schönheit aus.

Von zwei Gegenströmungen spreche ich. Auguste Hauschner litt unter der Kluft zwischen Ideal und Wirklichkeit, Wort und Tat, unter jener Kluft, an der jeder wesentliche, jeder menschliche Mensch als an seiner schmerzhaftesten Wunde leidet. Die Worte sind groß und tönend, die Taten und Realitäten arm und enttäuschend. Da gibt es zwei Auswege, die Riesenspannung zu überbrücken. Entweder: man senkt die Worte so weit herab, bis sie zu den Realitäten passen. Und wir haben den realistischen Skeptiker, wenn nicht gar den Zyniker. Oder aber: man hebt die Taten so hoch hinauf, daß sie an die großen, verpflichtenden Worte hinanreichen. Und wir haben den Typus des tätig-guten Menschen in einem modernen, goethisch-heroischen Sinne. Der Skeptiker und der Tätig-Gute: beide wachsen sie auf demselben Boden, denn sie sind die beiden entgegengesetzten Möglichkeiten, den Konflikt zwischen Wort und Tat zu überbrücken. Der Skeptiker senkt das Wort zur Tat herab, der Tätig-Gute hebt die Tat zum Wort empor. Die meisten Menschen gehen nur einen dieser Wege; sie sind einheitliche Typen. Auguste Hauschner aber ist beide Wege nebeneinander gegangen. Und dies ist ihr Eigentümliches. Sie war zugleich tiefste Skeptikerin und gütigste Tätige. Hörte man sie reden, so hörte man die ganze Bitterkeit ihrer Skepsis, die ihr alle Illusionen und Götter stürzte und die den von eigener Hand zerstörten nachweinte. Sah man sie handeln, so schien aller Pessimismus hinter ihr zu liegen, und sie war die hilfreichste Freundin derer, denen sie half. Ja, vielleicht war dies der Weg, ihre Freundschaft zu erringen, daß man ihre Hilfe brauchte!

Auguste Hauschner war demnach eine Gebende, eine Helfende, eine Schenkende: kurz ein altruistischer Mensch. Der Altruist ist aber, näher gesehen, etwas sehr Merkwürdiges. Man verkennt es oft, daß der Altruismus eine Art Übermut ist. Einer glaubt, daß er stark genug sei, nicht nur die eigene Last zu tragen, sondern auch noch fremdes Schicksal, ja die Not der ganzen Welt auf sich nehmen. Kann es also etwas Anmaßenderes geben als den Altruisten? Man muß sich Fülle, Reichtum für viele zutrauen, um Altruist sein zu dürfen. Der Altruismus ist die Attitüde des Großen, des Mächtigen, der es Gott gleich tun will; und die Religionen wissen nicht, was sie uns lehren, wenn sie uns die Nächstenliebe empfehlen. Und nun sage ich: Auguste Hauschner hatte nicht sowohl das Verdienst als vielmehr das stolze Anrecht, Altruistin sein zu dürfen, ohne daß dies eine Anmaßung gewesen wäre. Denn sie hatte das Maß dazu. Deshalb ist sie auch an ihrem Altruismus niemals gescheitert, obwohl dieser doch eine unendliche, also zum Scheitern vorbestimmte Aufgabe enthält. Ihr Altruismus war das Gegengewicht zu ihrer Skepsis, das sie selbst brauchte.

Die Nächstenliebe, von der ich eben sprach, hat aber noch einen anderen, seltsamen Aspekt, nämlich diesen: der Gedanke an die Mittagssuppe, an ein Paar Schuhe, an Kohlen oder Brot. Der Gedanke an alle diese Dinge und das Gebanntsein des Geistes an sie ist an und für sich

etwas ganz Niedriges und Materialistisches. Der Altruist denkt nun überwiegend oft an solche Dinge. Aber merkwürdig: er denkt sie nicht für sich, sondern für andere, die in ihm Idee geworden sind. Der Hungrige, der Frierende, der Unbekleidete, das sind für den Altruisten Ideen, die er vorstellt, nicht sinnliche Erlebnisse eigener Not. Der Altruist ist auf diese Weise idealistischer Materialist oder materialistischer Idealist oder die Erlösung der Materie vom Materialismus oder auch die innigste Ineinssetzung zwischen Materie und Idee, wie sie ähnlich sonst nur noch die Kunst, und zwar mit umgekehrtem Akzent, zustandebringt. Der Künstler materialisiert eine Idee, der Altruist idealisiert die Materie. Der Altruist ist das ethische Analogon zum schaffenden Künstler der Ästethik.

Wir ahnen mit dieser Feststellung schon eine Nähe zwischen altruistischer und künstlerischer Veranlagung. Und der Berührungspunkt dieser beiden Anlagen ist denn auch der Quellpunkt, von dem aus sich Auguste Hauschners Wesen erschließt.

Es lohnt sich aber der Mühe, einmal den Zusammenhängen nachzudenken, die zwischen Wohltätigkeit und Dichtertum walten. Wir werden alsdann nämlich erkennen, daß der Wohltätige der ins praktische Leben hinaus gestaltende Dichter ist. Was den Wohltätigen antreibt, ist eine dichterische Phantasie, eine Vision der leidenden Kreatur, die ruhig gesteigert und überschwenglich sein darf. Denn aus dieser unbewußten, dichterischen Übertreibung, aus diesem heiligen Überschwang kommen gerade die schönsten, stärksten, großzügigsten und heilsamsten Impulse. Der Wohltätige muß sich aber auch einfühlen können in den tatsächlichen Seelenzustand der Notleidenden. Und dieses Verstehen der fremden Seele aus der eigenen heraus, dieses Ohr noch für die unausgesprochenen, nicht gewagten Bitten und Wünsche: das ist wiederum Dichtersache. Will man anderen helfen, so muß man zudem die steinernen Herzen der Leute für eine helfende Tat zu erweichen verstehen. Man muß die Dinge werbend darstellen, man muß im schönsten Sinne intrigieren können. Und die Intrige ist uns ja allen als Bestandteil der Dichtung bekannt. In der Intrige wird der gestaltende Dichter entbunden. Und welch verschlagene Meisterin war Auguste Hauschner in gütigster Intrige. Endlich aber soll ja durch die Hilfsaktion nicht nur materiell geholfen werden, sondern es soll auch ein seelischer Trost entstehen. Sonst genügen ja Krankenkassen und Versicherungsanstaltungen. Die Tat soll hier zugleich Gefühl ausdrücken, und Gefühl muß Wort werden. Da bedarf es wiederum dichterischer Kräfte. Endlich aber gilt es auch, den Betreuten durch allerlei List, Lüge, Dichtung, Kunst zur Annahme der Hilfe zu nötigen, zu zwingen, zu überreden. Es gilt, das Beschämende fernzuhalten und im Beschenkten nicht den geringsten Rest von Rache aufkommen zu lassen dafür, daß er annehmen mußte, statt selbst geben zu dürfen. Und je edler der Notleidende, um so erfinderischer, um so mehr Dichter wird man bei dieser Aufgabe sein müssen. Wir leben aber in einer Zeit edelster Notleidender. Und es war Auguste Hauschners Lohn, jederzeit nicht nur nach unten, sondern auch nach oben helfen zu dürfen, Menschen also, die von ihr als höchsten Ranges empfunden wurden.

Auguste Hauschner hat geholfen, wie nur ein Mensch geholfen hat. Ihre helfende Tat aber: galt einzelnen. Was bedeutet das? Auguste Hauschners Menschengüte wünschte sich eine vollkommene Welt und das

Ende jeder Not. Sie wünschte sich öffentliche Zustände, die ihren Idealen entsprachen. In der „Siedelung", jenem tiefsten und ergreifendsten Gemälde des Ringens um höhere Zustände, hat sie versucht, ihren Begriff der vollkommenen Welt zu gestalten. Während sie aber am Werke arbeitete, kam es, wie bei ihr immer. Skepsis gewann die Oberhand. Gerade durch die Arbeit verlor sie den Glauben, daß die Menschen, uneinsichtig, wie sie nun einmal sind, jemals die Durchführung der einfachsten und naheliegendsten Reformen möglich machen würden. Sie hätte also nun die Hände in den Schoß legen müssen und aufhören, an ihrem Werk zu schaffen, da ihr der Glaube an die Menschen fehlte. Und aufhören, für die Menschheit zu sorgen und zu hoffen, da es doch vergeblich schien. Aber Auguste Hauschner war, wir fanden es ja, nicht der Mensch, sich durch ihre skeptische Richtung von ihren Taten abbringen zu lassen. Und was ihr hier Erlösung gab, das war: der einzelne. Denn dem konnte man helfen, wenn auch die Welt als ganze unerlösbar bleiben mochte. Was man für den einzelnen tat, war geschehen. Eine Freude war erblüht, ein Schmerz zum Schweigen gebracht. Der einzelne war für Auguste Hauschner die Möglichkeit, zu verzweifeln und doch tätig bleiben zu können. Er war ihre Resignation und ihre Rettung vor der Resignation. Auguste Hauschner gelangte damit in den Rang der tätigen Verzweifelten, die den häufigsten Menschentypus darstellen, den wir haben.

Auguste Hauschner half im großen. Aber auch im zartesten half sie. Darüber noch ein dankbares Wort. Hatte man in irgendeinem entlegenen, noch so kleinen Blatte irgend etwas veröffentlicht — sozusagen unter Ausschluß der Oeffentlichkeit —: Auguste Hauschner fand es, las es und schrieb herzliche, verständnisvolle Worte des Beifalls, die einen gläubiger machten an das eigene Können. Man erhielt sein Eigenes von ihr zurückgeschenkt. Einmal sprach ich mit ihr über den Ruhm. Auguste Hauschner hat ihn manchmal sich gewünscht. Aber nun kam es zutage, warum. Sie meinte, daß solch ein ermunterndes Wort von ihr an Freunde noch gesteigerte, noch erhebendere Kraft haben möchte, wenn es aus allgemein anerkannter, berühmter Feder käme. Sie wünschte sich Ruhm, um ihre Freunde durch ihren Beifall noch mehr beschenken zu können, um ihren Geschenken noch mehr Festlichkeit zu verleihen: Für andere wünschte sie sich Ruhm.

Dort, wo wir unsere Kräfte zu einer Leistung zweiten bis zehnten Ranges einsetzen müssen, da fühlen wir uns als Opfernde, dort aber, wo wir unsere höchsten Kräfte anspannen, unser Bestes leisten und sagen dürfen, da fühlen wir uns gebend gleichwohl als Beschenkte. Auguste Hauschner hat sich nicht gescheut, als Helferin Kräfte zweiten bis zehnten Grades zu verschwenden, wie es jeder muß, der im praktischen Leben Wirkung hervorbringen will, wie es solche ohne Schaden tun, die keine Kräfte ersten Ranges besitzen. Auguste Hauschner aber besaß Kräfte, die ihr wichtigsten, ersten Ranges galten, und die sie so oft zurückstellen mußte: ich meine die Kräfte dichterischer Gestaltung im Werk, das sie schuf und hinterließ. So würde sie selbst sich unerlöst und unverstanden gefühlt haben durch alles, was bisher hier über sie gesagt worden ist. Denn wer sie nicht als die Dichterin würdigen wollte, die sie war, der hätte sie nicht mit dem rechten Verständnis betrachtet. Haben wir es bisher unterlassen, von ihren Werken zu reden, so geschah es nicht, weil

wir die Tiefe und Gestaltungskraft, die Realistik und Weite ihres Aspekts verkannten, sondern aus dem Gefühl eigenen Unvermögens. So nämlich liegen die Dinge: Auf Buch und Aufsatztiteln ist wohl zu lesen: über dieses oder jenes Dichters Werke! Und doch entsteht da immer die Frage: was will das Ueber sagen? Es ist Lüge. Alles, was sich über eine Dichtung sagen läßt, bleibt so weit unterhalb dieser Dichtung selbst. Denn Dichtung ist sehr einsam: der Mittlerschaft viel weniger zugänglich als z. B. die bildende Kunst. Nur Dichtung selbst vermag für Dichtung vollgültiges Zeugnis abzulegen. Darum sei Auguste Hauschner, der Dichterin, gehuldigt, indem wir sie selbst mit ihren eigenen Worten auf uns wirken lassen. Es ist in diesen Worten ein Rhythmus des Schreitens, ein tapferer und weiter Wege gewohnter Takt, der uns mitnimmt. Aber auch ein letztes Schweigen über unsäglichen Kräften zum Glück und zum Leid, die mit Auguste Hauschner ins große Unbekannte einverklungen sind.

Um Gottes Willen

Von Lothar Schmidt

Wie halt Kinder so sind: erst hatten sie miteinander friedlich Ball gespielt, der Junge und das Mädel, und dann fingen sie plötzlich an zu streiten. Die Schwester meinte, der Bruder könnte nicht höher werfen als sie.

„Was? Ich nicht höher als du? Da sieh her, Lisbeth! Jetzt paß auf! Deiner fliegt kaum zum ersten Stock, meiner aufs Dach, wenn ich will."

„So—o? Haha! Da will doch mal!"

„Denkst etwa, ich kann nicht?"

„Mit dem Munde . . . ja, mit dem Munde, da kannst du werfen, Karl. Da kannst du bis zum Himmel werfen, bis zum lieben Gott."

„Ach, was du dumm bist! Bis zum lieben Gott? Da braucht der Ball gar nicht weit zu fliegen, denn der liebe Gott ist ebensogut hier unten wie da oben. Ueberhaupt der liebe Gott ist überall, wenn du's noch nicht wissen solltest!"

„Vielleicht besser als du weiß ich das."

„Dann darfst du eben nicht so dumm reden, denn der liebe Gott, der braucht bloß einen Schritt zu machen, hier von unserem Garten aus, da ist er gleich mit dem anderen Bein in Potsdam."

„Ich bin dumm? Du bist dumm! Denn der liebe Gott hat überhaupt keine Beine."

„So—o—o? Was denn sonst?

„Flügel hat er, goldene Flügel!"

„Jawohl! Er hat Beine, und sogar sehr große Beine, mindestens fünfhundert Meter lange Beine hat er!"

„Das möcht' schön aussehn!"

„Deswegen macht er sich eben unsichtbar."

„Nein, deswegen nicht!"

„Doch!"

„Sei still!"

„Sei du lieber still!"

„Ich mag aber nicht!"

„Ich hau' dir gleich eine . . ."

Karl hatte die Hand erhoben. Doch noch ehe er zu schlagen vermochte, bekam er selbst einen Katzenkopf, zwar keinen allzu heftigen, immerhin aber einen von deutlich fühlbarer Pädagogik. Die Eltern nämlich, die in der nahen Laube saßen, waren auf das Gespräch der Kinder aufmerksam geworden.

Der Vater, anfangs belustigt zuhörend, machte schließlich dem Disput der kleinen Gottesstreiter ein Ende. Die Kinder, weil sie sich gzankt hatten, wurden ins Haus geschickt, Karl zu seinen Schulaufgaben, Lisbeth zu ihren Puppen.

Das wäre nun vielleicht recht gut so gewesen, wenn nicht jetzt die Eltern sich des Themas der Kinder bemächtigt und in Gottes Namen weiter Krieg geführt hätten.

„Siehst du, Fritz," fing die Frau an, „ich hab' dir's immer gesagt: sie haben keine rechte Religion im Hause! Ihre Vorstellung von Gott ist nicht so voll Ehrfurcht, wie es sich für Kinder im Alter von sechs und sieben Jahren paßte."

Fritz, statt aller Antwort, zündete sich langsam und bedächtig eine Zigarre an.

„Hab' ich etwa nicht recht, Fritz? Und daran bist einzig und allein nur du schuld!"

„Ich . . .?" Er pustete das Streichholz aus, machte zwei Züge und wiederholte erstaunt: „Wieso denn ich?"

„Weil du religiös vollständig indifferent bist und mich im Stiche läßt, wenn ich ihre Fragen beantworten und ihnen die Sache erklären will."

Er lächelte. „Hm," meinte er, „was du so erklären nennst!"

„Wenn ich's falsch anfange, gut, dann sag' mir wenigstens, wie ich's anders machen soll!"

„Gar nichts machen, meine Liebe ... gar nichts!"

„Das wäre noch schöner!"

„Phantasie und Glauben wachsen lassen wie die Blumen und die Menschen."

„Das wäre eine nette Erziehung! Sollen sie etwa groß werden wie die Heiden?"

„Groß wie die Heiden? Meinst du, das wäre etwas gar so Verächtliches?"

„Die Kinder fragen soviel nach Gott, nach Himmel und Hölle; man muß ihnen doch eine Antwort geben!"

„Ich habe ja auch nichts dagegen, wenn ihnen die Mutter Märchen erzählt, nur darf sich die Mutter dann nicht wundern oder gar entsetzen, wenn die Kinder plötzlich ebenfalls zu dichten beginnen. Du schilderst ihnen den lieben Gott allgütig, allmächtig, allweise, das Gute lohnend, das Böse strafend . . ."

„Nun . . .?"

„Und weil ihnen das alles natürlich viel zu grau, zu abstrakt ist, kommst du ihrer Phantasie zu Hilfe und läßt nach gewisser Familientradition den lieben Gott einen alten Mann sein mit weißem Bart, in der einen Hand etwa eine Zuckertüte haltend, in der anderen eine Rute ..."

„Erlaube, so banal hab' ich nie . . ."

„So oder so ähnlich, das kommt auf eins heraus. Und was ist nun Schlimmes dabei, wenn sie sich einmal vorstellen, daß der liebe Gott gelegentlich auch aufsteht von seinem Himmelsthron und solche Schritte mache, von hier aus unserem Garten in Berlin bis nach Potsdam?"

„Gewiß, Kinder sind Kinder, aber ich möchte doch, daß sie allmählich einen richtigen Begriff von Gott bekommen."

„Von Gott einen richtigen Begriff! Das wärst du imstande, sie zu lehren? Alle Wetter, Weib, was du tüchtig bist! Die Philosophen und Pfaffen aller Zeiten und Länder zermürbten sich vergebens den Schädel mit diesem Problem, und du willst es hier lösen, beim Strickstrumpf?"

„Natürlich! Ginge es nach dir, würden sie überhaupt ohne Glauben aufwachsen!"

„Ohne offiziellen, sicherlich!"

„Pfui, Fritz!"

„Mnaja ... Da wären wir ja wieder einmal soweit; fehlt bloß noch, daß wir uns zanken wie vorhin die Kinder."

„Wenn du wüßtest, wie es mich verstimmt, Fritz, daß du ein solcher Atheist bist!"

„Ich habe dir bereits hundertmal gesagt, ich bin keiner."

„Was sonst?"

„Ein im Herzen und Verstand religiöser Mensch."

„Der schon dreimal Haeckels „Welträtsel" gelesen hat?!"

„Du lieber Gott, die Weisheit, die es enthält, habe ich mir bereits als Student an den Schuhsohlen abgelaufen. Ich habe es ein paar Mal durchgelesen, weil ich nächstens dagegen sprechen will in meinem Verein, denn wie verdienstlich es auch als eine populärwissenschaftliche Schrift sein mag, so halte ich es doch in seinen Konsequenzen für ein sehr törichtes Buch. Der Verfasser ist ein Fanatiker des Unglaubens, er möchte am liebsten alle Gläubigen verbrennen, wie die Fanatiker des Glaubens die Ungläubigen verbrannten. Er haßt, und Haß war noch immer der Feind der Erkenntnis. Das Rätsel „Welt" wird nie gelöst werden, weder mit Hilfe der Wissenschaft noch mit Hilfe des Glaubens, und es wäre sehr zu wünschen, wenn beide etwas weniger anmaßend aufträten, als es meistens geschieht."

„Also, du glaubst an einen Gott? Dann bin ich ja zufrieden, dann bin ich ja . . ."

„Nein, ich glaube nicht an deinen Gott, ich glaube an meinen Gott."

„Das ist im Grunde dasselbe."

„Nicht doch! Das ist im Grunde etwas ganz Verschiedenes. Gott existiert nämlich genau sovielmal, als es Leute gibt, die an ihn glauben. Und jedesmal ist es ein anderer, ein ganz anderer."

„Dann müßte jedesmal, wenn ein Gläubiger stirbt, mit ihm auch sein Gott sterben?"

„Geschieht auch! Geschieht ganz zuverläßlich, meine Liebe!"

„Dann wäre also nach deiner Meinung Gott gar nicht unsterblich?"

„Doch! Denn es werden ja immer neue Menschen geboren, die an ihn glauben."

„Und wenn es einmal gar keine Menschen mehr gibt auf Erden?"

„Dann wird es natürlich auch keinen Gott mehr geben von Menschen Gnaden — auf Erden. Doch beruhige dich, bis dahin hat es noch gute Weile . . ., und übrigens gibt es ja auch noch andere Planeten als die Erde."

„Aber könnte es denn nicht auch einen Gott geben, ganz unabhängig von dem Glauben und Unglauben der Menschen?"

„Das zu wissen, meine Liebe, wär' ich selber begierig . . . Aber jetzt mögen die Kinder wieder herunterkommen und spielen in Gottes freier Natur!"

Randbemerkungen

Jugoslawien

Was ist uns Jugoslawien? Ein Staat, der aus den Wirren des Weltkrieges hervorgegangen ist. Damit aber noch nicht ein einheitlicher geographischer Begriff. Die Länder, die ihn zusammensetzen, sind, obgleich sie ethnographisch zusammengehören, nach Geschichte und Kultur so verschieden, daß sie sich erst zu einer Einheit entwickeln müssen. Jugoslawien ist, obgleich vor den Toren Mitteleuropas gelegen, für uns ein Land der Rätsel und Wunder, eine terra incognita. Die Kulturen des Morgen- und Abendlandes haben sich hier gekreuzt und dem Lande das besondere Gepräge gegeben. Das Volksleben der inneren Gebiete weist unverkennbar muselmanische Züge auf, während an den Küstenländern, die uraltes italienisches Kolonialgebiet sind, der romanische Geist in Volkstum und Baukunst dominiert. Es ist das große

Verdienst des bekannten Publizisten Kurt Hielscher, in dem vom Verlage Ernst Wasmuth herausgegebenen Sammelwerk „Orbis Terrarum", das neuentstandene Jugoslawien in etwa 200 photographischen Aufnahmen aus Kunst und Leben der Öffentlichkeit erschlossen zu haben. Mit künstlerischem Verständnis und feinem Sinn für das landschaftlich und ethnographisch Bedeutsame hat Hielscher hier alles zusammengetragen, das ein anschauliches Bild des Landes bietet. Aufnahmen aus den ehemaligen österreichischen Provinzen zeigen den alpinen Charakter des Nordens und in der Bauweise die Art deutscher Alpenländer. Die eigentlich serbischen Landschaften sind mit ihren pittoresken Moscheen und Minaretts noch so stark vom Geiste des Islams infolge einer 400jährigen Türkenherrschaft durchsetzt, daß man sich in die Welt des Orients versetzt glaubt. Auch die zahlreichen Kostümbilder zeugen von der Herrschaft des im geistigen Sinne noch nicht überwundenen Islams. Ein von diesem grundverschiedenen Gepräge weisen die dalmatinischen Länder auf, in denen noch das Römertum seine Spuren hinterlassen hat. Landschaftlich der italienischen Riviera sehr nahestehend, ist hier auch die Baukunst vom italienischen Geist durchdrungen. Die Hafenstadt Spalato atmet gar den weltfreudigen Geist der Hochrenaissance, während das vielumstrittene Ragusa noch die trutzigen Mauern des Mittelalters zeigt. Alles in allem eine prächtige Sammlung von bildlichen Dokumenten alter und neuer Zeit, aus Kunst und Leben, die uns das Werden und Vergehen menschlicher Kulturen veranschaulicht. Wenn je, so trifft hier in vollem Umfang das Dichterwort zu: Neues Leben blüht auf den Ruinen! J. G.

Mißbrauch der Ausstellungen

Die Gesolei hat ihre Tore geschlossen. Wer mit Aufmerksamkeit durch die gewaltigen Hallen gewandert ist, dem wird es nicht entgangen sein, daß dort nicht nur alle wertvollen wissenschaftlichen und technischen Errungenschaften, die der Gesundheitspflege und Lebensfürsorge dienen, zur Darstellung gebracht worden sind, sondern nebenher auch die Elaborate einer geschäftstüchtigen „Lebensreform". Wenn u. a. die Aussteller eines Kaffeesurrogats recht behielten, müßten wir hinfort, um nicht einem elenden Siechtum zu verfallen, jenes köstliche, würzige, nervenanregende, aus der Kaffeebohne hergestellte Getränk wie die Pest meiden. Dasselbe sagen die Nikotingegner dem Tabak nach, die Alkoholgegner allen geistigen Getränken. Diese gehen sogar noch weiter, indem sie sich zu der kühnen Behauptung versteigen, daß alles soziale Elend auf den Alkoholgenuß zurückzuführen sei. Ungezählte Plakate, statistische Tabellen und sonstige Anschauungsgegenstände, die über die Ausstellung verbreitet waren, beweisen es! Immerhin mögen auf einer der Gesundheitspflege dienenden Ausstellung alle Anschauungen über die Bedeutung der Genußmittel für den Haushalt des menschlichen Körpers zu Worte kommen, selbst wenn die das Gepräge der Charlatanerie oder eines beschränkten Fanatismus tragen. Was soll man aber dazu sagen, wenn sich der Abstinenzfanatismus auch Zugang in eine Polizeiausstellung verschafft! In Berlin ist es geschehen, und zwar in einer Form, die dem guten Geschmack in einer Weise Hohn spricht, daß man sich in eine Jahrmarktsbude versetzt glaubt. Wir sehen auf einem Plakat 28 er-

dolchte Männer nebeneinander liegen, eine gewiß sehr schauerliche Angelegenheit, die durch den Hinweis, daß in den Vereinigten Staaten 28 Morde auf eine Viertelmillion kommen, noch schauerlicher gemacht wird. Daß alle Moritaten auf das Konto des Alkohols zu setzen sind, versteht sich am Rande von selbst. Eine Tabelle, die sich mit den Unfällen in der Brau- und Malzindustrie beschäftigt, soll offenbar den Eindruck erwecken, als ob die Angestellten des Gärungsgewerbes durchweg aus Säufern bestünden. Andere Tabellen unterrichten uns über ein riesiges Anwachsen der Trunksucht in Deutschland, über die Zunahme der alkoholischen Exzesse und dergleichen betrübliche Zeiterscheinungen mehr. Recht bemerkenswert ist ein mit Kartoffeln gefüllter Sack mit der Aufschrift: „Dieser Sack nährt eine vierköpfige Familie, wenn kein Schnaps daraus gemacht wird." Kommentar überflüssig. Können Menschen, die sich zur Propagierung ihrer Sache die schlimmsten Clownerien leisten, überhaupt noch ernst genommen werden? Propagandamittel der vorgenannten Art erhöhen gerade nicht das Niveau einer Ausstellung. Ohne das Recht der freien Meinungsäußerung anzutasten, wäre dennoch jeder Ausstellungsleitung eine gewisse Einschränkung und Sichtung des Ausstellungsmaterials nach ästhetischen Gesichtspunkten zu empfehlen!

Unsere lieben Beamten

Zur neuen Sachlichkeit.

Eine Vorladung in dem bekannten, schmucklos-lieblichen Preußenstil: „Sie werden hiermit ersucht, baldigst im Polizeirevier 177, Friedenau, zu erscheinen." Allwo mir die hochwichtige Tatsache eröffnet wird, daß man, beim Ausstellen einer Karte der Angestelltenversicherung, mir fälschlich eine alte Karte abgenommen habe, für die nicht das hiesige, sondern das Versicherungsamt der abgetretenen und besetzten Gebiete zuständig sei; an dieses dürfe ich etwaige Ansprüche auf Aufrechnung der damals, im Saargebiet, geklebten Marken stellen, und hier behändige man mir die irrtümlich (durch behördlichen Irrtum!) abgenommene Karte behufs weiterer Verwendung. Es handelt sich um ganze 2 (zwei) im Jahre 1923 geklebte Marken, deren, wie der Beamte zugesteht, erkannte Wertlosigkeit dem behördlichen Ordnungssinn keinen Eintrag tat. Als ich aber darauf hinweise, daß man mir, statt mich für „baldigst" vorzuladen, die nutzlose Versicherungskarte benebst 5 (fünf) erklärenden Worten ja auch hätte schicken können: da hebt der Beamte, entrüstet über so viel Unbotmäßigkeit des praktischen Sinnes, das große Entgegenkommen hervor, das durch eine Fristsetzung von 8 bis 5½ Uhr für mein „baldigstes" Erscheinen bekundet worden sei! Willst du genau erfahren, was sich ziemt, so frage nur in preußischen Amtsstuben an . . .

Behördliche Notstandsarbeiten.

Vor dem Amtsgericht in Breslau prozessierte ich im Jahre 1922 um 12 000 und etliche Papiermark; gewann in erster Instanz; verlor dann aber, seit dem durch gegnerische Weigerung erzwungenen Übergang der Streitsache in die zweite Instanz, jeden Einblick in den Stand des Verfahrens, das ich schließlich in den Wirren der Inflation und Deflation nicht minder versunken glaubte als den Beklagten, der seit beiläufig drei Jahren tot ist, und meinen Anwalt, den die Valuten in einen einträg-

licheren Beruf geschwemmt hatten. Behördliche Gründlichkeit will es anders: Die letzte, im Januar 1923 in fünfstelliger Papiermark geleistete Vorschußzahlung hatte, wie ich im Juli 1926 erfuhr, eine gerichtliche Schreibgebühr verursacht, die, nach Goldwährung in 3,20 M. aufgewertet, nunmehr, nach genau dreiundeinhalb Jahren, von mir „zu erfordern bleibt, widrigenfalls . . .". Der das ausrechnete, hatte wohl Anlaß, vor sich selbst seine Daseinsnotwendigkeit zu erhärten. Ich aber bestaune diese einzige Aufwertung, die mir je widerfuhr. Und finde, darüber hinaus, lehrreich: die Gründlichkeit der Ämter hat nicht hingereicht, mir in drei Jahren Einstellung des Verfahrens oder Ausgang des Prozesses in zweiter Instanz zu melden; wohl aber, nach fast einem Dutzend von Domizilwechseln mich aufzufinden — und mich doch lediglich heute zweifeln zu lassen, ob der Beamtenabbau immer just die Richtigen erwischte . . .

Der gerade Weg der beste.

Auf dem vorsintflutlichen Großstadtbahnhof von Halle a. d. Saale scheint man hinwiederum nur die Gepäckträger abgebaut zu haben. Die Beamtenschaft jedenfalls blüht in vorbildlicher Verfügungstreue. Nach abendlicher Schließung der Zeitungskioske in der Stadt will ich am Bahnhof ein Blatt kaufen. Der Kiosk befindet sich fünf Schritte hinter der Sperre. Eine Bahnsteigkarte in gleicher Preislage soll, verfügt der Beamte nach ihm verhängter Verfügung, dem Kauf das Aufgeld liefern. Ich biete Hut und Stock zum Pfand, obschon ich, kaufend, in Sicht- und Reichweite bleiben würde. Vergeblich. Ich verlange den Bahnhofsvorstand. Er befindet sich gleichfalls, nur erheblich weiter, hinter der Sperre, ist aber o h n e Lösung der Bahnsteigkarte betretbar. Ohne Karte, ohne Faustpfand darf ich die Sperre durchschreiten — und mit erbeuteter Zeitung zurückkehren. Franz Graetzer.

Börsenspiegel

Effekten sind „Sachwerte"

Heute steht die Tatsache unbestreitbar fest: Kein Mensch in Deutschland brauchte in Kriegs- und Inflationsjahren einen Pfennig Geld zu verlieren, wenn er sein Geld nur richtig angelegt hatte. Das heißt, nicht etwa in Barrengold oder in Dollars, was ja für die überwiegende Mehrzahl der Menschen, selbst in kleinstem Umfange, eine bare Unmöglichkeit war; aber Badische Anilin-Aktien oder Harpener oder Gelsenkirchener oder Siemens & Halske-Aktien oder Hochbahn konnte man so viele haben, wie man nur wollte, und es ist traurig, daß zahlreiche, sogar unzählige Vermögen verloren gegangen sind, weil die wenigsten Leute in Deutschland die Situation richtig erkannt hatten. Vor einem Jahre noch dachte man freilich anders darüber; war der festen Überzeugung, daß das in Aktien angelegte Geld ebenso oder fast ebenso größtenteils als verloren anzusehen sei wie das in der Kriegsanleihe, der Sparprämienanleihe oder ähnlichen „mündelsicheren Werten" angelegte Vermögen. Denn Dividenden gab es im allgemeinen nicht, die Aktienkurse schienen dem vollständigen Nichts zuzustreben, und auf die ersten Zusammenlegungen erwartete man im Jahre 1926 die zweiten, die nochmalige Herabsetzung der bereits in sehr vielen Fällen stark zusammengelegten

Aktienkapitalien. Diese Befürchtungen haben sich inzwischen als vollkommen grundlos herausgestellt, nur in verhältnismäßig ganz wenigen Fällen mußten die neuen Goldkapitalien abermals zusammengelegt werden, und im allgemeinen haben die Kurse heute wieder ein recht respektables Niveau.

Eigentlich bildet es eine tragische Erscheinung, daß all die Millionen, die ihren Aktienbesitz veräußert hatten, um sich dafür Reichsanleihen zu kaufen, daß alle die Millionen, die schon lange vor dem Kriege nichts von Aktien wissen wollten, weil sie die „mündelsicheren" Werte vorzogen, bei deren Besitz man ruhig schlafen konnte, beinahe restlos alles eingebüßt haben, was sie besessen hatten, während die glücklichen Aktienbesitzer in manchen Fällen sogar eine stattliche Substanzzunahme buchen konnten, wenn sie seit Jahr und Tag ruhig auf ihren Aktien sitzen blieben und sich um nichts bekümmerten.

In den Tagen der Goldumstellung kam die Ansicht auf, daß auch Industrie- oder Bank- oder andere Aktien keine „Sachwerte" seien, sondern vielmehr genau wie vieles andere aufs innigste verquickt mit dem Geschick der deutschen Währung. Als die scharfen Zusammenlegungen ihren Anfang nahmen, schien auch etwas wie eine Aktiendämmerung aufzusteigen, und der Nimbus begann zu schwinden, der die Aktien bisher umgeben hatte; um so mehr als eine Gesellschaft nach der anderen sich aus einem vor kurzem noch heißbegehrten „Sachwert" in eine Konkursmasse verwandelte. Damals ging eine allgemeine Ernüchterung, ein allgemeines Erschrecken durch die Reihen der Aktienbesitzer, und die letzte Hoffnung, an die man sich in den Nöten der Inflationszeit auf der Flucht vor der sterbenden Valuta geflüchtet hatte, schien zusammenzubrechen.

Heute sehen die Dinge anders aus, nachdem man ein wenig Distanz zu ihnen gewonnen hat. Welche Gesellschaften sind denn zusammengebrochen und spurlos vom Erdboden verschwunden? Eigentlich doch nur die paar hundert Inflationsgründungen, wenn man von einigen Ausnahmen absieht. Das in diese Papiere hineingesteckte Geld ist ziemlich restlos verloren, aber auch das ist nicht allzu tragisch zu nehmen. Denn wenn auch der einzelne „Millionen" für die Aktien bezahlt hat, so waren es doch in Wirklichkeit nur ein paar lumpige Goldmark, und nennenswerte Beträge sind in kaum eine dieser Gründungen gesteckt worden. Die guten, alten Unternehmungen aber, die man in den bösen Zeiten des Jahres 1925 ebenfalls bereits als „Nonvaleurs" anzusehen bereit war, haben sich wieder zu wertvollen, hochbezahlten Papieren entwickelt, und sie sind in Wirklichkeit „Sachwerte" geblieben.

Freilich, vor einem Jahre schien es anders, als man die Aktien der Rheinischen Stahlwerke mit ungefähr 40 v. H. an der Börse kaufen konnte, die sich seitdem im Kurse verfünffacht haben und über den Stand von 200 hinausgegangen sind. Was lag da näher als der Gedanke, daß auch die restlichen 40 v. H. noch verloren gehen könnten, und daß schließlich ausländische Gläubiger das gesamte Werk und sein Vermögen in ihren Besitz bringen würden? Beim Phönix waren es ja ebenfalls nur noch 50 v. H., die zu verlieren waren, bei den meisten anderen Gesellschaften nicht viel mehr, sondern sogar noch weit weniger, und infolgedessen war die gedrückte Stimmung sehr begreiflich, die Auffassung nicht ganz unverständlich, daß auch Aktien keine „Sachwerte" gewesen seien,

sondern „Papier", wertloses oder fast wertloses Papier, wie die Anleihen, wie die Geldscheine mit ihren lächerlichen Ziffern.

Heute ist man indessen zu einer anderen Auffassung gelangt, und sogar für die teilweise scharfen Zusammenlegungen sind die Aktionäre reichlich entschädigt worden. Wenigstens in sehr vielen Fällen. Denn was hatte es schon zu bedeuten, wenn die Commerz- und Privatbank ihr Aktienkapital, das vor dem Kriege 85 Millionen betrug, auf 42 Millionen zusammengelegt hat, wenn die Aktien heute einen Kurs von 200 einnehmen gegen einen solchen von 100 v. H. im Jahre 1914? Bei dieser Umstellung hat kein Mensch einen Pfennig verloren, und wer die Aktien im Jahre 1914 erwarb, konnte sich seine gesamte Substanz nicht nur erhalten, sondern sogar vermehren, indem er nur die jedesmal bei neuen Kapitalerhöhungen der Bank in der Inflationszeit auf ihn entfallenden Bezugsrechte zum Verkauf brachte. Ähnlich liegen, wenn auch nicht ganz so günstig, die Verhältnisse bei den anderen Banken. Außerdem natürlich auch bei den verschiedensten Industriegesellschaften. Die Harpener Aktionäre haben überhaupt nichts verloren, die Siemens & Halske- und Schuckert-Aktionäre sogar einen stattlichen Substanzzuwachs erfahren, die Farben-Aktionäre ihr Kapital ungefähr verdoppelt. Sie brauchten sich während der ganzen Kriegs- und Inflationszeit nicht den Kopf zu zerbrechen, wie man sich vor dem Valutaverfall schützen könne. Sie brauchten sich keine Devisen mehr oder minder heimlich hinzulegen, keine Goldstücke, Goldbarren, Schmucksachen oder Teppiche zu kaufen; sie brauchten nicht mit fieberhafter Spannung in den aufgeregten Tagen der wildesten Hochinflation den Kurszettel zu studieren und hin und her zu operieren und zu jonglieren, sondern sie konnten ihre Aktien ruhig und unbesorgt bei einer sicheren Bank hinterlegen, und heute können sie, wenn sie so gehandelt haben, feststellen, daß sie mehr als doppelt so viel Vermögen, jederzeit realisierbares — nicht etwa fiktives wie in Grundstücken oder Schmuck oder Kunstschätzen —, ganz reelles Vermögen besitzen wie im Jahre 1914.

So furchtbar einfach war es, seinen Besitz zu erhalten, und mit einer gewissen Wehmut muß man an die Tage denken, wo von „oben" her dem deutschen Volke mit dem in solchen Fällen üblichen Brusttone der Überzeugung erklärt und „bewiesen" worden war, Aktien seien ausnahmslos ein unsicherer und bedenklicher Besitz. Das einzig Sichere sei die Kriegsanleihe. Aber auch als der Krieg längst vorüber war und niemand mehr geltend machen konnte, es handle sich um die Rettung des Vaterlandes, behaupteten unsere großen Autoritäten, das Beste sei die Sparprämienanleihe, die sicherste und vorteilhafteste Kapitalanlage.

Nachträglich weiß man ja immer, was man hätte machen sollen. Aber eins muß man sich auf alle Fälle merken: Höre geduldig und respektvoll an, was dir von „oben" her gesagt wird, und tue alsdann das Gegenteil.

Was aber ergibt sich für eine Nutzanwendung für die Zukunft? Die Erkenntnis, daß in der Tat Aktien „Sachwerte" sind, die diesen, ihren Eigenwert auch über die Jahre der schwersten Krisen bewahrt haben. Wenn sie diesen Beweis aber selbst in Kriegs- und Inflationszeit geliefert haben, so kann man heute, in Tagen des wirtschaftlichen Wiederaufstiegs, erst recht nur der Ansicht sein, daß die richtige Kapitalsanlage die in den unbedingt besten deutschen Industrie- und Bankaktien ist.

Florian.

Für den redaktionellen Teil verantwortlich: Dr. Heinrich Ilgenstein, Charlottenburg.
Für den geschäftlichen Teil verantwortlich: Paul Lentz, Berlin W 30, Motzstr. 11.
Druck: Paß & Garleb A.-G., Berlin W 57, Bülowstr. 66.

Tägliche Rundschau

Unabhängige Zeitung für nationale Politik
mit Unterhaltungsblatt für
die Gebildeten aller Stände

Herausgeber:
D. Bruno Doehring und Heinrich Rippler

Die große nationale Tageszeitung

Die Zeitung der Gebildeten und der deutschen Familie

*

Probenummern liefert kostenlos

Geschäftsstelle der Täglichen Rundschau
Berlin W 57, Bülowstraße 66

Fernsprecher: Nollendorf 8120—8123
Telegrammadresse: Rundschaudienst

DIE GEGENWART

POSTVERTRIEB AB BERLIN

ZEITSCHRIFT FÜR LITERATUR, WIRTSCHAFTSLEBEN U. KUNST

HERAUSGEBER: HEINRICH ILGENSTEIN

AUS DEM INHALT:

Verbotene Früchte — Von Mentor

Die Irrlehre des Marxismus — Von Johannes Gaulke

Gefahr im Verzuge — Von R. Kafemann

Goethes Mutter — Von P. Martell

Der nordische Dichter Hans E. Kinck — Von C. F. W. Behl

Blutenburg — Von Julius K. v. Hoeßlin

Der Hund als Erzieher — Von Hans v. Oehlschläger

Randbemerkungen

Von der Flügelsonne zum Halbmond
Auf Hellas Spuren / Sturmvogel

Börsenspiegel

DEZEMBERHEFT 1926 / JAHRGANG 55

VIERTELJÄHRLICH 3 HEFTE

HEFTPREIS M. 0.30

VERLAG: GEGENWART G·M·B·H / BERLIN W 57 BÜLOWSTRASSE 66

Die Gegenwart

55. Jahrgang | Dezemberheft | 55. Jahrgang

Verbotene Früchte

Von Mentor

Wenn etwas faul im Staate ist oder wenn das gemeine Volk sich gar zu selbstherrlich in seiner Lebensführung oder gar erst in der Befriedigung seiner geistigen Bedürfnisse gebärdet, dann geht ein inbrünstiges Raunen nach Staatsanwalt und Polizei durch die Lande. Die Moral, die eigentlich immer der Gefahr der Versumpfung ausgesetzt ist, muß unter allen Umständen dem Volke erhalten bleiben und sei es auch unter Inanspruchnahme des Gesetzes. Das ist natürlich nicht nur bei uns so, sondern überall, wo die Staatsgewalt sich auf alle erdenklichen Obliegenheiten seiner Bürger ausdehnt. Das „freie" Amerika ist in dieser Beziehung den Ländern des alten Kontinents geradezu in vorbildlicher Weise vorangegangen, indem es seinen Bürgern den Genuß geistiger Getränke glatt verboten hat in der an sich sehr richtigen Erwägung, daß der ungezügelte Alkoholgenuß eine sehr üble Angewohnheit ist. Da es unverbesserliche Trunkenbolde gibt, muß ein großes Volk, die Mäßigen wie die Unmäßigen, um einer alkoholistischen Infektion vorzubeugen, unter Polizeiaufsicht gestellt werden!

Bei uns sind es weniger die geistigen Getränke als die geistige Kost, die dem Volke, namentlich der Jugend, nur unter gewissen Kautelen zu verabfolgen ist. Gewisse Moralschnüffler haben die erschütternde Entdeckung gemacht, daß entsetzlich viel Schmutz und Schund der Feder zeitgenössischer Literaten entfließt. Möglich, daß hieran etwas Wahres ist. Im großen ganzen ist aber die deutsche Literatur, gemessen an den Erzeugnissen anderer Zeiten und Länder, weder moralischer noch unmoralischer als diese. Es sei auch ohne Einschränkung zugegeben, daß es eine auf den perversen Geschmack junger und alter Lustgreise spekulierende Zotenliteratur gibt. Wer da aber glaubt, ihr beikommen oder sie gar durch Gesetze unterdrücken zu können, bewegt sich in einem offenkundigen Irrtum. Getroffen wird von den Gesetzesparagraphen gerade die ernste Literatur, die den Moralisten wider den Strich geht oder die gar gegen alteingewurzelte Besessenheiten Sturm läuft.

Schmutz und Schund! Man spricht das Wort, wie jedes Wort, das eine Moralkritik enthält, gelassen aus, ohne sich etwas dabei zu denken. Auch in dem Schmutz- und Schundgesetz ist keine Definition dieses Begriffes gegeben worden, sie kann auch nicht gegeben werden da sie in jedem einzelnen Falle auf rein subjektiver Anschauung beruht. Man kann in dieser Beziehung täglich die widerspruchvollsten Urteile über ein Kunstwerk oder eine Dichtung hören. In allen Zeiten sind gerade die führenden Geister einer infamen Moralkritik unterzogen worden. Sokrates mußte als Gotteslästerer den Schierlingsbecher trinken — das demokratischste Volk des Altertums, dem Götterkult und

Kunst eines galt, hatte den größten Anreger seiner Zeit zum Tode verurteilt!

Noch schlimmer ist es um die „Moral" der Modernen bestellt. Der Kuriosität wegen sei eine Stelle aus dem Tagebuch (14. Dezember 1893) des Fürsten Hohenlohe zitiert: „Heute abend im „Hannele". Ein gräßliches Machwerk. Sozialdemokratisch — realistisch, dabei von krankhafter, sentimentaler Mystik. Unheimlich, nervenangreifend, überhaupt scheußlich. Wir gingen nachher zu Borchardt, um uns durch Champagner und Kaviar wieder in eine menschliche Stimmung zu versetzen." So beurteilt ein Mann, der sich sicher zu den Gebildetsten der Nation gezählt hat, die innigste, von jeder politischen und moralisierenden Tendenz freie Dichtung Hauptmanns! Was kann da von den mit Bürokraten besetzten Stellen, die künftighin ein Werturteil über literarische Erzeugnisse abzugeben haben, erwartet werden!

Als Beweggrund für Bevormundungsgesetze aller Art wird in erster Linie der Schutz der Jugend vor schlimmen Einflüssen und drohenden Gefahren für Leib und Seele vorgeschoben. Das mag sehr plausibel erscheinen, hat aber in der Praxis wenig zu bedeuten, da die verbotenen Früchte bekanntlich am meisten begehrt werden. Die amerikanischen Prohibitionisten hatten es ebenfalls auf die Jugend abgesehen. In der schönen Erwartung, daß der Alkohol der aufwachsenden Generation ein unbekanntes Genußmittel bliebe, hatte man das radikale Alkoholverbotgesetz durchgedrückt, aber bald machte man die höchst deprimierende Entdeckung, daß die Jugend gerade in den tonangebenden Schichten einer heimlichen Kneiperei keineswegs abgeneigt war. Ähnlich ist es um die geistige Nahrung beschaffen. Die kleinen und großen Schweinereien finden stets Käufer, schon weil der Besitz einer verbotenen Sache ein nervenprickelndes Gefühl erregt.

Man lasse die Jugend sich ausleben. Denn Jugend ist Trunkenheit ohne Wein, wie es ein großer Dichter formuliert. Darum fort mit allen Verbot- und Bevormundungsgesetzen! Das Gesetz wirkt lähmend, erzieht zur Unfreiheit und löst in starken Naturen den Geist der Rebellion und weiterhin den der Gesetzesverachtung aus. Wirkungen auf die Jugend lassen sich nur durch sachliche Begründung und Erörterung eines Problems erzielen — die Jugend denkt im allgemeinen logischer, als es mancher Präzeptor ahnt — und in Erziehungsfragen durch das eigene Beispiel. Durch das Beispiel kann man freilich auch zeigen, wie es nicht gemacht werden soll. Die alten Griechen waren in dieser Beziehung recht gescheite Leute. Sie bedienten sich unter anderem des Trunkenbolds als abschreckendes Exempel, indem sie ihn der Jugend zum Hohn und Spott überließen. Das Beispiel läßt sich allerdings nicht auf alle Lebensbeziehungen ausdehnen. Aber immerhin ließe sich der Geschmack schon von frühester Jugend an durch Gegenüberstellung künstlerischer Erzeugnisse verschiedener Niveaus — Beispiel und Gegenbeispiel — bilden. Eine unfehlbare, auf alle Zöglinge gleiche Wirkungen ausübende Erziehungsmethode gibt es freilich nicht, auch das dürfen wir uns nicht verschweigen. Es werden immer Renitente — meistens sind es nicht die schlechtesten — übrigbleiben, die sich keine vorgetragene Anschauung zu eigen machen. Am allerwenigsten unter der Fuchtel des Gesetzgebers!

Die Irrlehre des Marxismus

Von Johannes Gaulke

Karl Marx, ein deutscher Gelehrter mit stark rabbinatischem Einschlag, hat am Schreibtisch um die Mitte des vorigen Jahrhunderts das bestehende Wirtschaftssystem, den Kapitalismus, derart in Grund und Boden kritisiert, daß es von Rechts wegen eigentlich schon längst sich hätte totlaufen und dem kommunistischen Sozialismus den Platz einräumen müssen. Ein halbes Jahrhundert hatte die Sozialdemokratie als antikapitalistische Bewegung, den Spuren ihres Meisters folgend, den neuen Zustand der Dinge und das Endziel — die Überwindung der kapitalistischen Produktionsweise und ihr fast geräuschloses Hinübergleiten in die sozialistische — propagiert.

Unendlich viele Theoretiker der Partei haben das Lebenswerk Marx' durch Kommentare bereichert und seiner Wirtschaftstheorie die „rechte" Auslegung gegeben. Wieviel kasuistische Spitzfindigkeit ist allein auf die Auslegung der berühmten „Werttheorie" verschwendet worden! Schließlich sah man ein, daß einem so profunden Denker wie Marx, der sich an Hegels Dialektik gebildet hatte, überhaupt nicht beizukommen ist und daß sein „Kapital", ähnlich wie die Bibel, tausend Auslegungsmöglichkeiten offen läßt, und man schloß daher die Diskussion mit Resignation und erwartete im Glauben an die Unfehlbarkeit des Marxismus alles von der Entwicklung, ganz im Einklang mit der Hegelschen Dialektik, nach der das Vernünftige wirklich und das Wirkliche vernünftig ist und sich daher ganz von selbst durchsetzt. Die Parteipäpste konnten sich nur noch mit Augurenlächeln begegnen. Aber was half's! Die Geschichte war nun einmal verfahren, die Theorie hatte irgendwo ein Loch, und zu einer Revision des Marxismus reichte nicht einmal der Witz der kouragiertesten Revisionisten aus.

So standen die Dinge, als der Weltkrieg ausbrach. Die „große" Zeit fand ein verknirpstes Geschlecht vor. Die Führer, meistens einseitig eingepeitschte Parteifunktionäre ohne eigene Gedanken, wußten auch nach dem Zusammenbruch nichts mit den ihnen zugefallenen Machtmitteln anzufangen. Die Zeit war noch nicht reif, der Augenblick für die Sozialisierung der Produktionsmittel noch nicht gekommen, der Kapitalismus hatte sich — streng marxistisch gedacht — eben noch nicht historisch ausgelebt. Von einigen recht überflüssigen Sozialisierungsexperimenten abgesehen, wurde das kapitalistische Wirtschaftssystem überhaupt nicht angetastet. Man kann dabei den Führern, die sich sehr bald als geschickte Ämterjäger entpuppten, nicht einmal den Vorwurf der Inkonsequenz machen. Wenn selbst Männer von der Energie und dem Format eines Lenin an der Spitze der Sozialdemokratie gestanden hätten, wäre in Deutschland bei einem kommunistisch-sozialistischen Experiment noch weniger als in Rußland herausgekommen. Denn es fehlte der Sozialdemokratie eine realisierbare Wirtschaftstheorie.

Es ist das außerordentliche, gar nicht hoch genug zu schätzende Verdienst des österreichischen Publizisten Pierre Ramus, in einer Schrift „Die Irrlehre des Marxismus" (R. Löwitt Verlag, Wien und Leipzig) so gründlich mit dem großen Theoretiker der Sozialdemokratie abgerechnet zu haben, daß von ihm nichts mehr übrig bleibt. Stein um

Stein, von der Spitze bis zum Fundament, hat er aus dem äußerlich imposanten Gebäude des Marxismus losgelöst, daß es unrettbar zusammenbrechen mußte. Pierre Ramus nimmt als Ausgangspunkt seiner Kritik die durch Marx übernommene und auf die Wirtschaft übertragene dialektische Methode Hegels, durch die in den Marxismus „das philosophische Fäulnisfundament" gebracht worden ist. Hierauf fußend, konnte er mit der materialistischen Geschichtsauffassung, einer der Hauptsäulen des Marxismus, spielend fertig werden. Ihr Grundgedanke ist der, daß die Gesamtentwicklung des sozialen, politischen und geistigen Lebensprozesses an die Technik und Höhe der Produktionsweise gebunden sei, daß diese gar den ganzen Lebensprozeß nach ihrer Art und ihrem Bedürfnis gestalte. Kunst, Wissenschaft, wie jede geistige Betätigungsform, sei nur das kulturelle Übergebäude der jeweiligen Produktionstechnik. Zweifellos sind Produktions- und Wirtschaftsform nicht als Entwicklungsfaktoren auszuschalten, es hieße aber ihre Bedeutung bei weitem überschätzen, wollte man sie als die eigentliche Ursache alles Geschehens und schließlich auch als die der geistigen Entwicklung der Menschheit gelten lassen. Die Sache liegt umgekehrt: die geistigen Kräfte sind es, welche die Produktionsmittel schaffen und damit den materiellen Aufstieg bedingen. Die materialistische Geschichtsauffassung kennzeichnet so recht den Ungeist des Marxismus, der dem Schalten der Persönlichkeit kaum Raum gewährt und den praktischen Verstand sowohl wie die Vernunft als die höchste geistige Kraft den angeblich selbständig waltenden Produktionsfaktoren unterordnet.

Rein abstrakt konstruktiv gedacht wie die materialistische Geschichtsauffassung ist die eigentliche Wirtschaftslehre des Marxismus, die Pierre Ramus als nationalökonomische Irrlehre bezeichnet. In jedem Satz offenbart sich hier der Talmudist, der aus Liebe am Spintisieren Thesen aufstellt, um sie je nach Bedarf zu zerreißen oder sie zu Glaubenssätzen zu erheben. Es ist erstaunlich, wie wenig wissenschaftlich Marx in der Begriffsbestimmung verfährt. Es schwebt namentlich seine Entstehungslehre des Kapitals vollständig in der Luft. Er unterläßt es, darzutun, welche Vorbedingungen erfüllt werden mußten, damit Geld zu Kapital wurde. Aus seinen Schriften geht nur hervor, daß Kapital diejenige Wertsumme von Gütern, Waren und Geld ist, die dazu benötigt wird, Mehrwert, also eine besondere Profit- und Vermehrungsform des ursprünglich angelegten Geldes, zu erzielen. Wie geschieht das? Wohnt die zinsheckende Eigenschaft dem zu Kapital gewordenen Gelde ohne weiteres inne? Es wäre dies ein Vorgang, so wunderbar wie die Parthenogenesis, die Empfängnis ohne Zeugung. Außer dem Gelde wohnt keiner anderen Ware diese an ein Wunder grenzende Vermehrungskraft inne. Das Wunder ist aber leicht erklärt, wenn man erwägt, daß die überragende Stellung des Kapitals auf einem vom Staate garantierten Monopol beruht. Wenn Marx behauptet, daß das Kapital eine auf sich selbst beruhende Einrichtung der bürgerlichen Gesellschaft sei, so bewegt er sich in einem verhängnisvollen Irrtum.

Wir kommen damit zu dem vielumstrittenen Problem des „Mehrwertes", der nach Marx durch einen dem Arbeiter vorenthaltenen Lohnanteil entsteht. Mehrwerte entstehen während des Produktionsprozesses überhaupt nicht, sondern immer nur Waren, die zu anderen Waren oder Rohstoffen in einem durch Angebot und Nachfrage bedingten Preisverhältnis stehen. Der Unternehmer, der nicht notwendig Kapitalist zu sein

braucht, aber auf alle Fälle für die Benutzung der Produktionsmittel einen wiederum von Angebot und Nachfrage nach Kapital schwankenden Zins zu zahlen hat, kann auch mit Unterbilanz, oder sagen wir: „Unterwert" arbeiten. Der Unternehmer ist also ebenso Höriger, Ausbeutungsobjekt des Kapitals wie der Arbeiter. Ein Umstand, den Marx kaum in Rechnung gestellt hat. Die Marxsche Werttheorie ist, so folgert Pierre Ramus sehr richtig, das untauglichste Mittel, um den Beweis der Ausbeutung des Arbeiters durch den Kapitalisten zu erbringen. Für Marx gibt es aber keine andere Ausbeutung als die während des Produktionsprozesses sich vollziehende (Minderbewertung der „Ware" Arbeitskraft oder Vorenthaltung von Lohnanteilen!), was dem Arbeiter als Konsument und als Steuerobjekt vom Staate abgezapft wird, ferner als Mieter vom Zins- und Grundrentner kommt für ihn nicht in Frage.

Mit der Wert- und Mehrwerttheorie steht und fällt der Marxismus. Was sonst noch von seiner Wirtschaftslehre übrig bleibt, hat sich als ein nicht minder großer Irrtum erwiesen. Wenn es zuträfe, daß der Kapitalismus an seinen eigenen Entwicklungsprodukten, auf Grund des ihm immanenten ökonomischen Gesetzes zugrunde gehen müßte, hätten wir den „Kladderatsch" schon längst erlebt. Er hat sich jedoch lebenszäher erwiesen, als er es nach Marx eigentlich hätte sein dürfen. Er hat selbst die größte ökonomische Krise, den Weltkrieg, überdauert. Nun mögen allerdings die Dogmatiker des Marxismus einwenden, daß sich die Akkumulation des Kapitals noch nicht soweit vollzogen hatte, wie sie für die „Vergesellschaftung" der Produktionsmittel notwendig gewesen wäre. Das trifft zu und trifft wiederum nicht zu. Nach verschiedenen von Pierre Ramus veröffentlichten Tabellen von Tscherkesoff, die sich auf England, also auf das Land des Hochkapitalismus beziehen, ist die Zahl der Besitzenden in dem Zeitraum von 1840—1908 ganz gewaltig gestiegen, und zwar die der Vermögen von 160 bis 500 Pfund Sterling von 17 936 auf 46 232, die der eigentlichen Großvermögen (über 5000 Pfund) von 1989 auf 21 301. Nach demselben Autor beträgt die Zahl der Steuerpflichtigen mit einem Einkommen von über 200 Pfund im Jahre 1850: 65 389, im Jahre 1908: 441 363. Also in 58 Jahren eine fast siebenfache Steigerung der Steuerpflichtigen im Verhältnis eines nur viereinhalbfachen Bevölkerungszuwachses.

Damit ist auch die Verelendungstheorie und zugleich die Theorie vom Verschwinden des Mittelstandes, die wiederum ein Glied in der Kette der Akkumulationstheorie bildet, gründlich abgetan. Die Krisentheorie, die auf einer vermeintlichen Überproduktion, also auf einer irrigen Voraussetzung begründet ist, können wir gänzlich übergehen. Die Krise kann auch niemals den Kapitalisten an seinem Lebensmark treffen, wohl aber den Arbeiter. Daran konnte Pierre Ramus die Folgerung knüpfen: „Die Arbeiter- und Menschheitssache könnte bis zum Sanktnimmerleinstag warten, wenn ihre Befreiung von der Bewahrheitung jener „Zusammenbruchsfaktoren" abhinge."

Es ist viel gegen den Marxismus gesagt worden, aber es gibt in der sehr umfangreichen Anti-Marx-Literatur kein Werk, in dem in so glänzender Form und mit unübertrefflicher Sachlichkeit mit einem alten Irrtum von ungeheuerlicher Tragweite aufgeräumt worden wäre, wie hier. Die Kritik ist, wie jede ehrliche Kritik, destruktiv in der Tendenz, aber aufbauend in ihrer Schlußfolgerung. „Der sozialen Befreiungsidee

der Menschheit muß die gewonnene Erkenntnisklarheit über die früher gehegten Irrtümer vorangehen." Der Satz ist vollinhaltlich zu unterschreiben. Wird die Sozialdemokratie endlich die Nutzanwendung aus ihrem Debakel ziehen und ihren papiernen Papst über Bord werfen?

Gefahr im Verzuge!

Von Professor Dr. R. Kafemann

Die „Nürnberger Zeitung" vom 5. Oktober 1926 brachte eine Betrachtung über produktive Erwerbslosenfürsorge. Der Verfasser ist nicht genannt. Er führte etwa folgendes aus.

Wir hätten 1¾ Millionen Erwerbslose und 1½ Milliarden Mark Ausgaben für diese. In diesen Zahlen verberge sich ein soziales und moralisches Elend, mit Worten nicht zu sagen. Die Arbeitskraft bedürfe überall des Kapitals, solange der Wirtschaftsmechanismus gut funktionierte und Absatz für die Produkte war, strömte das Kapital zu den Betriebsstätten und Unternehmungen, die eine Rente herauswirtschafteten. Heute hätten wir eine gewaltige Kapitaleinbuße und eine Verminderung der Bevölkerung erlitten. „Dieser brutalen Sachlage gegenüber steht die erschütterndste Not, welche die Menschen treffen kann, Menschen, die arbeiten wollen, aber nicht können." Wir würden auch weiter noch lange zwei Milliarden Mark im Jahre an diese zahlen müssen. Die produktive Fürsorge umfasse Straßenbau, Ödlandkultivierung, Kanal- und Wasserbauten usw. Während die durchschnittlichen Aufwendungen der bloß unterstützenden Fürsorge für den einzelnen etwa 60 bis 65 Mark betrügen, gingen die Beträge bei der ersteren rasch in die Höhe bis zum Sechsfachen. Es seien drei Möglichkeiten vorhanden, Kapital zu erlangen: 1. der Steuerweg, 2. Inlandsanleihen und 3. Krediterweiterung. Es seien aber die Mittel, welche der Wirtschaftspolitik zur Verfügung ständen, ganz geringfügig. Außerdem käme jeder Erwerbslose nur einmal im Jahre auf etwa drei Monate lang zur Arbeit und sei der ganze Erfolg mehr ein sozial-psychologischer. Wir müßten vielmehr sparen, das heißt wir müßten Bedürfnisse aufgeben, die uns am Maßstab von 1914 gemessen, heute notwendig erscheinen. Der Scheinbedarf müsse zugunsten des Berechtigten unbefriedigt bleiben. Das kapitalistische Produktionssystem wecke immer neue überflüssige Bedürfnisse, denen sich die Konsumenten willenlos preisgäben. Vor dem Kriege hätte der englische Fiskus 400 Millionen Mark aus den Alkoholsteuern erzielt, Deutschland dagegen nur 40% dieser Summe, 1924/25 sogar 2,34 Milliarden gegenüber 430 Millionen in Deutschland. Auch 1926/27 sei kein größerer Betrag zu erwarten. England besteuere also den Alkoholverbrauch viel stärker als wir, und es bewiesen die Verbrauchszahlen dort, daß der Konsum nicht entsprechend den Steuererhöhungen zurückging. Die verfünffachte Branntweinsteuer hätte nur einen Rückgang von etwa 50% des Konsums herbeigeführt, die verzehnfachte Biersteuer einen solchen um 40%. Trotz der Verdoppelung der Weinsteuer sei der Konsum um 35 bis 40% gestiegen. Wenn wir eine Alkoholpolitik im Sinne der Englischen treiben und die deutsche Besteuerung auf einen Steuerertrag ausrichteten, der zu dem englischen in der gleichen Proportion stünde, wie sie vor dem Kriege bestand, also

rund 1100 Millionen, so würden wir aus diesem Betrage die ganze Erwerbslosenlast bestreiten können. Dem Verfasser dieses Aufsatzes muß man in der Hinsicht vollkommen beipflichten, daß wir auch heute noch mit einer überflüssigen Masse von Bedürfnissen belastet sind. Weder die Damen noch die Herren brauchen sich jährlich zwei- bis dreimal nach dem neuesten Schrei der Mode anzuziehen. Wir können auch die lediglich der Eitelkeit dienenden große direkte und indirekte Kosten verursachenden, den Geist schwächenden Gesellschaften vermeiden. Den Vorschlag des Verfassers aber, den, wie wir fürchten, schneller als es für die Beteiligten lieb sein würde, Finanzminister ergreifen werden, müssen wir unbedingt ablehnen. Die Tatsache, daß das verarmte deutsche Volk sich jährlich für 3½ Milliarden alkoholische Getränke leistet, eine Summe, mit der immer wieder die Prohibitionisten versuchen Eindruck zu machen, führt aber unbedingt zu irrigen Schlüssen, wenn man sie von einer einseitigen Gefühlseinstellung aus betrachtet. In diesen 3½ Milliarden liegen etwa ½ Milliarde Steuern, 40% Löhne, 10 bis 15% Soziallasten. Die geforderte 2½ fache Erhöhung der Steuern würde den Detailpreis des Bieres auf etwa 1 Mark anschwellen, den kleinen Korn auf 25 Pf. Es steht ferner fest, daß der hohe Bierkonsum in Berlin einzig und allein durch den Fremdenverkehr bedingt ist. Er würde nur $^1/_5$ betragen, wenn Berlin allein in Frage käme; er würde noch viel höher sein, wenn die lächerliche, eines freien Staates unwürdige Beschränkung der Polizeistunde in der Reichshauptstadt nicht bestünde*). Machen wir uns in Kürze die Folgen einer derartigen Steuererhöhung klar. Jede Brennerei, jede Brauerei ist auf einen Mindestausstoß eingerichtet. Der Konsum würde aber sofort gewaltig zurückgehen. Würde er, wie anzunehmen ist, um 50% sich verringern, so würde das Produkt einer Brauerei, die, nehmen wir an, auf Herstellung von 200 000 hl eingerichtet ist, um etwa 100 000 zurückgehen und es wäre dann fraglich, ob sich der Betrieb überhaupt noch lohnen würde. Es würde zu einer weiteren Verringerung der Zahl der Brennereien und Brauereien kommen, zu einer Zusammenlegung der Betriebe mit gewaltiger Verringerung des Personals und daraus sich weiter ergebender bedeutender Erhöhung der Arbeitslosigkeit, da ja die Hilfsindustrien in demselben Maßstab zur Einschränkung der Betriebe gezwungen sein würden. Zahlreiche Schankstätten, den Vergnügungen gewidmete Säle usw. würden schließen müssen. Die immer wieder gehörte Behauptung, die nicht mehr ihren ursprünglichen Zwecken dienenden Gebäude könnten auch für andere gewerbliche und industrielle Aufgaben verwendet werden, beruht auf irrigen Voraussetzungen. Reiche, während des Krieges in Ostpreußen nach dieser Richtung gesammelte Erfahrungen haben gelehrt, daß die Umstellung in der Regel nur zu einer endlosen Kette von Mißerfolgen, Geschäftsaufsichten und Konkursen geführt hat. Alle diese wirtschaftlichen Neugebilde würden von vornherein den Stempel der Lebensunfähigkeit an der Stirn tragen. Soweit die wirtschaftlichen Folgen. Aber auch die rein gesundheitlichen würden erschreckend sein. Es würden sofort Millionen von Geheimbrennereien entstehen, wie in den U. S. A. und in Sowjetrußland vor der Übernahme der Schnapserzeugung durch die staatliche Regie. Der regelmäßig mäßig Trinkende würde durch ein selteneres, aber in riesigem Ausmaß erfolgen-

*) Ist inzwischen beseitigt worden. D. R.

des Trinken gesundheitlich schwer geschädigt werden. Wenn ein auch heute noch so reiches Land wie England sich den Luxus leisten kann, beinahe 3 Millionen Goldmark an Steuern aus dem Alkohol herauszuholen, daß an dem Konsum sich Kontinente beteiligen, ja der Erdball. In Deutschland würden die gewaltig gesteigerten Preise alkoholischer Getränke auch den von den Fremden geleisteten Konsum sofort und bedeutend vermindern. Diese Verminderung sowohl durch den Inlands- als Auslandstrinker würde um so bedeutender in die Wagschale fallen, da der Konsum im großen und ganzen seit den letzten 20 Jahren eine fallende Tendenz hat. Während vor 20 Jahren auf den Kopf der Bevölkerung in Deutschland 8,20 Liter Schnaps fielen, sind es heute nur noch 2,20 Liter. In Großbritannien sind die Zahlen 4,60 resp. 2,20. Die Schweiz ist das einzige Land, in dem der Konsum von 5,10 auf 7,60 gestiegen ist. Das „Hamburger Fremdenblatt" sprach kürzlich in einem, dem Arbeitslosenproblem gewidmeten ausgezeichneten Aufsatz von dem Grauen, das jeden Bürger angesichts desselben und der riesenhaften Summe, die es erfordert habe und noch erfordern würde, beschleiche. Man hüte sich doch vor immer neuen Experimenten, die gewisse blühende Teile des wirtschaftlichen Gesamtorganismus in Unordnung und Verwirrung und letzten Endes zur Schrumpfung bringen müssen. Unbedingt sicher ist, daß das, was der Staat auf der einen Seite gewinne, er auf der anderen verlieren würde, und die erschütterndste Not, wie der Verfasser sagt, über neue Volksgruppen hereinbrechen würde. Endlich muß ich noch folgendes bemerken. Einige sorgfältige Buchungen und die einzelner befreundeter Herren in bezug auf Alkoholgenuß haben mich gelehrt, daß die Kosten, die in dieser Beziehung in Frage kommen, im allgemein derartig gering sind, daß sie gegenüber den Posten, die für Wohnung, Ernährung, Gesundheit, Rechtsanwälte, besonders letztere, eingestellt werden müssen, geradezu lächerlich gering sind. Wer den Menschen das Vergnügen raubt, raubt auch ihre Seele und ihre Gesundheit. Der hohe Wert einer guten Stimmung auf die Gesundheit des Körpers und der Seele ist heute so absolut sicher erwiesen, daß man mit Sicherheit behaupten kann, daß eine Schmälerung der Vergnügungsmöglichkeiten der Allgemeinheit schweren Schaden bringen würde. Ich möchte mit den Worten des bekannten Philosophen an der Berliner Universität, Lasson, des letzten Hegelianers, der vor einigen Jahren in hohem Patriarchenalter gestorben ist, schließen: „Der Deutsche gedeiht nicht, wo er sich einsam fühlt. Er bedarf der Gemeinschaft; er muß solche haben, denen gegenüber er der Stimmung seines Gemütes ohne viel Förmlichkeit in behaglicher Lässigkeit Ausdruck geben, auch ein gutes Getränk zu sich nehmen kann. Das ist alles deutsches Recht und man soll sich nicht allzusehr daran ärgern; es hat auch seine guten Seiten. Mit anderen streben für gleiche Ziele, für die höchsten und die geringeren, ist des Deutschen Lebenselement .... Das Band rein menschlicher Teilnahme, das die Gemüter verknüpft über alle äußeren Nützlichkeiten hinaus, verleiht deutscher Geselligkeit den innerlich belebenden Ton der Herzenswärme. Selbst die etwas reichlich bemessenen deutschen Trinksitten erlangen dadurch eine Entschuldigung, ja einen Schimmer von Verklärung."

Goethes Mutter

Von Dr. P. Martell

Die Mutter eines großen Dichters bleibt auch dann bemerkenswert, und verehrungswürdig, wenn zwischen Sohn und Mutter eine auffallende geistige Spannung klafft, die jeder wohltuenden Überbrückung im Wege steht. Um wieviel mehr muß eine Frau und Mutter fesseln, wenn das Genie des Sohnes deutlich die Mutter als Quelle alles Großen und Schönen offenbart. Sicher war Goethe eine der besten mütterlichen Leistungen, die je von einer deutschen Frau ausgegangen ist. Goethes Mutter traf das glückliche Los, an der Seite ihres ruhmumstrahlenden Sohnes als eine Unsterbliche in die Literaturgeschichte einzuziehen und hier steht ihr Wesen und Wirken sichtbar vor aller Welt gleich einem ehernen Monument als das einer großen Frau.

Katharine Elisabeth Textor, dies der Mädchenname von Goethes Mutter, war die Tochter eines Schultheißen und somit entstammte sie einem Gesellschaftskreise, der unter dem Zeichen von Wohlstand und Bildung stand. Als Katharina siebzehnjährig im Jahre 1748 dem Kaiserlichen Rat Dr. jur. Johann Kaspar Goethe die Hand zum Bund des Lebens reichte, war ihr zunächst eine materiell sorgenlose Ehe gesichert, die im übrigen sonst keine von Amors Gnaden war. Der um 20 Jahre ältere Gatte war in der Liebe kein Himmelsstürmer mehr, er hatte mit seinem Lebensalter bereits die Linie der bedächtigen Ruhe und abgereiften Liebe erreicht und vermochte somit seiner jugendfrischen Frau, die eben entknospet war, nicht mehr mit dem Feuergeiste des jubelnden Minnesängers zu dienen. Als wohlanständiger, hölzerner Jurist gab sich Kaspar Goethe ganz in der souveränen Würde eines vornehmen Frankfurter Patriziers, ohne in der Welt allerdings durch geistige Monumentalität aufzufallen. Immerhin war das Goethesche Patrizierhaus zu Frankfurt eine Stätte der Kunst und Wissenschaft, denn der behagliche Wohlstand gestattete derartige Juristerei sonst abholden Neigungen. Goethes jugendliche Gattin war die Munterheit selbst, Trägerin eines reichen Geistes, und eines alle befruchtenden Gemüts. Das Urteil des im Wesen und Charakter überaus ernsten Gatten war für alle in der Familie ein Machtwort, das keinen Widerspruch duldete. Die den Vater auszeichnende Willenskraft war wohl das schönste Erbstück, das er seinem unsterblichen Sohn mit auf den Weg gab. So bekundete das eheliche Verhältnis beider Ehegatten von seiner Seite aus oft mehr eine väterliche Form als den sonst von jugendlicher Begeisterung getragenen Ausdruck der Liebe. Ihre Ehe war das Werk beider Eltern, die sich aus wohlerwogenen gesellschaftlichen Gründen und nicht nach den Gesetzen Amors zusammengefunden hatten.

Nichtsdestoweniger schritt bereits nach einjähriger Ehe der Schnitter Amor zur Ernte und gerade achtzehnjährig erfüllt sich die erste Mutterschaft der jungen Frau Rat. Am 28. August 1749 hatte sie ihren Wolfgang hoffnungsvoll in die Arena des Lebens eintreten lassen, der später vor dem Forum der Welt zum besten Anwalt des Deutschtums werden sollte. Mit dem Erstgeborenen wuchs aus der Seele dieser großen Frau nunmehr auch das machtvolle empor, was ihre Ehe bis dahin eigentlich etwas entwürdigt hatte. Die Liebe! Nicht im Sinne jauchzenden Begehrens, sondern als ein Symbol wahrer Mutterschaft. Nun konnte sich

das ungestillte Herz befruchten und in unendlicher Liebe den erstgeborenen Sohn sonnig überfluten. Die Ehe, bis dahin wesenlos, hatte ihren Inhalt gefunden, und begeistert trat die junge Mutter in ihr neues Amt ein. Der junge Goethe hatte alle die Mutter auszeichnenden Gaben wohlweislich mitgebracht, sowohl die unverwüstliche Frohnatur, wie auch die schöpferische Fabulierkunst, die später zu starken Eckpfeilern Goethescher Dichtkunst wurden. Fortan blieb die Mutter die vorsorgliche Schrittmacherin des Dichters in allen Lebenslagen und Regen und Sonne hat sie getreu mit dem Vielgeliebten geteilt. Überdies hatte eine mehrfache Mutterschaft den Wirkungskreis der jungen Frau Rat wesentlich erweitert, denn es folgte noch ein Bruder Jakob, der frühzeitig starb, und Goethes Schwester Cornelia, die als Gattin Schlossers beim ersten Kinde frühzeitig ihr Leben lassen mußte.

Goethe hat seiner Mutter in „Dichtung und Wahrheit" ein schönes Denkmal gesetzt und treffend sagt er von seiner jungen Mutter, daß sie „fast noch ein Kind, erst mit und in ihren beiden Ältesten zum Bewußtsein heranwuchs". In den ungekünstelten Briefen von Goethes Mutter ruhte jene ewig sprießende Saat eines urwüchsig tiefen echt deutschen Frauengemüts, aus dem jeder seine Ernte heimträgt. Eine Fülle von literarischen Kleinbildern ersteht vor unseren Augen beim Durchblättern dieser Frauenbriefe, die mit ihren kostbaren Mutterwitz auch den nüchternsten Philosophen ein Lächeln abnötigen. Kaum ein Name von literarischem Klang der nicht in den Briefwechsel der berühmten und allseitig verehrten Frau Aja auftaucht. Frau Aja, woher stammt doch dieser allbekannte Kosename der guten Frau Rat? Es war im Frühjahr 1775 als die auf einer Reise nach der Schweiz begriffenen gräflichen Brüder Christian und Friedrich Stolberg als begeisterte Mitglieder des Göttinger Hainbundes in Frankfurt eintrafen, um sich hier in der wohlhabenden alten Mainstadt mit ihrem Freunde Baron Kurt von Haugwitz, dem späteren preußischen Minister zu treffen. Goethe trug damals schon die wallende Toga literarischen Ruhmes und so beschlossen die drei Reisenden, als begeisterte Verehrer des Dichters, demselben einen Besuch abzustatten. Gäste gab's immer im alten Goetheschen Patrizierhaus und auch den jungen Dichtern tönte ein Echo herzlichen Willkommens entgegen. Die alten köstlichen Gaben des Goetheschen Weinkellers hatten die frohgelaunten Zecher bald in die Brandung jugendlichen Übermuts geworfen und Fritz Stolberg widmete etwas entgeistert dem Tyrannenhaß einige ätzende Verse. Die freiheitsbegeisterten jungen Männer stießen die lodernde Parole nach Blut aus. Goethes Vater, wie immer, würdig und ernst, suchte an der Tafelrunde durch ein vieldeutiges Lächeln eine Entspannung der erregten Geister herbeizuführen, nur Frau Rat wußte den überreizten Gemütern wieder einen sittlichen Halt zu geben. Sie stieg in den Weinkeller, wo sehr alte Jahrgänge lagerten, füllte eine geschliffene Flasche mit hochfarbigem Wein und kredenzte diesen den dichterischen und politischen Schwärmern mit dem Aufruf: „Hier ist das wahre Tyrannenblut! Daran ergötzt euch; aber alle Mordgedanken laßt mir aus dem Hause!" Der Vorgang trug Goethes Mutter den Namen Frau Aja ein, nach der Mutter der vier Haimonskinder, die ihre als Pilger bei ihr einkehrenden Söhne mit ihrem besten Wein bewirtet hatte.

Bei aller nicht gewöhnlichen literarischen Neigung war Frau Aja in erster Linie doch immer Hausfrau, dabei immer eifrig bemüht, dem

Sohn zu einer passenden Lebensgefährtin zu verhelfen. Goethe hatte allerdings andere Auffassungen von Liebe und Frauen als seine Mutter und wandelte als Mann naturgemäß hier seine eigenen Wege. Wahrhaft rührend ist die mütterliche Sorge und Beschirmung, mit der sie ihren großen „Hätschelhans" in allen Lebenslagen begleitet. Auf Betreiben der Mutter hatte sich Goethe aus Frankfurt einen bewährten Diener Philipp Seidel mit nach Weimar genommen, der, ein guter Kenner Goethescher Lebensgewohnheiten, dem Dichter von allen unvermeidlichen kleinen Mißhelligkeiten des Alltags ziemlich befreite. Immer wieder schreibt die Mutter an Seidel, dem Sohne das Dasein zu erleichtern, das im übrigen nie ernstlich unter dem Schreckbild der Sorge stand. Da schreibt Frau Aja in einem Brief vom April 1779 an Goethes Diener Seidel: „Mit dem ehesten wird Euer Herr durch einen Fuhrmann wieder 6 Krüge alten Wein — und ein gantzes Dutzendt nagelneue Strümpfe von mir erhalten — sie sind alle von einer Hand gestrickt, und werden dem Heern Doctor sehr wohl besagen." Ein Beispiel von vielen, wie zwischen Frankfurt und Weimar die Mutterliebe mit kleinen und großen Aufmerksamkeiten ewig hin und her pendelte. Seidel erhält von Frau Aja aber auch wichtigere Aufträge, so wenn ein Schulmeister aus Zillbach ein Bittgesuch an die Frau Rat richtet, daß diese sich bei dem Sohn für ihn eine bessere Anstellung verwende. Hier fiel Seidel die Vermittlerrolle zu, da sich Frau Aja von einer mündlichen Verfechtung dieser Angelegenheit bei dem „Herrn Doktor" mehr Erfolg versprach.

Auch der Briefwechsel der Frau Aja mit der vortrefflichen Herzogin Anna Amalia gewährt ein leuchtendes Spiegelbild von dem köstlichen Geist dieser großen Frankfurterin. Bei aller rangmäßigen Hochachtung gegenüber der durchlauchtigsten Fürstin siegt letzten Endes doch immer der vernunftgemäße Naturton, wie er aus einer großen und dabei doch schlichten Seele stets ungekünstelt fließen wird. Mit welch rauschender Begeisterung meldet sie dieser allseitig verehrten Herzogin Anna Amalia von der Einkehr des Herzogs Karl August 1779 in ihrem Hause zu Frankfurt. Dieser Fürstenbesuch in Begleitung des berühmten Sohnes erhob sich zu einem der schönsten Ereignisse im Leben dieser sonst vom Glück keineswegs stiefmütterlichen behandelten Frau. Das gewinnende Wesen des hohen Gastes, der im Geiste kein Kind des Alltags und ein Fürst im besten Sinne des Wortes, mußte bei einer Frau von der Art wie Goethes Mutter restlose Begeisterung auslösen. Auch Goethe empfand diesen Fürstenbesuch in seinem Elternhause als eines der schönsten Ereignisse in seinem sonst nicht armen Leben und es erfüllte ihm mit Stolz, seinem Vater als Frankfurter Patrizier diese Ehre verschafft zu haben. Der Briefwechsel der Frau Aja mit der Mutter des Herzogs Karl August wird in der Briefliteratur immer einen ehrenvollen Platz behaupten, denn nicht nur gleichen diese Briefe schwergoldenen Niederschlägen eines reichen Frauengemüts, nein, ihre große Bedeutung für das Kulturleben des 18. Jahrhunderts und im noch engeren Sinne für die Stadtgeschichte Frankfurts bleibt ewig unantastbar. Gerade die oft derbkomische Ausdrucksweise der Briefschreiberin erhebt diese Briefe zu wertvollen Zeitdokumenten, die jeden Kulturforscher willkommen sein werden.

Daß Frau Aja nicht nur Geist, sondern auch Herz besaß, hat sie tausendfältig in der Ehe ihres Sohnes mit Christiane Vulpius bewiesen.

Die langen Jahre der Vorehe ihres Sohnes mit Christianen waren sicher nicht nach dem Geschmack der Mutter, denn jedes Verhältnis ist eine moralische und gesetzliche Halbheit. Der viel zu rechtschaffene Charakter von Goethes Mutter vermochte sich sicher nicht mit dieser Halbehe zu befreunden, dennoch besaß Frau Aja Takt genug, unwillkommene Ratschläge dem Sohn gegenüber zu vermeiden. Goethe war Mann genug, um sein aus der innersten Seele herausgeborenes Verhältnis vor der Welt zu vertreten und vor Gott zu verteidigen. Im September 1795 schreibt Frau Aja an Goethe: „Auch gratuliere zum künftigen neuen Weltbürger — nur ärgert mich, daß ich mein Enkelein nicht darf ins Anzeigblättchen setzen lassen — und ein öffentlich Freudenfest anstellen — doch da unter diesem Mond nichts Vollkommenes anzutreffen ist, so tröste ich mich damit, daß mein Hätschelhans vergnügt und glücklicher als in einer fatalen Ehe ist — Küsse mir deinen Bettschatz und den kleinen August." —

Goethes Mutter hat sich der Christiane Vulpius gegenüber nie ablehnend gestellt, denn für sie war die Geliebte ihres Sohnes auch ihre Geliebte. Als Goethe später die Vorehe mit Christianen fast stillschweigend in die gesetzliche Form der Ehe verwandelte, berührte dieser rein äußerliche Vorgang das Herzensverhältnis beider Frauen nahezu gar nicht. Beide Frauen hatten sich von Anfang an restlos in den Dienst Goethes gestellt, wollten nur ihm und damit der Dichtkunst dienen, als deren Fürsten sie ihn verehrten und liebten. Das klatschsüchtige Gerede einer neiderfüllten, boshaften, auf äußerliche Moral eingestellten Welt zerfiel vor diesen kerngesunden Frauen, wie der Schaum einer tosenden Brandung. Goethes Mutter war eine echte Mutter, die immer und immer wieder ihre Lebensaufgabe in dem zu schaffenden Glück für den Sohn sah. Sie nennt Christiane ihre liebe Tochter und erklärt sich zu ihrer Mutter. Mit starkem mütterlichen Bewußtsein erkennt sie die unendliche Bedeutung Christianens für Goethe, ihren mütterlich vergötterten Sohn, nicht im Sinne einer geistigen Säerin, sondern als Spenderin einer physischen Wohlfahrt, ohne welche kein Genie auf die Dauer fruchtbar bleibt. Goethe verlangte von seiner Christiane nichts anderes, als eine sorgende Hausfrau, und opferfreudige Geliebte; diese beiden, durchaus nicht immer vereinigten weiblichen Kleinodien besaß Christiane im hohen Maße und diese Tatsache bedeutete ein reines, vielfältiges sonniges Glück für den Dichter, dessen er sich durchaus bewußt war. Goethes Mutter hatte diese beiden großen weiblichen Eigenschaften bei Christianen frühzeitig erkannt und angesichts ihres damit glücklich gewordenen Sohnes rückhaltlos schätzen gelernt.

In allen späteren Briefen der Frau Aja, an Christiane gerichtet, kehrt immer die tausendmal wiederholte Bitte wieder, für die Gesundheit des großen, allgeliebten Sohnes auch ja getreulich besorgt zu bleiben. An Goethe selbst geht kein Brief ab, der nicht irgendeinen mütterlichen Rat in Sachen der Gesundheit enthält. Derartige mütterliche medizinische Episteln folgten Goethe bis nach Karlsbad, der dort oft und gern zur Kur weilte. Ähnlich in treusorgendem Ton sind die Briefe an Goethes einzigen Sohn August gehalten, der im März 1810 auf der Reise nach der Universität Heidelberg bei der Großmutter in Frankfurt Besuch macht und dort als Gast weilte. Der junge Goethe fand zwar das Vaterhaus nicht mehr im Besitz der Familie; als Goethes

Vater im Mai 1782 starb, kam sich Frau Aja in dem großen Hause, doch sehr vereinsamt vor, doch verging mehr als ein Jahrzehnt, als 1795 Frau Aja mit Zustimmung Goethes das Haus verkaufte. Sie bezog dann ein standesgemäßes Logis am Roßmarkt, wo Frau Aja besonderes Gefallen an der schönen Aussicht fand. Hier kehrte der junge August bei der Großmutter ein, die in der Frankfurter Gesellschaft noch immer eine Rolle spielte.

Eine unverwüstliche Lebenskraft beseelte diese Frau, die heroinenhaft ihr langes Leben immer aufrecht durchschritt. In einem Brief vom Jahre 1796, also 65jährig, meldet sie dem Sohn — „Da spiele ich Clavier, ziehe alle Register, paucke drauf los, daß man es auf der Hauptwache hören kann — lese alles untereinander, Musenkalender, die Welt-Geschichte von Voltaire — vergnüge mich an meiner schönen Aussicht — und so geht der gute und mindergute Tag doch vorbey." Selbst im Alter noch eine Frohnatur, der kein Sturm die Lebensnerven zu zerbrechen vermochte. Goethe sandte seiner Mutter alle seine Poesien, worüber sie allemal ihr Entzücken äußerte, nahm sie doch an dem wohlbeglückenden Schaffen ihres großen Sohnes naturgemäß den stärksten Anteil. All die Kriegswiderwärtigkeiten, die Frankfurt durch die napoleonischen Kriege durchmachte, wurden Goethes Mutter zum eigenen Erlebnis, das auch manche Sorge brachte. Kein Zeitereignis, das nicht bei der großen Frankfurterin volle Würdigung und tiefes Verständnis fand.

Die letzten, von Frau Aja erhaltenen Briefe tragen den 1. Juli 1808 und sind an den Sohn und Christiane von Goethe gerichtet. Der Sohn hatte der Mutter seine literarischen Werke in acht Bänden gesandt, die nun die Mutter „in halb Frantzband auf das schönste" einbinden ließ; in dem Brief an Christiane spricht sie ihre Freude aus, daß Karlsbad, wo Goethe zur Kur gerade weilte, dem Sohn so gut bekomme. Am 13. September 1808 schloß Goethes Mutter siebenundsiebzigjährig die Augen. Mit ihr ging eine der besten deutschen Frauen dahin, gleich ausgezeichnet durch Geist und Gemüt, eine echte Trägerin deutschen Wesens. Treubiederen Charakters ohne Falsch, war sie ihrem großen Sohn in dem ewig wogenden Kampf des Lebens mehr als einmal ein sicherer Hort und hierin beruhen mittelbar ihre schönsten Verdienste um die deutsche Literatur, der sie eine wahre Mutter war.

Der nordische Dichter Hans E. Kinck

Von C. F. W. Behl

Im Oktober dieses Jahres starb 62jährig der norwegische Dichter Hans E. Kinck. Der Klang seines Namens ist der deutschen Öffentlichkeit noch wenig vertraut. Ja — hätte nicht der Verlag H. Haessel, Leipzig, es eben gerade unternommen, in der von Heinrich Goebel geleiteten dankenswerten Sammlung „Nordische Bücher" uns das Lebenswerk Kincks allmählich zugänglich zu machen — dann wären die Zeitungsnotizen über das plötzliche Ende eines der bedeutendsten Nordlandsdichter fast spurlos vorübergeweht. Seit etwa einem halben Jahre beginnt man auch in Deutschland zu erkennen, daß der Name Kinck gleichen Klang hat wie der des viel berühmteren Knut Hamsun

und daß er mit diesem großen lyrisch-epischen Eigenbrötler und der Dichterin Sigrid Undset zusammen das norwegische Schrifttum der Gegenwart repräsentativ verkörpert.

Kinck, der Sohn eines Landarztes, der schon als Knabe die Eigenart des norwegischen Bauernvolkes mit ebensoviel Liebe wie Haß durchschauen lernte, war zeitlebens ein kämpferischer Geist; einer, der leidenschaftlich Partei nahm, nicht etwa im plattpolitischen, sondern im menschlichen Sinne. Die kulturelle Erneuerung seines Volkes lag ihm vor allem am Herzen. Und so sehr seine Werke echte Dichtungen sind, in denen das Erlebnis der nordischen Landschaft und des nordischen Menschen mit unerbittlicher Seelenkunde und doch auch lyrisch beschwingter Phantasie geformt ist — so sehr sind sie zugleich geistige Manifestationen eines entschiedenen Programmes. Immer sehen wir den Dichter, der als Wissenschaftler insbesondere die Geschichte der italienischen Renaissance studiert und als Beispiel nationaler Erneuerung seinen Landsleuten verkündet hat, rastlos am Werk für die Zukunft, wie er selbst seinen Landpastor Brosme von sich sagen läßt: „Wir Menschen hämmern uns eben neue Himmelsgewölbe zusammen und setzen neue Sterne an die Stelle der alten." Die nordische Renaissance ist Kincks Sehnsuchtsziel, eine Wiedergeburt der alten, starken, lebenskräftigen Nordlandsseele, die ihm durch Jahrhunderte der Unterdrückung verkümmert erscheint. Denn: „das Mittelalter währte ein wenig zu lange. Es erhielt sich hier im Norden, in dem harten Klima bis in unsere Tage hinein. . . Norwegen war ein entsetzliches Greisenland geworden, in dem durch die ganze Natur nur ein lebendiger Seufzer, nur eine Sehnsucht wehte: Unsträflichkeit der Lebensentfaltung!"

Kinck hat einen unbestechlichen Blick für das Wirkliche, der ihn zum oftmals bitteren Satiriker macht. Er hat den Mut, die Menschen niemals so zu schildern, wie sie sich selbst gerne sehen möchten. So durchdringt sein Blick die geistige Schablonisierung der Stadtmenschen und in der Bauernschaft die durch jahrhundertelange Unterdrückung bedingte Verstockung. Es konnte nicht ausbleiben, daß dieser eigenwillige Dichter sich viel Gegnerschaft zuzog und daß er gar, wie Heinrich Goebel berichtet, in weiten Kreisen als „Volksfeind" verschrieen war. Es ist überdies nicht eben leicht, sich in seine Dichtungen einzulesen, und die besondere Einstellung aufs Nordische, die nationale Eigenart Kincks, die sich auch sprachschöpferisch in dem Bestreben nach literarischer Erneuerung der alten norwegischen Bauernsprache auswirkte, verstärkt für den Nichtskandinavier die Schwierigkeit, ihm innerlich nahezukommen. Man muß sich erst in der Atmosphäre seiner Dichtung einleben, um zu dem menschlichen Kern, dem allgemeingültigen Gehalt vorzudringen.

Das empfindet man bereits stark bei dem ersten Buch, das uns in deutscher Übertragung bisher zugänglich ward: „Die Anfechtungen des Nils Brosme" (Der Landpastor). Hier handelt es sich um den inneren Kampf eines Stadtmenschen, des Pastors Brosme, der mit Weib und Kind in eine Landpfarre einzieht und durch die elementare Größe der nordischen Landschaft ebenso erschüttert wie durch die Begegnung mit dem bisher seiner Wesensart fremden Bauernvolk aus dem seelischen Gleichgewicht geworfen wird. Dieser Kampf eines Menschen um den Bestand seiner Persönlichkeit wird von Kinck

in allen Stadien mit feinster Analyse zergliedert, zugleich aber auch intuitiv als Erlebnis nachgeschaffen. Er verschlägt Brosme bis hart an den Rand des Abgrunds, in dem seine Existenz zerschellen müßte. Sein Familienleben droht sich zu zersetzen, sein Verhältnis zu Frau und Kind gerät gefährlich ins Schwanken. Er, der bei seinem (mit köstlich lebendigem Humor geschilderten) Einzug ins Pfarrhaus ein „kühles Herz, ein klares Gehirn und ein fast starres, logisches Gesicht" mitbrachte, fühlt sich jählings hingerissen in die wilde, leidenschaftlich-sinnliche Sphäre des Landlebens; gleichzeitig stößt er auf die versteckte, immer unfaßbar gegenwärtige Feindseligkeit der Bauernschaft. Sein Vorgänger, der ohne Hemmungen sich den elementaren Versuchungen preisgab, war daran gescheitert. Brosme hat doch etwas Unversehrbares, Stählernes in seiner Wesensart, das ihn den Kampf bestehen läßt. Er wurzelt schließlich mit der inneren Zähigkeit eines windgebogenen Baumes im neuen, fremden Erdreich fest. Und das Ringen zwischen Mann und Weib, das sich wie je und je „seit Adams Zeiten" auch zwischen ihm und seiner Frau begeben hat, kommt ebenfalls wieder zur Ruhe. Nur das Kind, die sensible, im erregenden Erlebnis der Eltern mitschwingende Tochter Ingrid, hat sich aus der innigsten Verbundenheit mit dem Elternpaar gelöst. Die Gestalt dieses Mädchens ist wohl die feinste, menschlich am unmittelbarsten anmutende der ganzen Dichtung. Ihr inneres Wachstum inmitten des Wütens dunkler Gewalten ist von einem wahrhaft Seelenkundigen beobachtet, und es ist meisterhaft dargestellt, wie sie sich zwischen Vater und Mutter orientiert, und wie das erst unsicher vortastetende Gefühl in ihr sich schließlich zum eigenstarken Instinkt entfaltet.

Zuweilen erinnert Kinck in seiner mystisch versponnen spekulativen Art an den großen Schlesier Hermann Stehr, dessen visionäre Kraft der Seelendichtung freilich ursprünglicher und wuchtiger ist. Einmal allerdings steigert sich Kinck zu ganz ebenbürtiger Gestaltung: in der Bergpredigt, die Brosme auf dem Anger vor einer Sennhütte hält, wobei er sich in einem körperlich-seelischen Höhenrausch gewissermaßen über sich selbst erhebt," so daß er weit über der Baumgrenze und über Gottes Reich dahinschwebte — ein freier Mensch im weiten Raum, ohne Gott über sich, ohne Teufel unter sich. Denn: „seine Seele war wie ein Weinbottich, in dem es gärte und perlend über alle Kanten schäumte: sie überflutete den Horizont, alle Horizonte!"

In der Begegnung mit einem Landstreicher, der die Bauerndirnen hetzt und, selber ein gejagtes Wild, ruhlos von Ort zu Ort flüchten muß, erlebt Brosme gleichnishaft die tiefste Sehnsucht seiner eigenen „lebendigen, nach Freiheit schmachtenden Seele: Dieses arglose Tierleben, das den schlichten Bauersmann von echtem Schrot und Korn so erboste, war das nicht ein Hauch von dem ewigen Leben!" In solchem Bekenntnis begegnen Kinck und Hamsun einander, die beiden großen Dichter des Nordens. Und wer die Seele des Nordländers, die nach Kinck „ein herumlungernder Vagabund war und blieb", in ihren unwegsamsten Tiefen kennenlernen will, der muß zu den Büchern auch dieses nordischen Dichters greifen. Er wird schließlich dann in ihm, jenseits seiner volkhaften Eigenart, einen Dichter erkennen, dessen Werk, durch den plötzlichen Tod des Schöpfers vorzeitig abgebrochen, langsam, aber mit innerer Notwendigkeit seiner Weltbedeutung entgegenreift.

Blutenburg

Von Julius K. v. Hoeßlin

In nächster Nähe Münchens, kaum eine Stunde hinter Nymphenburg, steht das Schlößchen Blutenburg, das jetzt, von einem Nonnenorden gepachtet, als Kloster dient. Die Würm umfließt seine Mauern. Buchen und Linden beschatten sie. Man betritt durch das Schloßtor den Innenhof. Die Gestalten der Nonnen, die beschäftigt durch den Hof gehen oder in einem Winkel, unter einer Kastanie an der Schloßmauer sinnend sitzen, versetzen den Eintretenden in Stimmungen traumgewordenen Mittelalters. Die alte Kapelle, von Herzog Sigismund 1488 erbaut, greift mit ihren spätgotischen Formen in die Melodie der Stimmung hinein. Der Innenraum dieser Kapelle wirkt malerisch durch die reichen Kontraste der Farben eines blauen holzgeschnitzten Sakramentshäuschens und des violettblauen Maßwerks über den Altarbildern zu den kräftigen Farben der Gemälde der Altäre. An den Wänden stehen auf zierlich eingemauerten Postamenten Apostelgestalten aus gleicher spätgotischer Zeit; und ein auf seine Wunden hinzeigender Heiland und eine Madonna hinter dem Altar, die das Apostelspalier der Südwand abschließen, berauschten den durch den Raum Wandelnden durch die Gestaltung seelischer Anmut und Tiefe.

Ob die Plastiker, die diese Apostel und diese Madonna schnitzten, in Italien gewesen sind, ob sie von italienischer Frührenaissance beeinflußt worden sind, wissen wir nicht, aber dies interessiert uns jetzt kaum. Die zur Reformationskunst sich entwickelnde Gotik hätte die Schönheit der Lebensgestaltung gefunden, auch ohne daß ein welscher Einfluß in ihre Entwicklung hineinzugreifen brauchte. Die Entkörperung der Gestalt war das Charakteristikum der älteren Gotik. Die Durchgeistigung des Gesichts wurde in jener älteren Zeit durch das asketische Zurücksinken aller Rundung des Körpers in eine schlanke, vertikale, fast gespensterhafte Vision gesteigert und dadurch in den Vordergrund gerückt. Die Gewänder, die die entmaterialisierten Gestalten umgaben, wirkten durch ihr Lineament; die Aufwärtsbewegung der architektonischen Formen der Dienste und Pfeiler wurde durch die Linien der Gewänder der Figuren wiederholt. Denke man an die Stifterfiguren des Naumburger Münsters, denke man an die Tausende von Figuren, die die Portale und Pfeiler vieler Dome umschweben. Aber die sich entwickelnde Gotik brauchte diesen Kontrast der entkörperten Gestalten zu den durchgeistigten Gesichtern nicht. Die Geistigkeit des religiösen Erlebens könnte bei fortschreitender Technik auch durch Gestalten zum Ausdruck kommen, denen die Lebensharmonie nicht mehr mangelte; und jetzt könnten die aufwärtsstrebenden Linien der Gewandbehandlung den Weg zur abrundenden Kurve finden, ohne daß das Lineament seine melodischen Wirkungen einbüßte. Das Linienspiel der Gewänder der Madonna in Blutenburg wirkt — barockartig beinahe — durch die welligen Seitwärtsbewegungen, wie als ob ein Sturm der Ekstase die Gestalt streifte und aus der Haltung der Figur spricht noch, nicht mehr im Gegensatze zur Körperbehandlung, sondern in Harmonie dazu eine neue Religiosität.

Anders wirken die fast restlos irdisch gewordenen Gestalten der Altargemälde, die der Münchener Meister Hans Olmendorfer im Jahre 1491 gemalt haben soll.

Das 15. Jahrhundert ist nicht nur das Zeitalter der Hineinverwebung des religiösen Empfindens in das sich nicht mehr asketisch abtötende Leben, sondern es ist auch ein Zeitalter, wo parallel mit dieser Entwicklung sich auch eine Abtrennung des geistigen Lebens von dem Glaubensleben der Kirche vollzog.

Olmendorfers Gemälde enthalten nicht mehr eine zur Schönheitsharmonie der Gestalten sich ausreifende Religiosität, sondern gar keine Religiosität überhaupt. Die Gestalt des Gottvaters in dem Dreifaltigkeitsbild des Hochaltars wirkt wie die eines derben bajowarischen Bauern. Sein Gesicht, stark und wuchtig, ist ein schön gezeichneter Kopf. Ein ernster Kummer um den toten Sohn, den er in seinen Armen hält und aus dessen Wunden noch das Blut rinnt, spricht aus den sinnenden Augen. Der heilige Geist in der Gestalt einer allzuirdischen Taube steht mit gespreizten Füßen auf der rechten Schulter des Vaters. Das ist keine Gotik mehr, keine Gestaltung religiösen Empfindens.

In einem anderen Altargemälde, Mariä Verkündigung, scheint der Engel fast in sinnliche Erregung zu verfallen, angesichts der Figur des vor dem Gebetsstuhl knienden Mädchens. Wir sagen „Mädchen", weil diese Gestalt nicht mehr die der werdenden Mutter Gottes ist. Hinter dem Mädchen steht ihr Bett und der Engel hält den Zipfel des Bettvorhanges in der Hand. Sinnliches Leben! Olmendorfer gehört einer anderen Welt als der Bildhauer, der die Apostelgestalten und die Madonna, von der wir vorhin redeten, schuf.

Auch Grünewald hat seine Gestalten realistisch dargestellt. Auch die Maria der Geburt Jesu im Isenheimer Altar ist eine lebenstrotzende Frau und man spürt das Blut hinter der zarten Haut des Gesichtes rinnen. Aber das religiöse Moment kommt bei Grünewald aus dem Endlosen der Weltumgebung herunter. Gottvater erscheint in endloser Himmelshöhe über den Wolken, und von diesem fast nur als Symbol sichtbaren Herrn der Ewigkeit entströmen Scharen herabschwebender Engel, die Strahlen gleich von der geistigen Höhe des Alls sich über die Erde herabschwingen und das Kind segnend berühren, das berufen ist, die Welt zu erlösen.

Aus Grünewalds Gemälden spricht eben das religiöse Leben der Reformation. Man spürt den Geist Luthers kommen, wenn man den Isenheimer Altar sieht.

Olmendorfer wirkt aber nur durch derbe realistische Widergabe irdischer Menschen und nur ein Spiel der endlos verschlungenen Linien der ineinander gruppierten Gestalten und Gegenstände, welches Linienspiel in seinen verborgenen Harmonien den Formenrausch des ausklingenden Mittelalters offenbart, erinnert an den Geist der Gotik, welcher der Technik und Zeit nach der Münchener Meister angehört.

Die starken Farbenkontraste und Farbenharmonien der Gemälde sind Farben, die der Pracht und der Wucht der glühenden Abendlichter der bayerischen Hochebene verwandt sind.

*

Wir verließen Kirche und Kloster-Schloß und der Himmel am Horizonte empfing die in seine ewigen Tiefen hinuntertauchende Sonne. Wie von sattem Rot durchtränkt leuchteten die Mauern des Klosters von

innen heraus. Die Lichter, wie Blut, widerspiegelten sich in den Wellen des fließenden Wassers, das die Mauern umspülte und in der Ferne lagen gespenstisch und schwarz, sich von dem goldenen Horizonte abhebend, die Konturen düsterer Tannenwälder.

Der Hund als Erzieher*)

Von Hans v. Oehlschläger.

Der Hund als Erzieher! Nicht jeder Hund eignet sich dazu. Jeder Mensch ja auch nicht. Man sagt: wie der Herr, so der Hund. Ich sage dazu: wie der Hund, so die Kinder.

War das schön am lauen Frühlingsabend, wenn der kleine Hans mit Feldmann, dem Hühnerhunde, neben dem Vater am Waldrande stand! Zarte Schleier von hellem Grün schwebten zwischen dem goldbraunen Geflecht von Ästen und Zweigen und breiteten sich locker über die Schollen hin. Frische Spitzchen drängten zwischen den fahlen Gräsern hindurch und rührend kindlich lugten aus der Laubdecke hervor, worunter der Waldboden im Winterschlaf gelegen hatte, zarte Blütchen in blaßblau und rosa. Ein Schar kleiner Meisen schwärmte im Gesträuch und, so fein ihre Stimmchen auch wisperten, als sie davonschwirrten, wurde es noch stiller als zuvor.

Da hatte Hans lauschen gelernt. Ganz still sein, Augen und Ohren offen halten. Wollten die kindlichen Gedanken ihre eigenen Wege gehen, dann genügte ein Blick des Vaters, und er bemühte sich zu erfassen, was dessen erfahrener Jägersinn vernommen oder erspäht hatte. Gesprochen wurde überhaupt nicht, nur geflüstert, was zur Sache gehörte. War Hans ungeduldig, bewegte er sich unvorsichtig, so hob Vater nur den Finger und blickte mit beredtem Schmunzeln auf Feldmann. Der Hund wußte, daß die hellen Flecken auf seinem schwarzweißen Rock mit zunehmender Dämmerung verräterisch leuchteten und suchte aus eigenem Antrieb Deckung, so gut sie die Umgebung bot. Regungslos lag er da, unbeirrt durch die zudringlichen Mücken und die Mäuschen, die im Graben raschelten. Nur die Nasenflügel waren in ständiger Bewegung. Richtete er die Behänge auf, so war das ein Zeichen, daß etwas in der Luft oder am Boden im Werke war. Mit einem Blick wies er die Richtung. Nahm aber sein Auge einen bestimmten Ausdruck an, fest auf den Vater gerichtet, dann wußte Hans, nun ist es höchste Zeit.

Wie schlug ihm das Herz bis an den Hals, wenn es „bst — bst — bst" durch die Baumwipfel huschte oder wenn ein bestimmter knarrender Laut zu hören war, fast wie vom Frosch im Wasserloch. Oft glaubte er die Waldschnepfe früher zu hören als der Vater. Ihm war, als müßten er und Feldmann im nächsten Augenblick platzen. Eine Erlösung war es, wenn dann mit raschem Griff Vaters Flinte in die Höhe schnellte und ein Feuerstrahl, oft hinterdrein ein zweiter, in die Dämmerung fuhr und mit dem Knall zugleich ein feines Prasseln der Schrote durch das Geäst ging. Wie paßte er auf, um es dem Vater sagen zu können, wenn er prüfend fragte: „Wo ist sie eingefallen?" — und wie beschämt war er, wenn Feldmann auf Vaters Zuruf „apport" in anderer Richtung davon fuhr und die Waldschnepfe, zart wie ein rohes Ei, im Fang hielt.

Das Abendlicht war erloschen, schwerfällig zogen die Krähen über die Felder hin zu Holze. Behutsam schob Hans die Köpfe der erlegten Langschnäbel durch die Schlingen der Jagdtasche. Dann schritten sie auf den Abendstern zu. Bald lag der Wald in Schweigen gehüllt hinter ihnen.

In einem Hohlwege überraschten sie einen Buschhasen auf seinem Abendbummel. Polternd fuhr er in einer Furche des Sturzackers davon.

*) Aus dem soeben erschienenen Buche „Sturmvogel, Die Geschichte einer Jugend. Von Hans v. Oehlschläger". Mit Genehmigung des Verlages K. F. Koehler, Berlin-Leipzig.

„Pfui Has", rief der Vater. Das galt Hans, der zur Seite gesprungen war, damit der Vater schießen könnte, aber Feldmann bezog es auf sich. Er blickte zuerst erstaunt von einem zum andern. Dann wandte er sich ab und machte sich an einem Feldstein zu schaffen.

„Weißt du, was der jetzt denkt?" lachte der Vater, ‚Überflüssige Bemerkung' — denkt er, ‚natürlich läßt man nach Neujahr die Hasen laufen bis Winters-anfang'. — Sieh nur, wie er nach hinten kratzt! Das heißt auf deutsch: ‚Ach, was muß man mit den Menschen für Nachsicht haben'.

Der Heimweg verging schnell, denn es gab ein lebhaftes Frage- und Antwortspiel über die flatterhaften Schnepfen, die mißtrauischen Krähen und die dummen Fasanen — o überhaupt so viel, wovon ein Mensch, der nicht lauschen kann, keine Ahnung hat.

*

Draußen im Revier wurde auf Bekassinen gejagt. Es war ein heißer Tag im Spätsommer. Hans saß im Schatten eines Wacholderbusches und sah den Vater und Onkel Reck, den Forstmeister, ganz hinten ankommen. Sie streiften die brakige Fläche ab. Piff — paff fielen die Schüsse. Feldmann trabte zwischen ihnen hin und her, daß das Wasser aufspritzte, stöberte die flinken Vögel auf und brachte ihnen die gefallenen. Hans saß und wartete.

Blaue Fliegen schwebten regungslos vor seinen Augen, schossen ruckweise seitwärts und standen wieder fest auf einem Punkt. Sichtbar zitterte die schwüle Luft über der Kiefernschonung. Es war, als brächte dies Geflacker das schwirrende Geräusch hervor, das von den rings zerstreuten Scharen der Grillen ausging. Wie ferne Glocken klang der Klageruf der Unken. Der Wasserspiegel der Torfgrube blendete. Ihm fielen die Augen zu.

Mit heißer Stirn erwachte er und schaute sich verwundert um. Alles war anders. Düster und drohend stand eine Wolkenwand über der Landschaft. Das grelle Sonnenlicht war erloschen, gespenstisch standen die weißen Birken um die Torfgrube. Es war beklemmend still. Von den Jägern nichts zu sehen und zu hören. Ein Knarren und Knistern schlich durch die Wipfel der Föhren im hohen Holz. Dann wieder atemloses Schweigen.

Da schrie es auf, daß Hans zusammenfuhr. Eine Drossel stieß ihre Schreckensrufe aus. Hans blickte nach dem Wacholderbusch. Dort rührte es sich. Es schien ein dürrer Ast, der ins Gleiten gekommen war. Doch nein — es war lebendig, es krümmte sich geschmeidig zwischen den Stengeln des Blaubeerkrauts hindurch.

„Nanu, ein Aal?" dachte Hans und richtete sich neugierig auf. Er hatte noch keine Schlange in Freiheit gesehen.

Von der Mittagshitze aus dem Erlenbruch unter dem muffigen Wurzelstock hervorgelockt, hatte die alte Kreuzotter ausgestreckt im Wagengleis gelegen, so recht miten im heißen Sande. Das kalte Reptilienblut war angefeuert, auf sie wirkte die schwüle Glut belebend, die Gewitterspannung nicht lähmend, sondern aufreizend. Nun verspürte sie ein starkes Gelüste auf lohnende Beute, lange Zeit mochte sie kein Opfer belauert und verschlungen haben. Erregt schlüpfte sie durch Busch und Kraut. Wehe dem Mäuschen, dem Maulwurf, die ihr jetzt in den Weg kämen — wehe aber auch dem arglosen Menschenkinde, dessen Hand in die Nähe ihrer Giftzähne geriete!

Die Jäger überboten sich im Wetteifer des Jagderfolges. Bekassinenjagd ist eine Stichprobe auf Schießkunst. Sie achteten des aufsteigenden Gewitters nicht eher, als bis die Frage entstand, ob sie nun das Gelände jenseits der Anhöhe nehmen wollten.

„Es wird schnell vorübergehen", riefen sie sich zu.

Staubwirbel sprangen auf und liefen in fliegender Eile daher. Die Birken an der Torfgrube bogen und schüttelten sich, die Kiefernschonung rauschte auf.

„Warten wir's hinter der Hecke ab!" rief der Forstmeister.

„Der Junge!" fiel es dem Vater aufs Gewissen. Feldmann stand mit lechzender Zunge vor ihm. „Voran mein Hund, such den Hans!"

In langen Sätzen stürmte Feldmann auf den Wacholderbusch zu.

Als Hans sich aufrichtete, drückte er eine Brombeerranke nieder. Die Kreuzotter zuckte zusammen, mißtrauisch wie alle Kurzsichtigen fühlte sie sich bedroht. Wie eine Peitschenschnur schlug sie das Schwanzende um eine Wurzel, schnellte vorn in die Höhe und drehte fauchend und ziſchend den Kopf nach allen Seiten.

Da kam Feldmann an. Schaudernd fuhr er zurück. Mit gesträubten Haaren und zähnefletschend stellte er sich vor den Jungen.

In diesem Augenblick erreichte der Sturm die Anhöhe und stürzte sich heulend in den Hochwald. Hans prallte zurück und konnte dem Ungestüm kaum standhalten. Ein Regenschauer brauste wie eine graue Wand über die Fläche heran.

„Komm, komm!„ hörte er die Stimme des Vaters. Sie liefen mit dem Regen um die Wette und erreichten gerade noch rechtzeitig die Hecke. Nun saßen sie gegen die Böschung gedrückt und verschnauften, während ringsum ein Guß niederprasselte, daß man keine zwanzig Schritt weit sehen konnte. Blitze flammten auf und der Donner rollte.

„Bleib doch ruhig, Bürschchen!" lachte der Forstmeister, „der Donner tut nichts — gehört zum Gewitter wie der Knall zum Schuß —, dies hier sind Haselbüsche; wo die Hasel steht, fährt kein Blitz nieder — merk dir das!"

„Was du dir denkst!" verteidigte sich Hans eifrig gegen den Verdacht der Furchtsamkeit, „ich will doch nur nach Feldmann sehn."

„Wird sich gedrückt haben — ebenso wie wir."

„Vielleicht beißt er sich noch mit der Schlange."

„Welche Schlange?" fragte der Forstmeister, und sah den Vater scharf an.

Vater nahm Hansens Hände und betrachtete sie nachdenklich von innen und außen.

„Erzähl' doch, mein Jungchen!"

„Ich war so müd' — auf einmal schreit dichtbei eine Drossel —, ich bin ordentlich erschrocken —, ich denk, weshalb kreischt die immerzu — da kommt die Schlange unten aus der Machandel gekrochen —, erst bild ich mir ein, ein Aal, aber das war ja Unsinn. —"

„Hast du nach ihr geschlagen oder sie angefaßt?"

„Ich traute mich nicht — ich stand auf, da kringelte sie sich zusammen und machte sich dick und schnurchelte ordentlich dabei — aber gleich war Feldmann da — weiter weiß ich nichts. —"

„Er wird das Gewürm weggejagt haben und unter dem Wachholderbusch das Wetter abwarten."

„Das ist bald vorüber", warf der Forstmeister dazwischen.

Der Vater nahm Hans den Hut ab. „Du glühst ja wie ein Bratapfel, Bengelchen. Wollen dich doch abkühlen." Dann zog er ihm Kittel und Hemd aus und streifte die Höschen herunter. Hans war ein wenig erstaunt, aber es war wohltuend, wie die sorgsamen Vaterhände ihn rundum abrieben. Zuletzt bekam er einen kleinen Klaps und mußte lachen.

Das Wetter war inzwischen verrauscht und zog hinter dem Walde ab. Ein prächtiger Regenbogen spannte sich über die erfrischten Fluren. Der Vater atmete tief und blickte nach oben, wo eine Lerche, jubelnd über die Erlösung aus finsterer Bedrängnis, ins Licht und in die Reinheit emporstieg.

Hans hatte nicht gemerkt, daß er gründlich auf Schlangenbiß untersucht war und merkte auch nicht, während er sich anzog, wie die beiden Großen sich weiter verständigten.

Seinen Feldmann hat er nie wieder gesehen. Es hieß, er sei zur Aushilfe auf einer Försterei geblieben. Die volle Wahrheit erfuhr er viel später.

Der brave Hund hatte im Grimm über die Bedrohung seines kleinen Freundes alle Vorsicht verachtet und mit dem eigenen Leibe den Vorstoß der Kreuzotter abgefangen. Die spitzen Zähnchen des Wurmes hatten ein wichtiges Blutgefäß getroffen. Trotz aller Fürsorge erlebte er die bevorstehenden Hühnerjagden nicht mehr.

Randbemerkungen

Von der Flügelsonne zum Halbmond

Sechs Jahrtausende ziehen an uns in dem Buche von F. Schubart (erschienen im Verlage der Hinrichs'schen Buchhandlung, Leipzig) vorüber. Das alte Wunderland Ägypten mit dem gewaltigen Auf und Nieder seiner Geschichte entrollt sich unseren Blicken. Meisterhaft ist die Entstehung des ägyptischen Staates, der Götterkult unter der Pharaonenherrschaft, der gewaltigen Kunst, die keine Vorgänger noch Vorbilder kennt, aber auch die Entwicklung des Handwerks, der Landwirtschaft und Technik geschildert. Das reichhaltige illustrative Material ist mit feinem Verständnis ausgewählt und trägt namentlich zur richtigen Bewertung der ägyptischen Kunstdenkmäler wesentlich bei. Durch zahlreiche Übersetzungen alter Dokumente gewinnen wir Einblick in das Seelenleben der altägyptischen Menschen, das sich — von reinen Äußerlichkeiten abgesehen — auf der Linie einer uns keineswegs artfremden Problematik bewegt. Gewaltige Kriegsstürme haben die ägyptische Kultur in ihrem innersten Kern ebensowenig berührt, wie die Herrschaft der Perser, Ptolemäer und Römer. Im Gegenteil hat das Erobervolk in vielfacher Hinsicht dem Geist Ägyptens den schuldigen Tribut gezollt. Erst der Islam hat der geistigen Selbständigkeit des Ägyptertums ein Ende bereitet. Aber dennoch ragen wenigstens die gewaltigen Zeugen eines einzig dastehenden Götter- und Totenkultus, die Pyramiden, Götter- und Pharaonenstatuen, die Steinkammern und Tempelreste in unsere Zeit hinein und geben der künstlerischen Phantasie stets von neuem Stoff und Anregung. J. G.

Auf Hellas Spuren

In schlichter Form, aber in lebendiger Darstellung gibt der verdienstvolle Forscher A. von Le Coq eine Schilderung seiner Turfan-Expedition, deren Ergebnisse nunmehr im Berliner Museum für Völkerkunde ausgestellt sind. Der bekannte Hinrich'sche Verlag, Leipzig, hat hier der Öffentlichkeit ein reich illustriertes Werk übergeben, das eine Lücke in der Literatur über Zentralasien ausfüllt. Viele Kulturen des Ostens und des Westens haben sich gerade in Ost-Turkestan gekreuzt und bemerkenswerte Spuren in dem vielumstrittenen Lande hinterlassen. Aber nicht, wie in Ägypten, begrüßen uns hier in erhabener Ruhe die Zeugen einer großen Vergangenheit, der Landschaft ihr Gepräge gebend, sondern in einer von dem Schutt der Jahrhunderte bedeckten Schicht, müssen sie unter großen Mühen ans Tageslicht gefördert werden. Es ist das Verdienst deutscher Forscher, der Grünwedel, F. W. K. Müller und Le Coq, eine wissenschaftliche Pionierarbeit einziger Art geleistet zu haben. Grünwedel war der erste, der auf die antiken Elemente der Kunstformen jener Länder hingewiesen hat. An vielen Bildwerken ist die Formensprache des Hellenismus zu erkennen. Die Gestalt des Apollo oder Dionysos hat vielfach für ein Buddhabildwerk als Vorbild gedient. Selbst auf chinesische Werke ist noch ein Hauch hellenistischen Geistes übergegangen. Allen diesen Vorgängen ist Le Coq auf den Grund gegangen und hat damit der kunsthistorischen Forschung neue Wege gewiesen und Zusammen-

hänge der Kulturen des Ostens und des Westens aufgedeckt, die man wohl ahnte, für deren Auflichtung uns aber bisher jede reale Unterlage fehlte. J. G.

Sturmvogel

Ein Buch ohne Prätensionen und geschraubte Problematik. Der Verfasser, Hans v. Oehlschläger, gehört zu jenen stillen Naturen, die nicht Aufhebens von ihrem Thema machen, die aber den Stoff mit Liebe, selbst mit Leidenschaft anpacken. Die Geschichte einer Jugend, der Werdegang des Knaben zum Jüngling ist hier geschildert. Das Thema ist tausendfach variiert worden und dennoch ist es schier unerschöpflich für den, der die Dinge ohne Voreingenommenheit betrachtet. Gerade in der Beobachtung von Menschen und Vorgängen liegt Oehlschlägers Stärke, dazu eignet ihm eine starke Liebe zur Natur. Sein „Held", der Sturmvogel, erlebt innerlich und äußerlich in stetem Konnex mit der Natur, die vielen kleinen Bitternisse und Enttäuschungen der Jugend, die sich nicht selten zu großen Katastrophen anwachsen. Aber als gesunder Junge geht der Kelch der ersten „grande passion" an ihm vorüber. Er wird auch im Lebenskampf seinen Mann stehen. Der zuversichtliche Anklang steht in schönem Einklang mit der lebensbejahenden Grundtendenz dieses echt deutschen Buches.

Börsenspiegel

Verwaltungssünden

Das Jahr 1926, im allgemeinen nicht gerade schlecht für die deutsche Wirtschaft und besonders für die Berliner Börse, ist nicht zu Ende gegangen, ohne noch eine Reihe böser Überraschungen gebracht zu haben. Es war beinahe, als ob sich die verschiedenen Verwaltungen der sanierungsreifen Werke noch im letzten Monat des Jahres dahin geeinigt hätten, bevor das alte Jahr zu Ende gehe, ihre Sanierungsmaßnahmen den unliebsam dadurch überraschten Aktionären bekanntzugeben, und so häuften sich die Hiobsbotschaften binnen kurzer Zeit in wenig angenehmer Weise.

Bei den Rombacher Hüttenwerken wurde saniert, und es stellte sich heraus, daß ungefähr das gesamte 100-Millionen-Kapital in kurzer Zeit verflüchtigt worden sei; bei den Ringwerken in Nürnberg, bei der Maschinenfabrik Humboldt in Köln, bei der Gothaer Waggonfabrik, bei der Görlitzer Waggonfabrik, bei der Zwickauer Maschinenfabrik, bei der Sinner-Gesellschaft, die im vorigen Jahre noch eine Dividende verteilt hatte, bei den sämtlichen Unternehmungen des Stumm-Konzerns, bei der Ufa, bei den Mannesmann-Mulag-Werken und noch etlichen anderen Gesellschaften erwiesen sich mit einem Male neue Kapitalzusammenlegungen als notwendig, und auch bei der Daimler-Gesellschaft munkelt man davon, wenn auch die Verwaltung nichts davon wissen will. Wenigstens einstweilen.

Verwaltungen wissen nun einmal leider sehr oft nicht, was bei ihren eigenen Unternehmungen vorgeht, und gerade die verschiedenen Fälle der jetzt notwendig gewordenen neuen Kapitalzusammenlegungen

beweisen, wie vollkommen man die Situation der betreffenden Unternehmungen noch vor wenigen Monaten verkannt hat. Man hat Bilanzen aufgestellt, die große Reserven aufwiesen, man hat Dividenden aus scheinbar erzielten Gewinnen verteilt, man hat den Aktionären für die Zukunft eine gute Rentabilität versprochen, und kurze Zeit später stellte sich bereits heraus, daß alles nicht stimmte, da es sich um Luftschlösser gehandelt hatte.

Ganz besonders eigenartig muß der Fall Ufa berühren. Denn eine Dividende von 6 v. H. im vorigen Jahre und nunmehr eine Zusammenlegung der Aktien im Verhältnis von 3 : 1, das ist wohl der größte Widerspruch, den man sich denken kann. Freilich, die vorjährige Dividende war gewissermaßen ein „Filmtrick", und in Wirklichkeit hätte sie niemals verteilt werden dürfen angesichts der starken Verschuldung des Unternehmens. Aber man wollte Zeit gewinnen, und die Verwaltung glaubte offenbar, eines Tages werde irgendein Filmwunder geschehen. Es geschah indessen kein Wunder, und die Schulden verschwanden nicht nur nicht, sondern wurden im Gegenteil immer höher, was sich schon daraus erklärt, daß Schulden Geld, nämlich Zinsen kosten, und so geschah es denn, daß die Ufa immer mehr und mehr in finanzielle Bedrängnis geriet. Nicht etwa, als ob es der ganzen deutschen Filmindustrie so schlecht ginge. Keineswegs, es geht ihr sogar ganz gut, und Terra, Nationalfilm und andere verteilen immerhin passable Dividenden. Aber die Ufa hatte teure, sehr teure Kräfte, und Herr Pommer, der heute in Amerika sitzt und Filme dreht, hat viele, viele Millionen gekostet. Das Geld spielte bei ihm keine Rolle, und wenn er einen Film mit zwei Millionen Mark veranschlagt hatte, so kostete er später anstatt dessen das Dreifache und mehr. Das kann natürlich keine noch so kapitalkräftige Gesellschaft aushalten, und das Bedauerliche ist nur, daß die höchst unschuldigen Ufa-Aktionäre für die sinnlose Verschwendungssucht des Herrn Pommer büßen müssen. Jetzt verspricht man ihnen natürlich wiederum die übliche „gute Rentabilität" für die Zukunft, aber wie oft hat man dieses Lied schon gehört und wie wenig Grund hat man leider, daran zu glauben?

Nicht viel weniger unerfreulich ist auch der Fall Humboldt Maschinen. Die Gesellschaft, einstmals ein hochrentables Unternehmen, hatte vor längerer Zeit einen Interessengemeinschaftsvertrag mit der Deutzer Gasmotorenfabrik abgeschlossen, und dieser Vertrag wurde natürlich, wie man es in solchen Fällen gewohnt ist, als sehr günstig für beide Teile hingestellt. Jetzt wird auf einmal bekannt, daß die Maschinenbauanstalt Humboldt etwa die Hälfte ihres Aktienkapitals verloren habe, und das Allersonderbarste ist, daß gleichzeitig erklärt wird, die Deutzer Gasmotorenfabrik habe für den Verlust ungeachtet des bestehenden Vertrags nicht aufzukommen. Man könne nicht gut ververlangen, daß die Deutzer Aktionäre den bei Humboldt entstandenen Schaden mittrügen. Das bedeutet, daß man offenbar Verträge genau so auffassen und auslegen kann, wie es einem gerade Vergnügen macht und vorteilhaft erscheint. Eine sonderbare Ansicht, der die Humboldt-Aktionäre schwerlich zustimmen werden. Denn der Gemeinschaftsvertrag war doch mit dem Inhalt abgeschlossen worden, daß für Gewinn und Verlust gegenseitig eingestanden werden solle.

Wie kann man unter solchen Umständen verlangen, daß die Aktionäre überhaupt noch Vertrauen zu den Verwaltungen haben?

Mehr als ein Dutzend großer Gesellschaften hat innerhalb weniger Tage mitgeteilt, daß sie ihr Aktienkapital herabsetzen müssen, und zwar nicht etwa wegen letzthin entstandener Verluste im Betriebe, sondern deswegen, weil offenbar schon seit Jahr und Tag falsche Bilanzen vorgelegen haben; das heißt solche, die sich nachträglich als unhaltbar herausgestellt haben. Das Auffällige dabei ist aber, daß nicht etwa schon ein Jahr nach der Goldmarkbilanz diese Unrichtigkeit erkannt worden ist, sondern ein weiteres Jahr nachher, und daß man inzwischen immer noch an der falschen Fiktion festgehalten hat, die Bilanzen seien in Ordnung, so daß man sogar, wie im Falle der Sinner Akt.-Ges., lustig und unbekümmert Dividenden zahlte, gerade als sei alles in bester Ordnung.

Es ist wirklich eine lange und stattliche Verlustliste, die den überraschten Aktionären unterbreitet wird, und dabei erhebt sich die bange und nicht ganz ungerechtfertigte Frage, ob die traurige Verlustliste nunmehr abgeschlossen sei oder ob weitere unliebsame Überraschungen bevorständen. Beispielsweise im Falle Daimler. Zu der Daimler Motoren-Gesellschaft hat man ebenfalls kein rechtes Vertrauen mehr, und wenn auch, wie schon gesagt, die Verwaltung ihrerseits stolz erklärt, keine Kapitalzusammenlegung nötig zu haben, so bringt man dieser Erklärung doch eine gewisse und wohlbegründete Skepsis entgegen. Denn die Tatsache der hohen Schulden läßt sich nicht gut leugnen, und ziemlich unklar erscheint es, wie sie getilgt werden können.

Der Fall Daimler liegt in gewissem Sinne ähnlich wie der Fall Ufa. Beide Gesellschaften kranken an viel zu hohen Bankschulden, und da sie diese aus dem Betriebe unmöglich tilgen können, müssen sie sich nach einer anderen Möglichkeit umsehen. Eine Anleihe wäre sehr naheliegend, aber wer soll der Daimler-Gesellschaft eine solche Anleihe heute geben? Außerdem würde die schwere Belastung mit den Zinsen in diesem Falle weiter fortbestehen, und die Aktionäre würden auf viele Jahre hinaus keine Aussicht auf Dividenden haben. Es wird also doch wohl eines Tages nichts anderes übrigbleiben, als an die armen Aktionäre heranzutreten, sie möchten das Unternehmen wieder gesundmachen und neue Opfer bringen. Dabei erinnert man sich wehmütig, welche Stellung einst die Daimler-Gesellschaft und ihre Aktien an der Börse eingenommen haben; erinnert sich der Zeiten, wo man der Verwaltung übertrieben Thesaurierungspolitik vorwarf und sich bitter beschwerte, daß sie aus den erzielten Riesengewinnen den Aktionären nur so magere Dividenden zukommen ließe. Das ist leider schon lange her, und inzwischen haben sich kaum bei einem andern Unternehmen in ganz Deutschland die Verhältnisse derart zum Schlechten verändert wie bei der Daimler-Gesellschaft; und besonders traurig ist es, daß infolge der stattgefundenen Verschmelzung auch die armen Benz-Aktionäre in die Krise hineingezogen worden sind, denen es ohne diese Fusion, die man ihnen als so vorteilhaft geschildert hatte, zweifellos weit besser ginge.

Ein schlechter Jahresausklang, und eine große Anzahl von Verwaltungen hat bewiesen, daß sie von den Pflichten, welche die Verwaltung fremden Vermögens auferlegt, etwas sonderbare Vorstellungen hat. Für diese mangelhaften Vorstellungen aber haben, wie leider immer, die armen Aktionäre nunmehr zu büßen. Florian.

Für den redaktionellen Teil verantwortlich: Dr. Heinrich Ilgenstein, Charlottenburg.
Für den geschäftlichen Teil verantwortlich: Paul Lentz, Berlin W 30, Motzstr. 11.
Druck: Paß & Garleb A.-G., Berlin W 57, Bülowstr. 66.

Tägliche Rundschau

Unabhängige Zeitung für nationale Politik
mit Unterhaltungsblatt für
die Gebildeten aller Stände

Herausgeber:
D. Bruno Doehring und Heinrich Rippler

Die große nationale Tageszeitung

Die Zeitung der Gebildeten und der deutschen Familie

*

Probenummern liefert kostenlos

Geschäftsstelle der Täglichen Rundschau
Berlin W 57, Bülowstraße 66

Fernsprecher: Nollendorf 8120—8123
Telegrammadresse: Rundschaudienst

14 DAY USE
RETURN TO DESK FROM WHICH BORROWED
LOAN DEPT.
This book is due on the last date stamped below, or
on the date to which renewed.
Renewed books are subject to immediate recall.

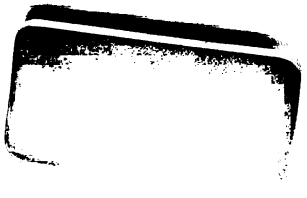
29Apr'65 4
REC'D LD
APR 17 '65-2 PM
FEB 17 1970 1 8

LD 21A-60m-3,'65
(F2336s10)476B

General Library
University of California
Berkeley

YH 03192

637983

AP
30
G4
1

UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY